

Belletristisches
Lese-Cabinet.

697. 698. 699. 700. Lief.

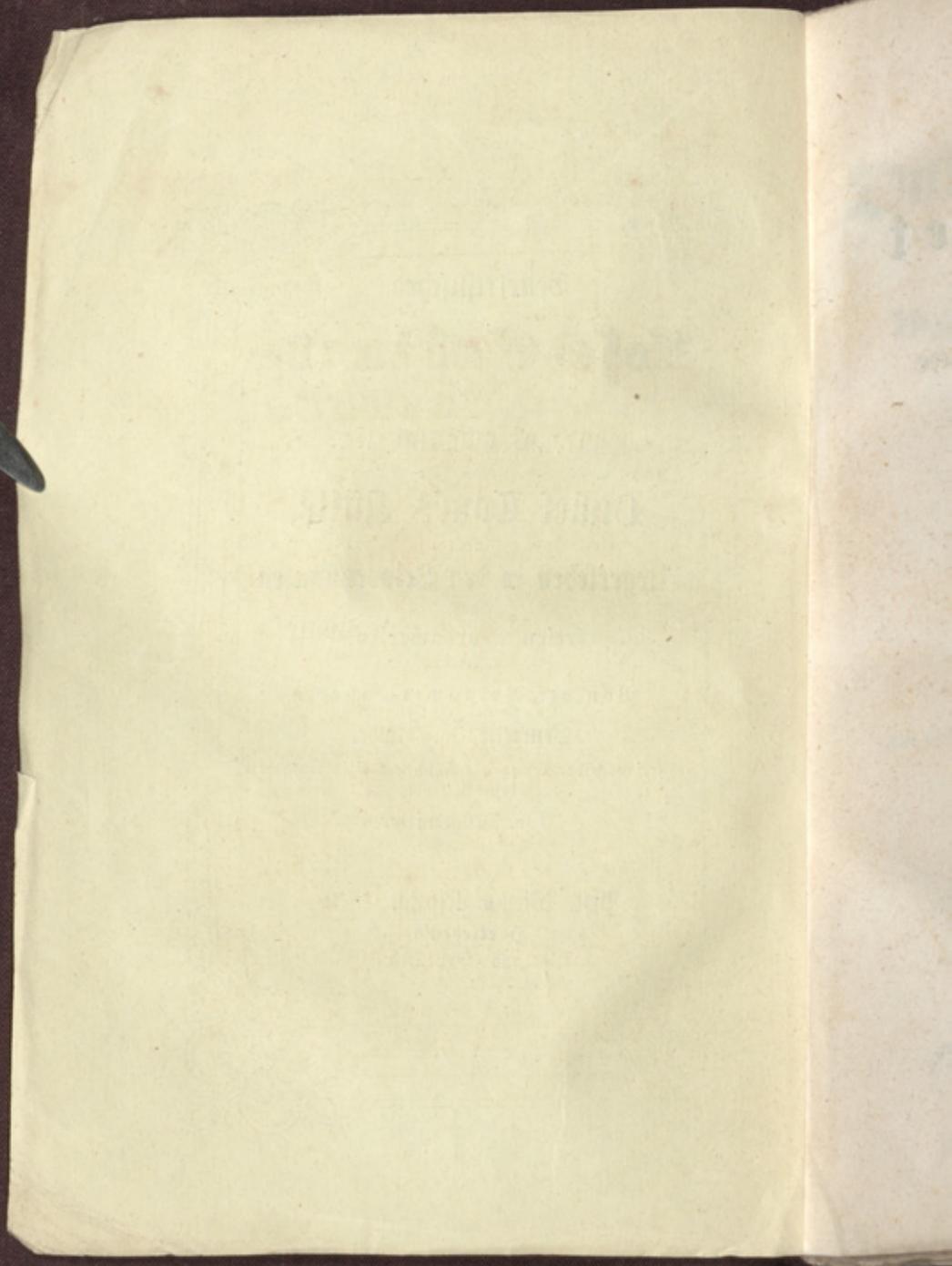
Onkel Tom's Hütte,
oder
Negerleben in den Staaten
des
freien Nordamerika.

Von der Nordamerikanerin
Henriette B. Stowe.

Frei nach der zehnten englischen Originalausgabe
bearbeitet von

Dr. Angewitter.

West, Wien u. Leipzig, 1852.
Hartleben's
Verlags-Expedition.



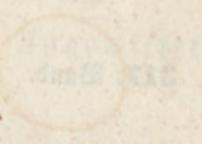
Bestimmtes
Feld-Abtheilung

neuer und besser

unter

in

Dr. Hermann



1851

Belletristisches
Lese-Cabinet
der
neuesten und besten Romane
aller Nationen
in sorgfältigen Uebersetzungen.

Herausgegeben
von
D^r Hermann Meynert.

317. Band.

West, Wien und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.

t
Dufel Tom's Hütte,

oder

Negerleben in den Slavenstaaten

des

freien Nordamerika.

Von der Nordamerikanerin

Henriette B. Stowe.

Frei nach der zehnten englischen Originalausgabe bearbeitet

von

Dr. Angewitter.

Wetz, Wien und Leipzig, 1852.

Gartleben's Verlags-Expedition.

Handbuch der Geographie

von Dr. Carl Ritter

Leipzig

Verlag von C. Neumann, Neudamm

Erstausgabe 1857

Dr. Carl Ritter

Druckt bei Leopold Sommer in Wien.

Die in
lungen sind
wand gefle
dern Lha
sich vor n
von denen
ten vorke
aus dem
schen Wer
den Geogr
für ihm zu
Bild von d
sen zu kön
historische
lage das
seiner W
eine gebo
beigewohn
Augenzeug
nen leben
Sobal zu

Erstes Capitel.

Die Sklaven und die Freien.

Die in den nachfolgenden Capiteln enthaltenen Erzählungen sind allerdings größtentheils in ein romantisches Gewand gekleidet, aber darum keineswegs ein Roman, sondern Thatsachen aus dem wirklichen Leben, die sich vor noch gar nicht langer Zeit zugetragen haben, und von denen ähnliche fast noch täglich in den Vereinigten Staaten vorkommen. Sie sind aber auch nicht Schilderungen aus dem Leben, wie man sie etwa in größeren geographischen Werken findet, und welche mehr oder minder nur für den Geographen von Fach lebhaftes Interesse haben, indem sie ihm zu festen Anhaltspunkten dienen, um sich ein getreues Bild von den Bewohnern dieses oder jenes Landes entwerfen zu können. Sie sind jedoch anderseits wiederum keine historische Novelle, deren Verfasser auf geschichtlicher Grundlage das Gemälde im Ganzen nur nach den Eingebungen seiner Phantasie ausführt; während hier die Verfasserin, eine geborne Nordamerikanerin, manchen Scenen persönlich beigewohnt, und die übrigen nach den Mittheilungen von Augenzeugen geschildert hat. Von den handelnden Personen leben viele jetzt noch. Kurz, die Erzählungen sind ganz

geeignet, das Interesse von Lesern der verschiedensten Richtungen und Ansichten zu fesseln, und werden daher nicht nur denjenigen Leser, dem es hauptsächlich blos um eine unterhaltende Lectüre zu thun ist, ungemein ansprechen, sondern auch den, der ein getreues Gemälde von dem Thun und Treiben in den Staaten der nordamerikanischen Union zu haben wünscht.

Das englische Original, betitelt: *Uncle Tom's Cabin; or Negro Life in the Slave States of America. By Harriet Beecher Stowe* (des Onkel Thomas Hütte, oder Negerleben in den nordamerikanischen Staaten; von Henriette Beecher Stowe), ist 329 enggedruckte Octavseiten stark; und eine getreue und vollständige Uebersetzung desselben würde dem deutschen Leser schwerlich sehr behagen; schon wegen der vielen und langen, im Provinzialdialekt und Neger-Englisch geführten Gespräche, die freilich dem nordamerikanischen und englischen Leser sehr zusagen mögen, weil er nordamerikanisch oder englisch denkt und fühlt, und zugleich einzelne Andeutungen und Anspielungen darin genau kennt, die aber für den deutschen Leser ermüdend sind, indem sie ihn in einen Ideenkreis führen, der ihn durchaus nicht interessiren kann. Sie würden, vollständig wiedergegeben, auf ihn ungefähr den nämlichen Eindruck machen, wie auf den Engländer oder Nordamerikaner plattdeutsche Gespräche zwischen Bauern in den deutschen Marschländern der Nordseeküste bei Abschließung eines Mastochsen- oder Pferdehandels. So wenig nun den Britten und dessen transatlantischen Stammgenossen eine genaue Beschreibung des Ideenkreises, in welchem deutsche Viehhändler bei vorkommenden Gelegenheiten sich bewegen, interessiren kann, so wenig kann auch dergleichen mit Be-

Ziehung auf
Leser Inter
druck bleib
ten wird.

Er erh
gefürzten des
fentliches au
deutschen S
wiedergibt,
häufigen W
sprüche, w
schließen, un
theils vollstän
ben worden.
tels auch sel

Der ob
Weise ho
landelt sich
raktereigenth
Sache selbst
fante Erzähl
tung des Ju
nordamerikan
gelassen wer
den Verei
Zeit ze h
folche Nachfr
veranstaltet

Unter
in denen Sch
ten werden d

ziehung auf nordamerikanische Sklavenhändler dem deutschen Leser Interesse gewähren. Genug, wenn ihm der Totaleindruck bleibt, und der Hauptfaden der Erzählung festgehalten wird.

Er erhält demnach das englische Original in einer abgekürzten deutschen Bearbeitung, in der jedoch nichts Wesentliches ausgelassen ist, und die dem deutschen Leser im deutschen Sinne und in deutscher Auffassungsweise genau wiedergibt, was das Original mit vielem Wortschwall und häufigen Abschweifungen erzählt. Zugleich sind manche Gespräche, welche dem Hauptfaden der Erzählung sich anschließen, und letzterer eine größere Lebendigkeit verleihen, theils vollständig, theils nur wenig abgekürzt wiedergegeben worden. So unpassend der erste Theil des Originaltitels auch sein mag, so mußte er doch beibehalten werden.

Der oben beiläufig angedeutete Zweck wird auf solche Weise hoffentlich ganz und gar erreicht werden. Denn es handelt sich hier nicht um eine richtige Auffassung der Charaktereigenthümlichkeiten der Verfasserin, sondern um die Sache selbst, nämlich erstens um eine interessante und pikante Erzählung, und zweitens um eine getreue Schilderung des Zustandes der Dinge in den Sklavenstaaten der nordamerikanischen Union. Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß das nordamerikanische Original in den Vereinigten Staaten selbst binnen ganz kurzer Zeit zehn Auflagen erlebt, und auch in England eine solche Nachfrage gefunden hat, daß daselbst ein Nachdruck veranstaltet werden mußte.

Unter diesen Sklavenstaaten versteht man diejenigen, in denen Sklaven gehalten werden und gesetzlich gehalten werden dürfen, um durch sie den Plantagen- und Acker-

bau, statt der Tagelöhner, und die häuslichen und andere ähnliche Verrichtungen statt gemieteter Dienstboten besorgen zu lassen. Es sind die folgenden: Delaware (1850 zählte er 90,407 Einw., darunter waren 2688 Sklaven); Maryland (Bevölkerung im genannten Jahre: 575,150 Einw., darunter 89,204 Sklaven); Virginien (Bevölkerung: 1,424,863 Einw., darunter 473,972 Sklaven); Nord-Carolina (unter 868,870 Einw. waren 288,412 Sklaven); Süd-Carolina (unter 668,247 Einw. über die Hälfte Sklaven, nämlich 384,720); Georgien (349,208 Sklaven unter 888,726 Einw.); Florida (40,335 Sklaven unter 89,459 Einw.); Alabama (344,323 Sklaven unter 779,001 Einw.); Mississippi (174,495 Sklaven unter 304,927 Einw., also, wie bei Süd-Carolina, mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Sklaverei gehalten); Tennessee (237,026 Sklaven unter 1,006,213 Einw.); Kentucky (211,237 Sklaven unter 993,344 Einw.); Missouri (87,767 Sklaven unter 682,907 Einw.); Arkansas (45,242 Sklaven unter 198,796 Einw.); Louisiana (249,947 Sklaven unter 523,094 Einw.) und Texas (62,000 Sklaven unter 230,000 Ein.). Außerdem besteht noch im Bundesdistrikte Columbia, also unmittelbar unter den Augen des Präsidenten und Congresses der nordamerikanischen Freistaaten, die Sklaverei in voller gesetzlicher Kraft, und unter der dortigen Bevölkerung von 51,670 Einwohnern im Jahre 1850 befanden sich 3,688 Sklaven. — Nur Delaware wird noch zu den mittleren Staaten gerechnet, alle übrigen oben genannten Staaten (den auf der Grenze von Maryland und Virginien gelegenen Bundesdistrikt mit eingeschlossen) werden mit dem allgemeinen Namen südliche (nämlich

lich hier:
und weßf
Die
Illinois,
dann die n
New-Jerse
Staaten
jetzt Rh
ie hlich
Congreß
Eigentüm
Da
Staaten
wir mit fun
nen. Kent
Tabaks- u
Plantagen
Virginien
durch den
Illinois get
Fluß von de
geschieden,
im N. mit
see, der auf
von Canada
brufen und
auch auf de
den Nothen
als Geleg
zuweisen.
Die gen

lich hier: Tennessee, Kentucky, Missouri und Arkansas) und westliche Staaten bezeichnet.

Die andern westlichen Staaten: Californien, Iowa, Illinois, Wisconsin, Michigan, Indiana und Ohio; so dann die mittleren Staaten New-York, Pennsylvanien und New-Jersey, und die sechs nördlichen oder Neuengland-Staaten Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut dulden g r u n d e s e h l i c h keine Sklaverei, liefern aber, in Gemäßheit einer Congressacte, entlaufene Sklaven auf Requisition an ihre Eigenthümer in den Sklavenstaaten wieder aus.

Da der Schauplag der Erzählung hauptsächlich die Staaten Kentucky, Ohio und Louisiana sind, so wollen wir mit kurzen Worten ihre geographische Lage hier bezeichnen. Kentucky, welches vornehmlich Mais-, Weizen-, Tabaks- und Hansbau und durchaus keinen eigentlichen Plantagenbau treibt, ist ein mittlerer Binnenstaat, zwischen Virginien und dem Mississippistrom, und im N. und N. W. durch den Ohiofluß von den Staaten Ohio, Indiana und Illinois getrennt. Der Staat Ohio, durch den gleichnamigen Fluß von dem an seiner Südseite liegenden Staate Kentucky geschieden, grenzt im D. an Pennsylvanien und berührt im N. mit einem ziemlich beträchtlichen Landstrich den Erie-see, der auf der entgegengesetzten nördlichen Seite die Ufer von Canada bespült. Louisiana liegt am mericanischen Meeresbusen und hauptsächlich auf dem westlichen, zum Theil aber auch auf dem östlichen Ufer des Mississippi, der hier rechts den Rothen Fluß aufnimmt. — Wir werden später mehrmals Gelegenheit haben, auf diese Andeutungen hinzuweisen.

Die genannten 15 Sklavenstaaten und der Bundes-

distrikt Columbia hatten nach der Zählung von 1850 eine
 Gesamtbevölkerung von 9,101,085 Einw. und darunter
 3,178,055 Sklaven; so daß auf nicht einmal 3 Freie schon
 1 Sklave kam. Man rechnet jedoch nur etwa 120,000 eigent-
 liche Sklavenhalter, von denen also durchschnittlich jeder
 mehr als 26 Sklaven halten würde, obwohl in Wirklichkeit
 manche deren weit mehr, andere wiederum weniger haben.
 Dem sei übrigens wie ihm wolle: genug, diese verhältnismä-
 ßig wenigen Sklavenhalter gebieten mit einer unum-
 schränkt despotischen Gewalt und unter einem Ge-
 setzeschutz, dessen sich kein morgenländischer Despot rüh-
 men kann, über eine Sklavenmasse, die der Gesamtbevölkerung
 des Königreichs Schweden oder des Königreichs Portugal
 fast gleich kommt. Wir sagen gebieten; denn der Ausdruck
 herrschen oder beherrschen würde Untergebene mit politischen,
 wenn auch noch so beschränkten, Rechten voraussetzen: die nord-
 amerikanischen Sklaven haben aber durchaus keine Rechte, so
 wenig wie die Viehheerden, Baumwollballen oder Tabaksfässer
 ihrer Herren. Und diese Herren, diese Sklavenhalter, von deren
 tyrannischem und oft empörend grausamen Verfahren gegen
 ihre Sklaven in den nachfolgenden Capiteln zahlreiche Bei-
 spiele vorkommen werden, führen mit anderen Bürgern der
 Ver. Staaten stets den Wahlspruch Freiheit und Gleich-
 heit im Munde; — sie, die ihre Pferde, Hunde und
 Ochsen bei weitem liebevoller und rücksichtsvoller behandeln
 als die zu ihrem Wirthschafts-Inventar gehörenden Menschen,
 erklären ihre Nation für die freieste auf Erden und be-
 trachten ihre republikanische Staatsverfassung — die nämli-
 che, welche den Sklavenhaltern die unbeschränkteste Will-
 kür gegen die Sklaven einräumt und den Nicht-Sklaven-
 staaten die Pflicht auferlegt, Sklaven, die ihren Tyrannen

entronnen sind, an diese wieder auszuliefern — als ein Mu-
 ster für alle Staaten in der Welt; — sie, die nicht Qua-
 len genug erfinden können, um die Theilnehmer des, wenn
 auch noch so leisen Versuches einer Sklavenempörung zu
 Tode zu peinigen, begrüßen mit lautem Jubel jede
 Empörung wider rechtmäßige Regierungen in Europa
 (wo seit den Römerzeiten, die nichtchristliche Türkei abgerech-
 net, nie Sklaverei geherrscht hat), begünstigen und unter-
 stützen die europäischen Revolutionsmänner auf alle erdenk-
 liche Weise, damit wo möglich die europäischen Monarchien
 gestürzt und an deren Stelle Republiken nach nordameri-
 kanischem Muster errichtet werden, und machen gemeinschaft-
 liche Sache mit Freibeutern, welche darauf ausgehen, die
 Insel Cuba zu plündern und dann von der spanischen Regie-
 rung loszureißen, damit diese nicht etwa früher oder später
 auf den Gedanken einer Sklavenemancipation gerathe und
 dadurch den Freiheitstrieb bei den Sklaven in den benachbar-
 ten nordamerikanischen Freistaaten verstärke!

Man sollte denken, dieser schreiende Widerspruch
 zwischen eiserne Despotismus und angeblich voll-
 kommener politischer Freiheit und Gleichheit in
 einem und demselben Lande wäre zu einleuchtend,
 als daß irgend Jemand, der seine fünf Sinne beisammen hat, die
 groben Mängel der dertigen Staatseinrichtungen verkennen
 oder gar auf den Einfall kommen sollte, die nordamerikanische
 Republik für ein Staatsmuster zu halten. Und doch ist dem so!
 Daß die Nordamerikaner selber für ihre Republik schwärmen, ist
 um so natürlicher, da sie von Jugend auf daran gewöhnt
 sind, tagtäglich in Schulen, öffentlichen und Privatver-
 sammlungen diese Republik rühmen und anpreisen, dagegen
 monarchische Staatseinrichtungen verschreien und als Despo-

tien schildern hören, und selbst wenn sie dieselben, durch
 kürzern oder längern Aufenthalt in monarchischen Staaten
 des europäischen Festlandes genauer kennen zu lernen
 Gelegenheit haben, doch bei ihrem Nationaldünkel, ihrer
 Befangenheit und Geistesoberflächlichkeit außer Stande sind,
 das Grundwesens und die mehr als tausendjährigen Wurzeln
 der geschichtlich begründeten und herangebildeten europäischen
 Monarchien richtig zu würdigen. Daß ferner europäische
 Revolutionsmänner die nordamerikanische Republik nicht
 bloß anpreisen, sondern auch gar gern ganz Europa nach
 diesem Zuschnitte umwandeln möchten, ist ebenfalls begreif-
 lich; denn wenn sie gleich an den Nordamerikanern das
 Eine auszusagen haben, daß dieselben ihr oft mit der an-
 gestrengtesten Thätigkeit erworbenes Geld zu lieb haben, um
 es sich von Communisten rauben zu lassen, und daher von
 einem Communismus durchaus nichts wissen wollen; so
 paßt ihnen doch deren republikanische Regierungsform zu
 trefflich in ihren Kram, als daß sie dieselbe nicht als ein
 Radicalheilmittel wider alle Staatsgebrechen den europäi-
 schen Völkern anempfehlen und ernstlich bemüht sein sollten
 sie ihnen aufzuzwängen. Denn sie wissen sehr wohl, daß
 wenn ihnen ihre Umwandlungsversuche in Europa g e l a n g e n,
 sie h i e r mittelst dieser Regierungsform den Communismus
 (worauf ihr ganzes Sehnen, Dichten und Trachten gerichtet
 ist) nach Herzenslust einführen könnten, — wenigstens
 auf so lange, bis sie sich gehörig bereichert. Auch Geschäfts-
 leuten, die von Europa nach Nordamerika ausgewandert,
 dort ihr Glück gemacht und ein ansehnliches Vermögen er-
 worben haben, ist es zu Gute zu halten, wenn sie Gefallen
 an den dortigen Staatsbeinrichtungen finden. Denn diesen
 hauptsächlich messen sie den glücklichen Erfolg ihrer Unter-

nehmung
 haupt sel
 und Geg
 genug,
 und Frei
 Ab
 scharffinn
 jenen W
 rikanisch
 sancton
 ein Wust
 politischen
 wohl dab
 Freiheit v
 eigene W
 Schichten
 prak
 richtungen
 maßlosen
 die Anneh
 wegen ein
 Einsperrun
 Belgen des
 Medicinal-
 Krankheits
 (Bälle, d
 Magnesia
 Apotheken
 kommen),
 ja oft kaum
 ihren Eisen

nehmungen bei; zudem thut die Gewohnheit viel, und überhaupt sehen dergleichen Leute immer nur auf das Aeußere und Gegenwärtige und haben weder Zeit noch Scharfblick genug, um die Schattenseiten des sie umgebenden Thuns und Treibens zu erkennen.

Aber fast unerklärlich ist es, wie Männer, die als scharfsinnige Denker, Gelehrte oder Staatsmänner gelten, jenen Widerspruch übersehen und trotz des in der nordamerikanischen Union vollständig organisirten und gesetzlich sanctionirten Slavensystems diese Republik dennoch für ein Muster erklären und als den Sitz der wahren und ächten politischen Freiheit und Gleichheit ansehen können. Es muß wohl daher rühren, weil sie in diesem gelobten Lande der Freiheit nicht persönlich gewesen sind und es also nicht durch eigene Anschauung kennen. Denn hätten sie es bereist, alle Schichten der dortigen Gesellschaft, alle Einzelheiten der praktischen Wirksamkeit der dortigen Staatseinrichtungen und die wirklichen Folgen einer im Princip maßlosen Freiheit und Gleichheit kennen gelernt; hätten sie die Unnehmlichkeit erfahren, mit Steinen beworfen und wegen einer dieserhalb gereichten Ohrfeige mit Geldbuße und Einsperrung bestraft zu werden; hätten sie die praktischen Folgen des gänzlichen Mangels einer Beaufsichtigungs-, Medicinal-, Cultur- und Wohlfahrtspolizei erprobt in Krankheitsfällen, beim Verabreichen von Medicamenten (Fälle, daß aus Versehen oder Unwissenheit Arsenik statt Magnesia oder Gremor tartari aus nordamerikanischen Apotheken gesendet worden, sind schon mehrmals vorgekommen), auf Eisenbahnen und Dampfschiffen (keine Woche, ja oft kaum ein Tag vergeht, wo nicht auf nordamerikanischen Eisenbahnen und Dampfschiffen Unglücksfälle mit

größeren oder geringeren Verlust von Menschenleben vorkommen); hätten sie das Heiligthum des Capitols in Washington betreten und in diesem Tempel der Gesetzgebung die daselbst vorkommenden und sehr häufig in Balgereien und Raufereien ausartenden Gemeinheiten unter den Senatoren wie unter den Mitgliedern der Repräsentantenkammer selbst mit angesehen, und endlich von der Wirklichkeit des Thuns und Treibens unter den Schavenhaltern, Schavenjägern, Schavenauktionären und Schavenauspeitschern persönlich sich überführt, so würden sie wahrscheinlich von ihren Freiheits- und Gleichheits-, von ihren Musterstaats träumen erwachen und die Dinge in deren nackten, prosaischen und zum Theil schrecklichen Wirklichkeit sehen.

Das es unter den Nordamerikanern sehr edle, und zwar nicht wenige edle und hochherzig gesinnte Menschen gibt, ist eben so unlängbar; und zudem haben bei diesen ihre Gesinnungen einen um so höhern Werth, weil sie meist auf entschieden christlicher Grundlage beruhen und daraus als segensreiche Früchte hervorgegangen sind. Denn es gibt, möchte man sagen, kaum ein Land, wo das praktische Christenthum in dem Maße vorherrscht und sich geltend macht, wie in den Vereinigten Staaten. Es äußert sich nicht bloß in einer aufrichtigen und thätigen Nächstenliebe, sondern namentlich auch z. B. durch einen unbesiegbaren Widerwillen gegen gottelasterliche Schriften, die bei allen Versuchen, welche eingewanderte Europäer gemacht, nie Absatz finden, also auch nie ihr Gift unter die Masse haben verbreiten können. Wir sprechen hier, wie gesagt, nur von den eingeborenen Nordamerikanern und zugleich auch nur von solchen, die das Christenthum lebendig aufgefaßt haben

und beifä
amerikaner
pünktlich
land und
Wesen des
namentlich
Westen, v
von ihren
auf Gegen
Nothwendig
beschränken,
sich zu berufe
ihrer Ausl
fertigung d
werden ill
Die A
Nothwendig
ren, lassen
„Der größte
Schlaven, un
jenes. Sodan
Landwirthsch
Schlavenarbeit
billig als
läufiger. D
Lohn, nicht
aber den
unsere Bau
billig liefern
Absatz. Das
Seite, aber a

und beihätigen. Denn es gibt allerdings auch viele Nordamerikaner, welche bloße Namenschristen sind oder etwa die pünktliche Beobachtung der (in Nordamerika wie in Schottland und England sehr strengen) Sabbathordnung für das Wesen des Christenthums ansehen. Zu diesen gehören namentlich die meisten Clavenhalter im Süden und Westen, welche gedrängt und mit Vorwürfen überhäuft von ihren nördlichen und östlichen Mitbürgern, sich nicht auf Gegengründe aus dem Eigenthumsrecht, dringender Nothwendigkeit und den örtlichen Verhältnissen hergeleitet, beschränken, sondern obendrein noch auf die heil. Schrift sich zu berufen und einzelne Stellen derselben, natürlich nach ihrer Auslegung, anzuführen sich nicht entblöden zur Rechtfertigung der Claverei! In den nachfolgenden Capiteln werden Fälle der Art häufig vorkommen.

Die Hauptgründe, welche die Clavenhalter für die Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung der Claverei anführen, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen. Sie sagen: »Der größte Theil unseres Vermögens steckt einmal in den Claven, und verlieren wir diese, so verlieren wir auch jenes. Sodann ist unsere ganze Plantageneinrichtung und Landwirthschaft einmal auf Clavenarbeit eingerichtet, und Clavenarbeit, bei noch so großem Auslagecapital, ist weit billiger als Tagelöhnerarbeit, auch weit sicherer und zuverlässiger. Denn den Tagelöhner können wir, auch gegen hohes Lohn, nicht immer zu angestrenzter Arbeit zwingen, wohl aber den Claven. Wir könnten also bei Tagelöhnerarbeit unsere Baumwolle, unsern Reis, unsern Tabak nicht so billig liefern wie jetzt und fänden dafür denn auch weniger Absatz. Das menschliche Recht ist entschieden auf unserer Seite, aber auch das göttliche; denn wir brauchen nur die

einzig Stelle, 1 Mos. 1, 26., anzuführen, wo Gott ausdrücklich sagt, die Menschen sollen herrschen über die Fische im Meere, und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh: nun aber sind die Schwarzhäute (Neger) so wenig wie die Rothhäute (Indianer) zu den Menschen zu rechnen, sondern gehören zum Vieh u. s. w.

Die Unhaltbarkeit und zum Theil Widersinnigkeit dieser Gründe liegt auf der Hand, und sie werden ja zunächst schon durch die nördliche Hälfte der Union widerlegt, welche keine Sklaven hält und dennoch billige Producte liefert. Baumwolle wird exportirt nach Europa von Ostindien, Westindien und dem südamerikanischen Festlande, und ist gepflückt, sortirt und verpackt worden nicht von Sklaven, sondern von Tagelöhnerhänden, und kostet theilweise noch weniger als die nordamerikanische Baumwolle. Zucker wird auf Java und in andern Ländern Ostindiens von freien Eingebornen gebaut und kostet im Anbau und Einkaufe weniger als der Sklavenzucker in Brasilien und anderwärts. Tabak von der besten Sorte wird auf dem südamerikanischen Festlande nicht von Sklaven, sondern von Freien gebaut, und findet stets den vortheilhaftesten Markt in Europa und anderen Welttheilen. Um Reis ist vollends keine Noth, denn er wird sogar im südlichen Europa gebaut. Nimmt man nun noch hinzu, daß es in Nordamerika, zumal gegenwärtig, unzählige europäische Einwanderer gibt, die an anstrengende Körperarbeit gewöhnt sind, aber bei der starken Concurrenz in den nördlichen Staaten keine lohnende Beschäftigung finden, die also mit Freuden gegen ein billiges Tagelohn in den Plantagen und auf den Feldern in den südlichen und westlichen Staaten arbeiten, und am Ende mehr leisten würden als die mißhandelten

und ausge
oben ange
den sich d
noch wie d
in Tyrann
tal. stolze
Einwand
dem Sklave
gern und be
angemessene
Welt in selb
Indes
der grelle
Freiheit in
welches für
mehr, diese
ist eine Ver
Menschenre
brittischen
andern: S
einem Eigent
habe. Ich stel
solches Eigen
Gefühle der
gleichviel ob
dabei zu
jene Ansprü
Es gibt ein
büchern steht
tung hat, un
des Columbus
Doch Tom's

und ausgehungerten Slaven, so fällt vollends jeder der oben angeführten erbärmlichen Gründe weg. Freilich würden sich diese freien Einwanderer weder zum Vieh rechnen, noch wie das Vieh behandeln lassen, und das würde dem in Tyrannie und in herrisches Wesen hinein gewöhnten brutal-stolzen Pflanzer schlecht behagen. — Was endlich den Einwand betrifft hinsichtlich des großen Capitals, das in dem Slaven steckt, so würden die nördlichen freien Staaten gern und bereitwillig die Hand bieten zur Aufbringung einer angemessenen Entschädigungssumme, wie es das brittische Volk in solchem Fall gethan.

Indeß selbst von diesem allen abgesehen, bleibt immer der grelle Widerspruch zwischen Slaverie und maßloser Freiheit in einem und demselben Lande, in einem Lande, welches für das freieste auf der Erde gelten soll. Aber noch mehr, diese Slaverie empört das menschliche Gefühl und ist eine Verhöhnung der theuersten und unveräußerlichsten Menschenrechte. Bei einer vorkommenden Gelegenheit im brittischen Parlamente äußerte einst Lord Brougham unter anderm: »Sprecht mir doch von keinem Rechte oder von einem Eigenthum, welches der Pflanzer an seinen Slaven habe. Ich stelle ein solches Recht in Abrede, ich erkenne ein solches Eigenthum nicht an. Das Grundwesen und die Gefühle der menschlichen Natur empören sich dagegen, gleichviel ob die gesunde Vernunft oder das fühlende Herz dabei zu Rathe gezogen wird. Von Gesetzen zu reden, die jene Ansprüche sanctionirt haben, ist eine Lächerlichkeit. Es gibt ein Gesetz, welches über allen menschlichen Gesetzbüchern steht, durch die ganze Welt und für alle Zeiten Geltung hat, und längst vorhanden war, als das kühne Genie des Columbus eine tausendjährige Nacht aufhellte und dem

einen Welttheile die Quellen der Macht und des Reichthums öffnete und dem andern ein unaussprechliches Elend bereitete, wie es noch jetzt dort sich vorfindet. Es ist das von dem Finger Gottes in jedes Menschenherz geschriebene Gesetz, welches unveränderlich und ewig ist, und nach welchem, so lange Betrug verabscheut, Raub und Gewaltthätigkeit gehaßt und Menschenblut mit Schauer betrachtet wird, der Mensch mit Entrüstung den wahnsinnigen und verbrecherischen Gedanken, daß der Mensch einen Menschen zum Eigenthum haben könne, stets zurückweisen wird.

Wie Lord Brougham denken, wenn nicht alle, aber doch die meisten Nordamerikaner in den Neuenglands- und übrigen nördlichen Küsten- und Binnenstaaten. Es haben sich Vereine zu dem Zwecke gebildet, um durch alle gesetzlich erlaubte Mittel auf die gänzliche, wenn auch allmähliche Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten hinzuwirken; jährlich werden öffentliche Versammlungen in Newyork und anderwärts zu dem nämlichen Zwecke gehalten; die öffentliche Presse in den freien Staaten (das heißt in denen, wo die Sklaverei gesetzlich abgeschafft ist) unterstützt diese Bemühungen auf's Kräftigste; und so ist denn die Zahl und der Einfluß der Abolitionisten (Anhänger des Principes der Abolition oder Abschaffung der Sklaverei, die übrigens auch wohl Free-soilers oder Vertheidiger des freien Bodens genannt werden) im Congresse zu Washington nach und nach immer größer geworden, was der Hoffnung Raum läßt, daß trotz dem Toben der Gegner die gute Sache endlich den Sieg davon tragen werde. Schon 1821 hat ein menschenfreundlicher nordamerikanischer Verein auf der Pfefferküste Ober-Guinea's einen fruchtbaren Landstrich von beinahe 300 Quadratmeilen angekauft und

dasselbe
zig vor
von jed
daß Ne
sprüngle
sehen,
sich vere
Un
der Uni
in den
schäftslose
dastehen
Schreiber
welches
verei geh
hier mi
Virgini

Wä
ich mich
über den
Sie mein
staaten be
Sklaven
dann von
Ein Abge
seiner Heim
Alligator z

dieselbst die Colonie Liberia gegründet, welche unabhängig von der nordamerikanischen Bundes-, wie überhaupt von jeder fremden Regierung, eigens die Bestimmung hat, daß Negerclaven, die nach ihrer Freilassung in ihr ursprüngliches afrikanisches Vaterland zurückzukehren wünschen, sich hier niederlassen und zu einem freien Negerstaate sich vereinigen können.

Um zu zeigen, wie man in den nördlichen Staaten der Union über die Claverei im Süden denkt, und daß die in den nachfolgenden Capiteln vorkommenden Fälle rücksichtsloser Behandlung der Negerclaven nicht etwa isolirt dastehen, sondern fast täglich vorkommen, wollen wir ein Schreiben in der Newyorker »Tribune,« eines Blattes, welches keineswegs zu den entschiedenen Gegnern der Claverei gehört und dessen Zeugniß daher um so unverdächtiger ist, hier mittheilen. Es ist aus Richmond, der Hauptstadt Virginien's, datirt und lautet wie folgt:

An die Redaction der »Tribune.«

Richmond, den 13. Mai 1850.

Während meines Aufenthaltes in Washington stritt ich mich häufig mit Congressmitgliedern aus dem Süden über den Grundsatz des freien Bodens (free soil, s. oben). Sie meinten, ich möchte doch nur die südlichen Clavestaaten besuchen, um mich von der dortigen Behandlung der Claven persönlich zu überführen, und gewiß würde ich dann von meinen Antislavereigrundsätzen zurückkommen. Ein Abgeordneter aus Florida lud mich zu sich ein nach seiner Heimath, wo er mir einen neun Fuß langen zahmen Alligator zeigen werde, den er mit Schildkrötenfleisch und

totden Negern füttere; auf welche Weise er die Begräbnis-
kosten für einen gestorbenen Neger erspare.

Um denn doch zu sehen, ob zwischen Praxis und
Theorie der Slaverei wirklich ein so großer Unterschied ob-
walte, reiste ich zunächst hierher nach Virginien. Das Erste,
was mir bei meinem Ausgange am folgenden Morgen in
die Augen fiel, war ein, von sehr hoher Mauer umgebenes
großes Gebäude. Von einem eben vorübergehenden Herrn
erfuhr ich, daß dasselbe ein Negergefängniß sei zur Auf-
bewahrung der in Richmond aufgekauften und nach andern
südlichen Staaten bestimmten Slaven. Das freundliche
Anerbieten des Herrn, mich in dem Gebäude herumzuführen,
nahm ich dankbar an.

Bisher hatte ich geglaubt, der Ausdruck »Slaven-
ketten,« wie man ihn in öffentlichen Blättern und anderen
Schriften häufig findet, sei nur eine Redefigur und bild-
lich zu nehmen. Allein jetzt sah ich die Slaven im wahren
Sinne des Wortes gefesselt und in Ketten: sie saßen rund
umher auf Bänken, in einem höchst unreinlichen, Ekel
erregenden Raum. Ich fragte einen von ihnen, weshalb
er gefesselt sei, und erfuhr, daß es aus keiner andern Ur-
sache geschehen, als weil er, verkauft, und von Seh-
sucht getrieben, seine Frau noch einmal zu sehen, sich zu
einem heimlichen Besuche in der Wohnung seines ehemali-
gen Herrn habe verleiten lassen. Mein Gemüth war zu be-
wegt, um noch weitere Fragen bei Anderen zu thun.

In der Abtheilung für die weiblichen Slaven besand
sich eine sehr hübsche weiße Frau mit zwei Kindern. Als
ich sie näher betrachtete, fand ich, daß sie allerdings noch
etwas afrikanisches Blut in ihren Adern haben mochte, ob-
wohl offenbar nicht über ein Behnthheil; wogegen sich bei

den K
zeigte.
Begleite
sich nur
mir, im
Unter
sei, sei
ter wo
ich hier
eben
W
nen. Sc
Schwarz
Bänke
tersucht
haber
so wie
Pferde
Besseln,
versehen
Die
ward zu
nächst ihr
gegriffen
gen. Sc
einen
herbei
gernd un
beachten,
der weisla
Surcht zu

den Kindern auch nicht die geringste Spur mehr davon zeigte. Ich äußerte mein Befremden darüber gegen meinen Begleiter, indem ja doch, meines Wissens, die Sklaverei sich nur auf die äthiopische Rasse beschränke. Allein er sagte mir, in diesem Staate mache die Hautfarbe keinen Unterschied; sondern so lange die Mutter Sklavin sei, seien auch ihre Kinder der Sklaverei unterworfen, gleichviel ob schwarz oder weiß. Später sah ich hier denn auch wirklich ungemein viele Sklaven, die eben so weiß wie ihre Herren waren.

Mein Nächstes war, einer Sklavenauction beizuwohnen. Sklaven in allen Farbensattirungen, vom tiefsten Schwarz bis zu völliger Weiße wurden herangeführt, auf Bänke gesetzt und dann sofort aufs Allergenaueste untersucht. Bei Untersuchung der Zähne schoben die Kaufleute den Sklaven die Lippen ober- und unterwärts, ganz so wie die Kopfkammer zu thun pflegen, wenn sie einem Pferde ins Maul schauen. Auf einem Fenstergesims lagen Fesseln, aus Eisenstäben zusammengesetzt, und mit Handschellen versehen, um auf diese Weise eine lange Kette zu bilden.

Die eben erwähnte weiße Frau mit ihren zwei Kindern ward zuerst ausgedoten, und nachdem der Auctionator zunächst ihre Vorzüge als eine treffliche Mätherin u. s. w. angepriesen, endlich zum Preise von 1105 Dollars losgeschlagen. Sodann führte der Auctionsgehülfe (selber ein Sklave) einen etwa fünf- und zwanzigjährigen männlichen Sklaven herbei und gebot ihm, sich zu entkleiden, was derselbe zögernd und zitternd that. Jener, ohne im Geringsten zu beachten, daß dies auf offener Straße und in Gegenwart der weiblichen Sklaven geschah, munterte ihn auf, ohne Furcht zu sein, indem man ihm nichts zu Leide thun werde.

Der Auctionator zeigte den Kaufliebhabern den entblößten Rücken, damit sie aus der geringen Zahl seiner Narben von der Unerheblichkeit der erlittenen Züchtigungen sich überzeugen möchten; und der Slave ward um 455 Dollars verkauft. Hierauf kam die Reihe an ein kleines dreizehnjähriges Mädchen von halbweißer Farbe; und dann folgten zwei vierzehnjährige Zwillingbrüder, die an verschiedene Herren verkauft und sonach von einander getrennt wurden. Nach beendigter Auction wurden die Kaufliebhaber ersucht, sich am folgenden Tage ja wieder einzufinden, denn es wäre noch manch rares Stück in Betto. Kurz zuvor war meine Aufmerksamkeit auf eine Reihe an einander geketteter Slaven gelenkt worden, die wahrscheinlich nach irgend einer Pflanzung im Süden getrieben wurden.

Dies alles machte einen höchst erschütternden Eindruck auf mich, und unwillkürlich rief ich aus: »Ist es möglich, daß dergleichen gestattet wird in meinem Vaterlande, — gestattet wird in eben dem Lande, welches ich stets so sehr geliebt und auf dessen Staatseinrichtungen, von mir als ein Muster für die ganze Welt betrachtet, ich immer so stolz gewesen bin!«

Ich bin fest überzeugt, daß es, um der Sache der Abolitionisten neue Anhänger zu gewinnen, kein besseres Mittel gibt, als Bürger der nördlichen Staaten nach dem Süden zu senden und sie dort den Slavenauktionen beiwohnen zu lassen. Denn wahrlich! durchaus verhärtet muß das Herz Derjenigen sein, welche eine solche Scene mit ansehen können, ohne um ihres Vaterlandes willen zu erröthen.

Ich machte hier einigen Personen Vorstellungen dar-

über, daß
dige tau
stentum
stellen in
sahrens d
nete ich,

Es
Schreiben

wie sich f

Venn

Amerika

ronen u

ronen g

macht we

schwunden

haben, i

es viele,

zu unterf

teronen u

famischen

nehmen, f

Slaverei

eigenschaft

so eben aus

W

Hauptgege

über, daß sie dergleichen bei sich duldeten. Allein ich predigte tauben Ohren. Zwar führen Alle Bibel und Christenthum im Munde; aber zugleich haben sie immer Bibelstellen in Bereitschaft, um die Rechtmäßigkeit jenes Verfahrens darzutun. »Wenn das Christenthum ist,« entgegnete ich, »so nennt nur mich keinen Christen mehr.«

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß dieses Schreiben von einem eingebornen Nordamerikaner herrührt, wie sich ja auch schon aus dem Inhalte ergibt.

Vermerkt zu werden verdient schließlich noch, daß in Amerika Kinder von Weißen und Mulattinnen Quateronen und die von Weißen und Quateronen Quinteronen genannt und diese Unterscheidungen so lange gemacht werden, bis jede Spur von afrikanischem Blut verschwunden ist. Daß die Mulatten eine schmutzig-gelbe Farbe haben, ist bekannt; jedoch schon unter den Quateronen gibt es viele, die in der Hautfarbe von Europäern kaum mehr zu unterscheiden sind. Noch mehr gilt dies von den Quinteronen und so weiter abwärts. Daß aber die nordamerikanischen Slavenhalter darauf nicht die geringste Rücksicht nehmen, sondern Weiße und Schwarze durcheinander in Sklaverei halten, so lange nur irgend noch die Slaven-eigenschaft der Mutter nachgewiesen werden kann, haben wir so eben aus dem Schreiben ersehen.

Wir gehen nunmehr zu den Erzählungen welche den Hauptgegenstand dieser Schrift bilden, über.

Zweites Capitel.

Liebe in der Slaverei.

Im östlichen Theile des Staates Kentucky*) liegen, einige Meilen von einander entfernt, zwei Landgüter, deren Eigenthümer in den Dreißigerjahren dieses Jahrhunderts der eine Shelby, der andere Harris sich nannten. Beide waren Eigenthümer einer ziemlichen Anzahl Slaven, welche theils die landwirthschaftlichen Arbeiten zu verrichten, theils die häusliche Bedienung zu besorgen hatten.

Die beiden Gutsbesitzer waren sich weder in den Charaktereigenschaften, noch in den Vermögensverhältnissen gleich. Herr Harris war reich und ein guter Haushalter, aber dabei in hohem Grade eigennützig und selbstsüchtig, und behandelte seine Slaven mit rücksichtsloser, grausamer Strenge. Entschlossenheit sprach sich in allen seinen Handlungen aus.

Herr Shelby war von diesem allen das Gegentheil. Er war zwar ebenfalls reich gewesen, aber durch manche unüberlegte Ausgaben und Mangel an Ordnungssinn nach und nach in verwickelte Vermögensumstände gerathen; und in der Zeit, von der hier die Rede ist, hatten sich Schulden angehäuft, um deren Zahlung er gedrängt wurde, ohne für den Augenblick zu wissen, womit oder auf welche Weise

*) Vergleiche über diesen Staat das vorige Kapitel.

er sie tilgen könnte. Seine eben so kluge und umsichtige, wie liebenswürdige Gattin würde sicher wohl einen Ausweg dafür zu finden gewußt haben; allein aus falscher Scham vertraute er sich ihr nicht an, spielte vielmehr gegen sie nach wie vor den Unbefangenen und Sorgenfreien, und so ahnete sie von seinen dormaligen Verwickelungen nicht das Mindeste. Seine angeborene Gutmüthigkeit ließ ihn nicht bloß seine Sklaven mit schonender Nachsicht und Milde behandeln, sondern räumte ihnen auch manche Freiheiten und Begünstigungen ein, zu denen die benachbarten Sklaveneigenthümer sich nimmer verstanden haben würden, und durch die er sich sogar dem scharfen Tadel derselben aussetzte. Eigentlich war aber eine gewisse Charakterlosigkeit ein Hauptzug seines Grundwesens; was man dagegen von seinem ältesten Kinde, dem dreizehnjährigen *George Shelby*, nicht sagen oder bei ihm nicht voraussetzen konnte; denn dieser zeigte trotz seiner Jugend schon eine große Festigkeit in den Grundsätzen, und gleich in den meisten Stücken mehr der Mutter als dem Vater.

Unter Herrn *Shelby's* Sklaven that sich besonders einer hervor, Namens *Tom*, den man, um den Ausdruck zu gebrauchen, eine ehrliche, redliche Negerseele in Wahrheit hätte nennen können. Er war schon seit einer Reihe von Jahren auf dem Gute, und sein Herr setzte ein so unbedingtes Vertrauen in seine Treue und Zuverlässigkeit, daß er ihm die Hauptleitung der Dekonomie übertrug, ihn Gelder einzusammeln, Pferde- und Vieheinkäufe besorgen und ihn überhaupt in Haus und Hof frei schalten und walten ließ, und nie Ursache hatte, das in ihn gesetzte Vertrauen zu bereuen, vielmehr deutlich erkannte, daß *Tom* das Gut weit besser verwaltete, als er selbst im Stande gewesen sein

würde. Einst schickte er ihn nach Cincinnati, der Haupt- oder doch wichtigsten Stadt des benachbarten Staates Ohio *), um dort ein Geschäft für ihn zu besorgen und fünfhundert Dollars einzucassiren. Ein anderer Slavenhalter würde so etwas nimmer gewagt haben; denn die aus Kentucky entlaufenden Slaven nehmen gewöhnlich ihren Weg zunächst nach Ohio, weil sie von dort am schnellsten nach Canada entkommen und so für immer in Sicherheit gelangen können; und im gegenwärtigen Fall war der Besitz von fünfhundert Dollars (757½ Thlr. Pr. oder 1325 fl.) doppelt lochend zur Flucht, weil nicht nur die Flucht selbst, sondern auch das Fortkommen in Canada dadurch bedeutend erleichtert werden konnte. Allein Herr Shelby wagte es unbedenklich, oder vielmehr er kannte seinen Mann, und begnügte sich bei der Abreise mit den Worten: »Tom, ich traue dir; denn ich halte dich für einen Christen und daher für unfähig mich zu betrügen.« Es hätte aber dieser Worte nicht einmal bedurft, denn Tom dachte nicht ans Entfliehen und noch weniger an ein Unterschlagen der von ihm einzucassirenden Summe. Er besorgte den ihm ertheilten Auftrag auf's Prompteste und kehrte pünktlich und zu rechter Zeit wieder zurück. Erst später erfuhr Herr Shelby, daß Tom's Bekannte in Cincinnati ihm stark zugesetzt hatten, er möge doch diese so äußerst günstige Gelegenheit benutzen und nach Canada entfliehen. Allein Tom hatte ihnen geantwortet: »O nein, das thue ich nicht! Mein Herr hat mir einmal Vertrauen geschenkt und er soll damit nicht zu Schanden werden.«

*) Ueber diesen freien oder Nicht-Slavenstaat siehe das vorige Capitel.

Durch diesen und unzählige andere Beweise der Treue des redlichen Slaven war sein Herr so gerührt, daß er den Entschluß faßte, ihn dafür durch gänzliche Freilassung zu belohnen, sobald nur seine Vermögensumstände dies einigermaßen gestatten würden.

Tom war verheirathet und Vater von drei Kindern. Seine ihm gleichgesinnte Frau stand freilich ebenfalls in Slavenabhängigkeit auf dem Gute, wurde jedoch mit eben der Milde wie ihr Mann behandelt und als ausgezeichnete Köchin und tüchtige Haushälterin vor dem übrigen weiblichen Slavenpersonal sogar bedeutend bevorzugt. Sie hieß Chloë, ward aber im ganzen Hause nie anders als mit dem vertraulichen »Lente Chloë« angeredet; wie denn auch ihr Mann gewöhnlich nicht anders als »Dunkel Tom« genannt wurde.

Tom war von starkem Körperbau und ein unermüdeter Arbeiter; dabei äußerst mäßig in seinen Genüssen, und Brantwein oder andere berauschende Getränke kamen nie über seine Lippen. Seine guten Eigenschaften lagen allerdings in seinem angeborenen Grundcharakter, aber befestigt und weiter ausgebildet wurden sie erst durch das Christenthum, mit dem er zwar schon früh ziemlich vertraut geworden war, welches er jedoch erst mit ganzer Lebendigkeit in sich aufgenommen hatte, seitdem er Erlaubniß erhalten, den eindringlichen und erwecklichen Predigten eines benachbarten, wahrhaft gläubigen Geistlichen regelmäßig beizuwohnen. Durch anhaltendes Gebet und beständiges Niederkämpfen jeder sündlichen Regung in sich war er nach und nach zu jenem innern Frieden gelangt, der nicht nur, wie der Apostel sagt, höher ist denn alle Vernunft, sondern auch stark macht gegen alle Trübsale und Leiden, denen jeder Mensch hie-

nieden ausgesetzt ist, der eine mehr, der andere weniger.

Tom bewohnte mit seiner Familie eine bescheidene, aber im Innern stets sehr reinlich gehaltene Hütte im Hinterhofe. Abends nach vollbrachten Tagewerke war seine einzige Erholung, daß er sich im Schreiben übte, wobei der junge George Shelby ihm behülflich war, und sodann, daß er nach dem Abendessen mit den Seinigen und gleichgesinnten anderen Slaven eine Hausandacht hielt, die mit einem Gesange begann und einem herzlichen Gebete für das zeitliche und ewige Wohl der Anwesenden und Abwesenden, besonders auch der Shelby'schen Familie, endigte. Auf diese Weise waren schon mehrere Jahre in Ruhe, Heiterkeit und innerer Glückseligkeit vergangen. Ach! Tom ahnete nicht, daß das Ende dieser frohen Zeit schon vor der Thür war!

Wie Tom unter dem männlichen, so zeichnete Elisabeth unter dem weiblichen Slavenpersonal sich aus. Sie war eine Quaterone *) von ausgezeichnete Schönheit, und als acht- oder neunjähriges Kind von Herrn Shelby in New-Orleans gekauft und seiner Gattin geschenkt worden. Madame Shelby hatte sich des Kindes mit mütterlicher Sorgfalt angenommen, es im Christenthum und weiblichen Handarbeiten unterrichten lassen, und zur Frömmigkeit angeleitet. Je mehr Elisabeth heranwuchs und je mehr ihre Geistesanlagen und trefflichen Herzeigenschaften sich entwickelten, um so unentbehrlicher wurde sie ihrer Gebieterin, von der sie mehr als Freundin denn als Untergebene oder gar als Slavbin behandelt wurde. Als blühende Jungfrau weckte sie die zärtliche Liebe eines jungen Mannes in der Nachbar-

*) Vergleiche das vorige Capitel.

schaft, eines Quateronen *), der zwar gleich ihr in Sclaverei stand, aber ähnliche treffliche Eigenschaften wie sie besaß und aus eigenem Antriebe und ohne fremden Beistand seinen Geist auf eine Weise ausgebildet hatte, daß er sowohl seinen Herrn wie unzählige andere Freie beschämen konnte. Er hieß *George* und ward nach seinem Herrn *George Harris* genannt. Sein Herr war der oben in der Einleitung dieses Capitels erwähnte Gutsbesitzer *Harris*.

Es geschieht nicht selten, daß Sclaven von ihren Herren an andere Pflanzler oder auch Fabrikbesitzer auf unbestimmte Zeit vermiethet werden, sofern ein besonders hohes Arbeitslohn, welches nicht der Sclave, sondern dessen Eigenthümer erhält, bewilligt wird. So war denn auch *George* zu der Zeit, als er *Elisabeth* kennen lernte, in eine ganz nahe Sackleinwand- und Segeltuchfabrik vermiethet worden, wo ihm bei seiner außerordentlichen Brauchbarkeit viel Freiheit eingeräumt und häufig die Erlaubniß erteilt wurde, auf dem benachbarten *Shelby'schen* Gute einen Besuch abzustatten. Je mehr *George* und *Elisabeth* mit einander bekannt wurden, um so mehr wuchs ihre gegenseitige Zuneigung; *Madame Shelby* billigte dieses Verhältniß, und bald sahen sich die beiden Liebenden durch Priesterhand zu einem glücklichen Ehepaar verbunden. Zwei Kinder aus dieser Ehe waren schon im zarten Alter gestorben, nur das jüngste, ein allerliebster Knabe, Namens *Harry*, war am Leben geblieben.

Harry hatte bereits sein viertes Jahr zurückgelegt, als das elterliche Familienglück plötzlich getrübt wurde durch des Vaters Zurückberufung aus der Fabrik auf das entferntere

*) Siehe voriges Capitel.

Landgut seines Herrn. Folgendes hatte hierzu die Veranlassung gegeben.

George, mit hellem Verstande begabt und an Nachdenken gewöhnt, hatte nicht nur die verschiedenen Handgriffe und die ganze Maschinerie in der Fabrik bald begriffen, sondern auch einzelne wesentliche Verbesserungen nach eigener Einsicht angebracht und zuletzt auch eine äußerst zweckmäßige Hanfreinigungsmaschine erfunden, welche gegenwärtig in fast allen nordamerikanischen Sackleinwand- und Segeltuchfabriken eingeführt ist. Hierdurch, so wie überhaupt durch seine Tüchtigkeit und Pünktlichkeit hatte er sich in hohem Grade die Gunst und Zuneigung des Fabrikbesizers Herrn Wilson erworben, und durch sein freundliches, einnehmendes Wesen in der ganzen Fabrik sich beliebt gemacht.

Indeß galt er bei dem allen, dem kalten, strengen Gesetze gegenüber, immer nur als Sache und nicht als ein mit Rechten begabter Mensch; und alle seine ausgezeichneten Talente waren der Willkür eines niedriggesinnten, engherzigen und tyrannischen Gebieters und Herrn preisgegeben. Da letzterem das Gerücht von der Erfindung der Hanfreinigungsmaschine zu Ohren kam, so fuhr er eines Tages nach der Fabrik, um überhaupt zu sehen, was sein Slave dort thue und treibe.

Herr Wilson empfing ihn sehr freundlich und höflich, wünschte ihm Glück einen so werthvollen Sklaven zu besitzen, und führte ihn dann in die Fabrik, wo George ihm die von ihm erfundene Maschine und andere Einrichtungen zeigte und hierbei eine so geläufige Sprache führte, über Alles eine so klare und richtige Auskunft zu geben wußte und überhaupt ein so gewandtes Wesen zeigte, daß Herr

harris zu se
 um Sklaven
 verhalten z
 Verächter sel
 du nach sein
 überstern un
 nach seiner W
 gedrückt werd
 ten wenn das
 lich George's
 erweise gab
 zu nehmen.
 „Aber,
 thaus' Lauge
 „Woh
 kann ich nich
 „Ja
 sein Mann
 Herr Wilson
 „Aber
 hinein mit
 „Aber
 schüßte gang
 „Wag
 hat er in
 „Aber
 schine,
 arbeiter ei
 „Ja
 eine Masch
 noch zehn z

Harris zu seiner Beschämung fühlte, wie sehr er hinter seinem Sklaven zurückstehe. Das war mehr als der stolze Sklavenhalter zu ertragen vermochte, und sofort stand bei ihm der Entschluß fest, sich an George zu rächen, zu diesem Ende ihn nach seinem Gute zurückzunehmen und ihn dort zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten anzuhalten, damit dieser, nach seiner Meinung hochstrebende Geist möglichst tief herabgedrückt werde. Herr Wilson und sämtliche Fabrikarbeiter waren daher nicht wenig erstaunt, als Herr Harris plötzlich George's Arbeitslohn einforderte und seine Absicht zu erkennen gab, ihn unverweilt wieder mit sich nach Hause zu nehmen.

»Aber, Herr Harris, so auf einmal wollten Sie das thun?« äußerte betroffen der Fabrikbesitzer.

»Weßhalb nicht? Gehört nicht der Sklave mir, und kann ich nicht mit ihm machen was ich will?«

»Ich bin gern bereit, das Arbeitslohn zu erhöhen, sofern Ihnen das bisherige nicht genügen sollte,« bemerkte Herr Wilson.

»Nein, nein, nichts da! Ich vermiethe überhaupt keinen meiner Sklaven, außer wenn es mir so gefällt.«

»Aber, Herr Harris, er scheint grade zu diesem Geschäfte ganz besonders sich zu eignen.«

»Mag seyn; aber zu dem, wozu ich ihn angehalten, hat er nie getaugt.«

»Bedenken Sie nur einmal seine Erfindung der Maschine,« fiel hier, leider etwas vorlaut, einer der Fabrikarbeiter ein.

»Ja freilich!« war die höhrende Antwort, »und zwar eine Maschine zur Arbeitersparniß, nicht wahr? Mag er noch zehn andere Maschinen erfunden haben, was frage ich

darnach? So ein Negerhund braucht sich überhaupt mit dergleichen Dingen nicht zu befassen. Sie selbst sind, der eine wie der andere, nichts anderes als Arbeitersparniß-Maschinen. Nein, arbeiten soll er, daß ihm die Rippen im Leibe krachen; so gehört sich's für ihn!»

George stand da, stumm und wie betäubt, als er dieses niederschmetternde Verdammungsurtheil aus dem Munde seines Herrn vernahm. Aber es kochte in seinem Innern und nur mit Mühe hielt er einen gewaltthätigen Ausbruch seiner tobenden Gefühle und Empfindungen zurück. Der freundliche Fabrikbesitzer schien zu merken, was in ihm vorging; er legte die Hand auf seinen Arm und sagte in leisem Tone zu ihm:

»Beruhigt euch, George, und geht für jetzt nur ohne Weiteres mit: ich will schon sehen, daß ich euch wieder zurückbringe.«

Der Tyrann bemerkte das Flüstern, und obwohl er die Worte nicht verstanden hatte, so ahnete er doch ihren Inhalt, und nahm sich um so fester vor, sein Opfer nicht fahren zu lassen. Er führte ihn also ohne Zeitverlust mit sich heim und zwang ihn dann zu den anstrengendsten und entehrendsten Arbeiten.

Herr Wilson hielt Wort und kam sobald als er glaubte, daß die erste Hitze vorüber sein werde, nach dem Gute, wo er Alles aufbot, um Herrn Harris zu vermögen, ihm George wieder zu überlassen. Allein Jener schenkte ihm kaum Gehör und äußerte, er möchte sich keine weitere Mühe geben und überhaupt nicht um Dinge sich bekümmern, die ihn nichts angingen.

»Es fällt mir nicht ein, mich in Ihre Angelegenheiten

zu mischen; nur glaubte ich, schon Ihr eigener Vortheil würde Sie auf meinen Vorschlag eingehen lassen.«

»Ach ja! ich verstehe Sie recht gut und habe zur Genüge gesehen, wie Sie ihm zuwinkten und zuflüsterten, als ich ihn aus der Fabrik abholte. Aber ich lasse mich so leicht nicht übertölpeln. Wir leben in einem freien Lande, Herr, und der Mann gehört mir; ich kann demnach mit ihm machen, was ich will: verstehen Sie mich?«

Mit dieser groben Antwort des rohen Slaveneigenthümers mußte der menschenfreundliche Wilson wieder abreisen, und für George war nun alle Hoffnung auf Erlösung aus seiner jammervollen Lage geschwunden.

Wenige Wochen später, als Madame Shelby eben ausgefahren war und Elisabeth auf dem Vorplatz dem dahinrollenden Wagen gedankenvoll nachblickte, erhielt sie plötzlich von hinten einen leisen Schlag auf die Schulter. Sie sah sich um, und ihr Gatte stand vor ihr.

»George, Du bist es? Wie hast du mich erschreckt, und doch wie froh bin ich, daß ich dich endlich einmal wiedersehe! Aber komm, laß uns in mein Zimmer gehen, damit wir ungestört mit einander plaudern und unser Herz gegenseitig ausschütten können.«

Mit diesen Worten führte sie ihn in ein kleines, aber sauberes Gemach am Vorplatz, in welchem sie ihre Handarbeiten zu verrichten pflegte und welches ganz in der Nähe des Wohnzimmers ihrer Gebieterin lag.

»O, wie freue ich mich über dein Hierseyn!« rief sie aus. »Doch weshalb so ernst? Sieh nur unsern lieben Harry; sieh, wie er schon gewachsen und wie allerliebste er ist!« Und damit drückte sie einen Kuß auf die purpurrothen Lippen des Knaben, der seinen Vater, den er ja nur selten

zu Gesicht bekam, etwas schüchtern anblickte und sich an der Schürze seiner Mutter hielt.

»Ich wünschte, er wäre nie geboren!« rief George mit Bitterkeit aus. »Möchte auch ich nimmer das Tageslicht erblickt haben!«

Bestürzt und erschrocken sah Elisabeth ihren Mann an und die Thränen traten ihr in die Augen.

»Armes Weib! es schmerzt mich tief in der Seele, solche Empfindungen in dir geweckt zu haben,« sprach er zärtlich. »Du weißt ja, wie sehr ich dich liebe; aber grade dieserhalb wünschte ich wirklich, du hättest mich nie gesehen; denn dann wärest du glücklicher gewesen als jetzt.«

»George, George, wie kannst du so reden! Sage mir nur vor allen Dingen, was ist vorgefallen, oder was steht uns Schreckliches bevor? Sind wir denn nicht wahrhaft glücklich gewesen, so lange du in der Fabrik warst?«

»Das läugne ich keineswegs, liebe Elisabeth, und dennoch . . .« Er stockte und zog unwillkürlich den Knaben an sich, den er auf den Schooß setzte, ihn lieblosend und in die hellen, muntern Augen blickend.

»Er ist doch ganz dein Ebenbild, Elisabeth; und wahrlich ein holderes, liebenswürdigeres Weib wie du bist, hätte ich mir nimmer wünschen können! Aber ach, besser wäre es bei dem allen, ich hätte weder dich, noch du mich je gesehen!«

»Bester George, ich wiederhole, wie kannst du nur dergleichen Aeußerungen thun?«

»Ja, Elisabeth, ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden, und das Leben ist mir zu einer wahren Last gewor-

den. Ich verzehre mich in meinem Innern, und das Schrecklichste ist mir, daß ich dich obendrein noch mit in mein Elend hinabziehe. Was nützt uns unter solchen Umständen unser Dasein? Ja, gewiß, ich möchte, ich wäre todt!»

Für Elisabeth waren alle diese Aeußerungen wie Dolchstiche, indes suchte sie sich möglichst zu fassen und ihren Gatten zu beruhigen. »Ich weiß,« sprach sie, »was du alles empfunden und gelitten hast bei deiner so plötzlichen Zurückberufung aus der Fabrik, und weiß, daß du einen harten Herrn hast. Aber dessenungeachtet bitte ich dich, habe nur Geduld, und du wirst sehen, es geht noch alles gut.«

»Geduld!« unterbrach er sie, »habe ich nicht Geduld genug gezeigt? Sprach ich ein Wort, auch nur ein einziges Wort, als er kam und mich ohne irgend eine vernünftige Ursache wegholte von einem Platz, wo Jedermann liebevoll und freundlich gegen mich war? Er hat jeden Pfennig meines Lohns erhalten, und Alle bezeugen, daß ich stets thätig und unverdrossen gearbeitet habe.«

»Traurig und höchst beklagenswerth ist es allerdings,« bemerkte Elisabeth; »aber du mußt doch immer bedenken, er ist einmal dein Herr.«

»Mein Herr? Im einmal herkömmlichen Sinn mag er das freilich sein; indes, frage ich, wer hat ihn zu meinem Herrn gemacht? Was hat er für Rechte an mir? Ich bin ein Mensch so gut wie er; ich darf sogar sagen, ich bin ein besserer Mensch als er; ich bin geschäftskundiger als er; ich verstehe das Gut besser zu verwalten als er; ich kann besser lesen, besser schreiben als er; und alles habe ich durch mich selbst gelernt und ihm verdanke ich nicht das

Geringste. Was ich weiß, das habe ich trotz ihm gelernt; welches Recht hat er also, einen Packesel, ein Lastthier aus mir zu machen? mich von Geschäften wegzureißen, die ich verstehe und besser verstehe als er, und mich zu Arbeiten zu zwingen, die jedes Pferd, jeder Zugochse eben so gut verrichten kann? Er thut es aber, um, wie er selbst sagt, mich tief herabzudrücken und zu erniedrigen, und läßt mich absichtlich die schwersten und gemeinsten Arbeiten verrichten.«

»Ach, George, George, du erschreckst mich! Ich habe dich nie so reden hören, und ich fürchte, du hast etwas Schlimmes vor! Ueber deinen Unmuth wundere ich mich allerdings nicht; aber ach, ich bitte dich flehentlich, hüte dich doch, irgend etwas zu thun, was dich vollends ins Verderben stürzen würde! Thue es um deiner selbst willen, thue es um meiner willen, thue es um unsers Harry's willen nicht!«

»Ich habe selbst das Aeußerste mit aller Geduld bisher hingenommen,« entgegnete George; »aber es wird von Tage zu Tage ärger, — Fleisch und Blut können es nicht länger ertragen. Jede nur denkbare Gelegenheit sucht er hervor, um mich zu mißhandeln und zu quälen. Ich bin mir bewußt, ein tüchtiger Arbeiter zu sein, und glaubte, ich würde auf solche Weise einige Freistunden erübrigen und zum Lesen und Schreiben verwenden können; allein je mehr und je unverdrossener ich arbeite, um so mehr bürdet er mir auf. Er sagt, obwohl ich kein Wort des Widerspruchs laut werden lasse, so sehe er doch, daß ich den Teufel in mir habe, und den wolle er mir schon herausbringen. Und sicher, der wird früher oder später herauskommen, und zwar auf eine Weise, die Jenem nicht lieb sein soll.«

Thom
Stein
neben
ihn an
er klar
nun fi
bei de
stieß m
Vater,
kam der
mich sel
Baum,
mit der
müde sel
ich wert
Um
jungen
berten in
zusammen
Menschen
gera wisse
»Und
aber in fi
zu gewöhn
Willen Got
Ueberzeugun
Gebieterin g
»Bei
Herrschaft ha
gut gehalten

»Noch gestern,« fuhr George fort, »geschah es, daß Thomas, der Knabe des Herrn Harris, als ich grade Steine auf einen Karren lud, mit seiner Peitsche so nahe neben dem Pferde klatschte, daß es scheu wurde. Ich bat ihn auf's Allerfreundlichste, er möge dies doch lassen; aber er klatschte nur um so ärger. Ich bat ihn nochmals, und nun fing er an, auf mich loszuschlagen. Jetzt faßte ich ihn bei der Hand, und alsbald erhob er ein lautes Geschrei, stieß mit den Füßen um sich, und rannte dann zu seinem Vater, dem er erzählte, ich hätte ihn geschlagen. Während kam der Vater heran und, indem er zu mir sagte, er wolle mich lehren, wer mein Herr sei, band er mich an einen Baum, schnitt einige Verten ab und gab sie dem Knaben mit der Aufforderung, mich so lange zu peitschen, bis er müde sei. Und so geschah es. Doch er kann versichert sein, ich werde es ihm gedenken!«

Und bei diesen Worten runzelte sich die Stirn des jungen Mannes in finsternem Unmuth und seine Augen loderten in unheimlichem Feuer, so daß Elisabeth erschreckt zusammenfuhr. »Wer also,« setzte er hinzu, »hat diesen Menschen zu meinem Herrn gemacht? Das ist, was ich gern wissen möchte.«

»Und doch meine ich, George,« äußerte sie zögernd, aber in stillem Hinblick auf Den, der allein Kraft in Leiden zu gewähren vermag, »ist auch hierbei Ergebenheit in den Willen Gottes erforderlich. Ich wenigstens habe immer die Ueberzeugung gehabt, ich müsse meinem Herrn und meiner Gebieterin gehorchen, oder ich sei keine Christin.«

»Bei dir,« versetzte er, »ist der Fall anders. Deine Herrschaft hat dich wie ein eigenes Kind auferzogen, dich gut gehalten, dich gekleidet, dich mit Liebe behandelt und

dir eine gute Erziehung gegeben, folglich hat sie allerdings wohl einige Ansprüche auf dich. Ich aber bin mit Füßen gestoßen, mit Häuften geschlagen, mit Schimpfworten überhäuft, genug, auf alle Weise mißhandelt worden: wofür sollte ich denn also wohl erkenntlich sein? Das was ich an Kleidern und Nahrung erhalten, habe ich hundertfältig erstattet. Diese Behandlung aber kann ich und will ich nicht länger ertragen!“ fügte George hinzu, indem er ingrimmig die Häufte ballte.

Elisabeth zitterte und schwieg. Sie hatte ihren Mann nie in solcher Aufregung gesehen, bei der, wie sie erkannte, irgend ein sanftes Zureden von ihrer Seite ohne alle Wirkung bleiben mußte.

»Du weißt den kleinen Bello, den du mir schenkest?“ erzählte George weiter. »Das treue Thier war der einzige Trost, den ich hatte. Nachts schlief er bei mir und bei Tage war er mir stets zur Seite und blickte mich bisweilen mit so klugen Augen an, als hätte er die trüben Gedanken und Gefühle meines Innern errathen. Nun wohl: vor wenigen Tagen gab ich ihm einige Knochen zu fressen, die draußen vor der Küchenthür lagen; mein Herr, der darauf zu kam, schalt mich dieserhalb aus, und äußerte, es könne ihm nicht in den Sinn kommen, zu gestatten, daß jeder Neger sich einen Hund halte und auf seine Kosten füttere. Darauf befahl er mir, dem armen Bello einen Stein an den Hals zu binden und ihn in den Leich zu werfen.«

»Das thatest du doch wohl nicht, George?“

»Ich thun? Nein, gewiß nicht. Aber er that es. Das Herz wollte mir fast zerspringen vor Wehmuth, als ich sehen mußte, wie er und der böse Bube Thomas den Hund schandenreich ins Wasser schleuderten und dann so lange mit

Ste
Es k
war
noch
den
soll
nicht
Zeit

dich
Gott
helfen.
Herz
Denn
Trübsal
und
wenigste
D
quemen
ren; aber
sie würde
mehr Sel
nem Inn
ster wer
nicht; du
dir die
nicht.
»Me
bestürzt au

Steinen bewarfen, bis er ertrunken war. Das arme Thier! Es blickte mich so betrübt an, als wollte es mich fragen, warum ich ihm denn nicht zu Hülfe käme! Ich selbst erhielt noch Peitschenhiebe obendrein, weil ich mich geweigert hatte, den Hund zu ertränken. Es sei darum; aber dieser Büttel soll es schon erfahren, daß ich mich durch Peitschenhiebe nicht zahm machen lasse, wie er es wohl möchte. Meine Zeit wird kommen, ehe er sich dessen versehen wird.«

»Ach, George, was führst du im Schilde? Laß dich nicht zu bösen Dingen fortretzen; vertraue nur auf Gott und thue redlich das Deinige, so wird er dir aus-
helfen.«

»Ich denke nicht so christlich wie du, Elisabeth; mein Herz ist voll Erbitterung; ich kann auf Gott nicht vertrauen. Denn weshalb läßt er solche Dinge zu?«

»O George, wir müssen Glauben haben, und wenn Krübsale uns treffen, so ist das eine Schickung von Gott, und Der weiß allein, was zu unserem Besten dient. So wenigstens spricht meine Herrin immer.«

»Das ist leicht gesagt von Leuten, die auf ihren bequemen Sophas sitzen, und in ihren Kutschen spazieren fahren; aber wären sie in ähnlicher Lage wie ich, so wette ich, sie würden bald anders sprechen. Ich wünschte, ich hätte mehr Gelassenheit und Ergebenheit; aber es kocht in meinem Innern, und ich kann meiner Gefühle nicht Meister werden. Auch du vermöchtest es an meiner Stelle nicht; du wirst es eben so wenig jetzt können, wenn ich dir die reine Wahrheit sage. Denn Alles weißt du noch nicht.«

»Mein Gott, du erschreckst mich!« rief Elisabeth bestürzt aus, »was könnte denn noch Aergeres kommen?«

»Nun, so höre, was ich dir mitzutheilen habe. Schon vor einiger Zeit äußerte mein Herr, er sei ein Thor gewesen, daß er auswärts hin mich habe heirathen lassen; überdies sei ihm die ganze Shelby'sche Sippschaft verhaßt wegen ihres Hochmuthes, und weil sie sich besser dünke als er; auch habest du mir nichts als hochfahrende Ideen eingeblöht. Daher solle ich durchaus nicht mehr hierher gehen, sondern dort auf seinem Gute mich verheirathen. Anfangs sprach er hiervon nur so in allgemeinen Redensarten, aber gestern erklärte er mir geradezu, ich solle Minna zur Frau nehmen, und mich in einer Hütte auf seinem Hofe mit ihr häuslich einrichten, oder er werde mich nach dem Süden hin verkaufen.«

»Aber, mein Gott, du bist ja mit mir verheirathet, und mir durch Priesterhand angetraut, eben so gut als wärest du ein Weiser oder Freier,« bemerkte Elisabeth in ihrer Unschuld mit aller Unbefangenheit.

»Weißt du denn nicht, daß ein Sklave keine rechtsgültige Ehe eingehen kann? Wenigstens besteht hier zu Lande kein Gesetz, welches ihr bindende Kraft beilegt; und ich kann demnach nichts machen, wenn mein Herr für gut findet, dich von mir zu trennen. Das ist es ja eben, weshalb ich wünschte, ich hätte dich nie kennen gelernt, oder wäre nie geboren, es wäre für uns Beide besser gewesen; und wäre dies arme Kind nicht geboren, so wäre es ebenfalls besser für dasselbe, denn was mir alles begegnet ist, kann auch ihm begegnen!«

»Aber er und ich haben ja einen so gütigen Herrn!«

»Ja, aber wer weiß im Voraus, was kommen mag. Er kann sterben, und der Knabe dann verkauft werden, Niemand weiß wohin und an wen. Was haben wir auf

solche Weis
aufgeweckten
Elisabeth
wegen jenes
er an sich
wird es dir

Diese
sabeth's O
da sie seit
len Verkeh
ler bemerk
dächtig ver
Kind wahr
tungen nie
vor ihrem
regung zu

Ihr
Elisabeth,
voller Wien
wohl, denn

»Fort

»Nach
wort, und
schätz ablan
geblieben
weigern we
unser Kind

»Aber
gen würdest
»Ich w

solche Weise für Freude daran, daß es ein allerliebster, aufgeweckter, munterer Knabe ist? Ich will dir sagen, Elisabeth, es wird ein Schwert durch deine Seele dringen wegen jedes seiner Vorzüge, wegen alles des Guten, das er an sich hat. Denn dadurch steigt sein Werth, und so wird es dir nur um so schwerer werden, ihn zu behalten.“

Diese Worte lagerten sich mit Centnerschwere auf Elisabeth's Gemüth, und verwundeten sie um so schmerzlicher, da sie seit einigen Tagen einen häufigen und geheimnißvollen Verkehr zwischen Herrn Shelby und einem Sklavenhändler bemerkt und bei dieser Gelegenheit eine, ihr sehr verächtlich vorgekommene Freundlichkeit des Letztern gegen ihr Kind wahrgenommen hatte. Indes hatte sie ihre Befürchtungen niederzukämpfen gesucht, und verhehlte sie auch jetzt vor ihrem Manne, um ihn nicht in eine noch stärkere Aufregung zu bringen.

Ihr Mann schickte sich endlich zum Aufbruche an. »Nun, Elisabeth, mein geliebtes Weib,« sprach er mit kummervoller Miene, »suche dich bestmöglichst zu fassen, und lebe wohl, denn ich gehe fort.«

»Fort? Mein Gott, wohin?«

»Nach Canada,« gab er mit fester Stimme zur Antwort, »und wenn ich dort bin, werde ich dich deiner Herrschaft ablaufen, — das ist die einzige Hoffnung, die uns geblieben ist. Du hast einen gütigen Herrn, der sich nicht weigern wird, dich mir zu verkaufen. Ich werde dich und unser Kind kaufen, ja, ich werde es, so Gott will!«

»Aber, o wie schrecklich, wenn du wieder eingefangen würdest!«

»Ich werde mich nicht einfangen lassen, Elisabeth,

sondern eher sterben! Ich will frei sein, oder den Tod erseiden!*

»Du willst dir doch nicht selbst das Leben nehmen?«

»Damit hat es keine Noth, denn Andere würden erforderlichen Falls schnell genug dafür sorgen. Aber lebendig schleppen sie mich nicht nach dem Süden, dafür stehe ich.«

»Ach, George, thue es doch nur mir zu Liebe, und enthalte dich jeder Gewaltthat, sei es gegen dich selbst, oder gegen Andere! Bete lieber zu Gott, daß er dir helfe, und baue nicht zu sicher auf deine eigene Kraft.«

»So höre denn meinen Plan, liebe Elisabeth. Mein Herr hat mich mit einem Briefe an Herrn Symmes geschickt, der nur eine kleine halbe Stunde von hier wohnt. Ohne Zweifel setzte er dabei voraus, ich würde die Gelegenheit zu einem Besuche bei dir benutzen, und dich von Allem, namentlich von dem Verheirathungsplan, den er mit mir vor hat, unterrichten. Darauf lauert er nur, denn den Shelby's einen Tott anthun zu können, wäre ihm die größte Freude. Ich kehre nun heim, anscheinend mit voller Ergebenheit in mein Schicksal, und thue, als wäre alles durchgekämpft und überstanden. Einige Vorbereitungen zur Flucht habe ich unter der Hand schon gemacht und Leute gefunden, auf deren Beistand ich rechnen kann; und so werde ich nächstens verschwunden sein, ohne daß mein Herr auch nur die geringste Ahnung davon zuvor hat. Bete für mich, Elisabeth, daß Alles gut gehe; vielleicht wird der liebe Gott dich erhören.«

»Gewiß, George, werde ich das thun; aber bete auch du, und vertraue Ihm, dann brauchst du um so weniger bei Ausführung deines Vorhabens zu sündhaften Mitteln deine Zuflucht zu nehmen.«

bewegt
Sie stam
und er
lange,
Gefühle
strom;
Gatten
würden.

El
der Schla
keinesweg
seinen Ver
thende Kn
fers in den
ihm zu kau
mehr als
Zweck zu
Wir
der legten
den Augen
Hauptgläu
ter, der sich
delwaare,*

„Doch nun lebe wohl,“ sprach George, indem er tiefbewegt Elisabeth's Hand ergriff, und sie zärtlich anblickte. Sie standen eine Weile schweigend, Elisabeth schluchzend, und er noch immer bemüht standhaft zu bleiben; doch nicht lange, so machten die gewaltsam zurückgehaltenen inneren Gefühle auch bei ihm sich Luft durch einen heißen Thränenstrom; noch eine kurze Umarmung, und dann schieden die Gatten, ohne zu wissen, wann oder ob sie sich je wieder sehen würden.

Drittes Capitel.

Die Flucht.

Elisabeth's schlimme Ahnung wegen der Absichten, die der Clavenhändler mit ihrem Kinde haben möchte, war keineswegs ungegründet; denn der lebhafte, und in allen seinen Bewegungen und Manieren große Anlagen verrathende Knabe hatte die Spekulationsucht des Seelenverkäufers in dem Grade rege gemacht, daß er um jeden Preis ihn zu kaufen entschlossen war. Leider standen ihm auch in mehr als einer Hinsicht die Mittel zu Gebot, um seinen Zweck zu erreichen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Herr Shelby in der letzten Zeit sich in Schulden gestürzt hatte und für den Augenblick nicht wußte, wie er sie tilgen sollte. Sein Hauptgläubiger war gegenwärtig aber jener Clavenhändler, der sich Haley nannte, schon längst auf die gute Handelswaare,“ die Herr Shelby in seinen Claven besaß, spe-

Fulirt und zu diesem Ende die meisten der von Herrn Shelby ausgestellten Schuldscheine und Solawechsel aufgekauft hatte, um ihn so völlig in seiner Gewalt zu haben und in allen Stücken willfährig gegen sich zu machen. Sein Nächstes war, nunmehr ernstlich auf Zahlung zu dringen, aber gleichzeitig den Großmüthigen zu spielen und sich bereit zu erklären, den einen oder andern Sclaven statt des baaren Geldes annehmen zu wollen. Dadurch bewirkte er einstweilen so viel, daß Herr Shelby in seinem Grundsatz, keinen Sclaven, am wenigsten an einen Sclavenhändler, zu verkaufen, wankend gemacht ward; denn baares Geld aufzutreiben zu können, dazu war vor der Hand keine Aussicht. Sein Hauptaugenmerk hatte Haley auf Tom gerichtet, dessen treffliche Eigenschaften er genau kannte, und womit er, wenn er ihn bekäme, ein sehr vortheilhaftes Geschäft zu machen hoffen durfte. Er wußte freilich auch, daß Herr Shelby den treuen, zuverlässigen und unermüdet thätigen Tom fast gar nicht entbehren konnte und ihm andererseits wiederholt die Freiheit versprochen hatte. Allein auf Shelby's Charakterschwäche bauend, ließ er sich in seinem Vorhaben nicht irre machen, und theils durch Drohungen, theils durch Schmeicheleien und Ueberredungskünste erreichte er zuletzt wirklich seinen Zweck. Mit Tom war indeß immer noch nicht die ganze Schuld getilgt, und während der Unterhandlungen wegen eines zweiten Sclaven als Zugabe geschah es unglücklicher Weise, daß der kleine Harry ins Zimmer hereinsprang und hier, wie er zu thun pflegte und ungehindert thun durfte, seine unschuldigen, harmlosen Spiele trieb. So kam es, daß er die Aufmerksamkeit des Sclavenhändlers auf sich lenkte und in ihm den lebhaften Wunsch nach seinem Besitz rege machte. Haley war

ein roher
werbe gege
gestumpft
stellen, wie
von der Mu
sein, und
tränkt süßl
Er drohte,
und zum
des Kindes
suchte er d
den Knabe
sen werde
tige Wohl
fördert un
heit erwar
derartiger
sich geleg
niger tief
ließ er zu
keit der Br
willigung i
Herr Shelb
Schlachtopf
Er v
sprechenden
in Haley's
zurück. Ann
seine »Waa
Nachde
über seine

ein roher Mensch und überdies durch sein schändliches Gewerbe gegen alle zarteren menschlichen Gefühle längst abgestumpft. Darum mochte Herr Shelby noch so sehr vorstellen, wie schrecklich die Trennung des einzigen Kindes von der Mutter, und zwar eine solche Trennung für sie sein, und wie sehr auch seine eigene Gattin sich dadurch gekränkt fühlen müsse: — Galey hatte dafür taube Ohren. Er drohte, die Unterhandlungen ganz und gar abzubrechen und zum Aeußersten zu schreiten; die wegen der Trennung des Kindes von der Mutter erhobenen Bedenklichkeiten suchte er durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß er den Knaben durchaus nur an einen guten Herrn verkaufen werde; er suchte dazuthun, wie das wahre zukünftige Wohl des Knaben auf solche Weise am meisten gefördert und sogar seine vereinstige Freilassung mit Sicherheit erwartet werden könne; er führte verschiedene Beispiele derartiger Trennungen an, wo der anfängliche Schmerz bald sich gelegt habe, indem die Gefühle bei Sklaven weit weniger tief und nachhaltig als bei Freien seien; auch unterließ er zu guter Letzt nicht, Herrn Shelby die Annehmlichkeit der Freierdung von drückenden Schulden durch Einwilligung in den Vorschlag vor Augen zu stellen. Kurz, Herr Shelby ließ sich zur Preisgebung auch dieses zweiten Schlachtopfers bereden.

Er unterzeichnete demzufolge die über Tom und Harry sprechenden Verkaufsberechnungen, und erhielt dagegen alle in Galey's Händen befindliche Schuldscheine und Solawechsel zurück. Am folgenden Morgen wollte der Sklavenhändler seine »Waare« abholen.

Nachdem er fortgegangen war und Herr Shelby sich über seine Gewissensbisse so ziemlich schon hinweggesetzt

hatte, sah er mit Wangen dem ersten Zusammentreffen mit seiner Gattin entgegen, der er die Sache unmöglich verschweigen konnte und die, wie er recht gut wußte, darüber außer sich gerathen würde. Sie war in einer Abendgesellschaft gewesen, und kam etwas spät heim. Daß Haley ein Clavenhändler sei, hatte sie zwar nicht genau gewußt, aber unwillkürlich bei seinem Anblick einen großen Widerwillen gegen ihn empfunden, wozu auch die in seinen gemeinen Gesichtszügen sich ausdrückende Anmaßung und Aufgeblasenheit das Ihrige beigetragen haben mochte. Zudem hatte Elisabeth ihr die Besorgniß geklagt, daß er gegen ihr Kind etwas im Schilde führen könne, — eine Besorgniß, die ihr freilich beinahe als lächerlich vorgekommen war, weil sie die Verwirklichung derselben für unmöglich angesehen hatte, in der festen Ueberzeugung, daß so wenig wie sie, eben so wenig auch ihr Gatte je in einen Verkauf des kleinen Harry willigen werde.

Man kann sich also das Erstaunen und die Entrüstung der Madame Shelby denken, als sie noch den nämlichen Abend sich in dieser Ueberzeugung getäuscht sehen und, nach langen Vorreden und Einleitungen, aus dem Munde ihres Mannes das Geständniß hören mußte, daß er nicht bloß den treuen Tom, sondern auch Elisabeth's holden Knaben an den Clavenhändler Haley verkauft habe! Anfangs wollte sie dies kaum für möglich halten, fand aber bald, daß es nur zu wahr sei; und als nun Shelby mit der Nothwendigkeit sich entschuldigte und seine finanziellen Verwickelungen offenbarte, war sie sogleich bereit, alle ihre Schmucksachen herzugeben und überhaupt von ihrer Seite jedes Opfer darzubringen, damit der Verkauf wieder rückgängig gemacht werde. Allein Shelby machte ihr be-

mer
auf
Clave
haarem
den M
zuholen
»S
leben m
die min
oSlagen
stets S
Seelen
Freuden
ihnen g
Gewisse
musterh
moment
aus der
schügen
seitigen
geschärft
daß alle d
unfern Au
Geldgewin
sie ihren K
als Christ
auf daß au
Was kann
ihrem Herze
an einen he
einer momen

merklich, daß Haley sich wohl unter keinen Umständen darauf einlassen werde, indem ihm, als leidenschaftlichem Sklavenhändler, gewissermaßen mehr an der Waare als an baarem Gelde liege, und er zudem schon am folgenden Morgen in der Frühe kommen werde, um jene abzuholen.

»Ach!« rief sie aus, »warum habe ich doch dies erleben müssen! Ich habe stets auf's Treulichste meine Pflichten, die mir als Christin gegen diese armen, abhängigen Wesen oblagen, zu erfüllen mich bemüht. Ich habe in allen Stücken stets Sorge für sie getragen, für ihr leibliches wie für ihr Seelenwohl, und alle ihre kleinen Bekümmernisse und Freuden bis in die geringsten Einzelheiten hinein mit ihnen getheilt; wie kann ich nun aber wohl je mit gutem Gewissen ihnen gegenüber treten, wenn ein so treuer, musterhafter und zuverlässiger Diener, wie Tom, einer momentanen Geldverlegenheit wegen, verkauft und plötzlich aus der Mitte Derer gerissen wird, die zu lieben und zu schätzen wir ihn gelehrt haben? Ich habe ihnen die gegenseitigen ehelichen, die Eltern- und die Kindespflichten eingeschärft, und nun geben wir durch die That zu erkennen, daß alle diese Pflichten, alle Bande der Verwandtschaft in unsern Augen keinen Werth haben, sobald es sich um einen Geldgewinn handelt! Ich habe Elisabeth angeleitet, wie sie ihren Knaben zu erziehen habe, welche Pflicht ihr obliege als Christin, wie sie über ihn wachen, für ihn beten müsse, auf daß auch er den Weg des Christen wandle: und jetzt? Was kann ich, was soll ich ihr sagen, wenn Du ihn von ihrem Herzen fortreißest und mit Leib und Seele verkauft an einen herzlosen Seelenverkäufer, bloß damit Du aus einer momentanen Geldbedrängniß gelangst? Ich habe ihr

oft gesagt, daß eine Menschenseele weit mehr werth sei als alles Geld auf Erden; und jetzt wird ihr eigenes Kind verkauft, mit der Wahrscheinlichkeit oder fast mit der Gewißheit, daß außer den ihm bevorstehenden äußern Leiden auch seine Seele verloren gehe !!!«

»Es thut mir leid, Emilie, daß Dich die Sache so sehr angreift,« äußerte Herr Shelby; »und Du kannst überzeugt sein, daß ich deine Gefühle in hohem Grade achte, obwohl ich sie nicht ganz und gar theile. Aber was sollte ich machen? Haley hatte mich gänzlich in Händen; er drängte mit der Zahlung und drohte sogar, alle Vergleichsvorschläge zurückzunehmen und auf gerichtlichen Verkauf unseres ganzen Clavenpersonals anzutragen, wenn ich nicht Tom und Harry ihm überließe.«

»Es ruht doch ein wahrer Fluch auf der Claverei!« rief Madame Shelby aus, nachdem sie noch einmal alle Möglichkeiten, den harten Schlag abzuwenden, in sich erwogen, aber zu ihrem großen Schmerze keinen Ausweg sah. »Sie ist ein Fluch für den Herrn, ein Fluch für den Claven! Thöricht war es von mir zu glauben, ich könne aus dem an sich Bösen noch etwas Gutes machen. Unsere Gesetze seien wie sie wollen, so ist und bleibt es eine Sünde, unter ihrem Schutz und Schirm Claven zu halten. Dieses Gefühl hatte ich stets; ich hatte es schon als junges Mädchen, und noch stärker trat es in mir hervor, als ich in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen war. Aber ich glaubte die Sache mildern, ich glaubte durch Lehre und That, durch Liebe und Fürsorge die Lage der mir untergebenen Claven verbessern, sie in einen der Freiheit fast gleichkommenden Zustand versetzen zu können. Thörin, die ich war!«

»Aber, liebe Emille, Du sprichst ja ganz wie die Abolitionisten*).

»Abolitionisten! Wüßten sie alles so genau was ich von der Sklaverei weiß, so würden sie wahrlich noch ganz anders reden, als sie bisher gethan haben! Sie können von uns, aber wir nicht von ihnen lernen; und Du weißt, daß ich Sklaverei nie für rechtmäßig erachtet und mich stets gesträubt habe, Sklaven zu halten.«

»Da bist Du aber ganz anderer Meinung als viele weise und fromme Männer,« bemerkte Herr Shelby. »Du erinnerst Dich doch der Predigt, die Pastor W. letzten Sonntag hielt.«

»Vergleichen Predigten mag ich nicht hören, und werde auch denen des Pastors W. nicht wieder beiwohnen. Die Prediger können dem Uebel freilich eben so wenig abhelfen wie wir, und wenn sie in ihren Kanzelvorträgen nicht dawider reden, so ist das verzeihlich. Aber es geradezu in Schutz zu nehmen, das geht über alle Begriffe! Und ich sollte meinen, daß Du von W.'s Predigt im Grunde eben so wenig erbaut gewesen bist, wie ich.«

»Doch, liebe Emille,« unterbrach sie Herr Shelby, »um auf die zunächst vorliegende Sache zu kommen, so bin ich Willens, morgen bei Zeiten mich auf's Pferd zu setzen und auszureiten; denn ich kann es nicht mit ansehen, wenn namentlich der arme Tom weggeführt wird; und Dir würde ich rathen, Dich in den Wagen zu setzen und mit Elisabeth auszufahren, damit die traurige Scene der Trennung von ihrem Kinde erspart wird.«

»Nein, nein,« entgegnete Madame Shelby, »ich

*) S. darüber Cap. 1.

will keine Mitschuldige oder Helfershelferin bei diesem Trauerspiel seyn. Ich werde den guten, braven Tom in seiner Trübsal zu trösten suchen, so viel mir irgend möglich ist, und er und die Seinigen sollen wenigstens erkennen, daß ihre Gebieterin für sie und mit ihnen fühlt! Was Elisabeth betrifft, so wage ich nicht einmal daran zu denken wie es mit ihr werden wird. Gott wolle uns verzeihen und gnädig seyn!«

Damit endigte im Wesentlichen das Gespräch, welches aber noch eine geheime Zuhörerinn gehabt hatte, was Beide schwerlich hätten ahnen können. Diese Zuhörerinn war — Elisabeth. Sie war durch die Unterredung mit Georg noch zu aufgereggt und auch wegen der etwaigen Absichten des Schopenhändlers noch zu sehr in Sorgen, als daß sie das Nachtlager hätte suchen sollen; und da ihr Zimmer dicht neben demjenigen war, wo obiges Gespräch geführt wurde und sie, wenn auch nur undeutlich, im Laufe desselben ihren und Harry's Namen nennen hörte, so schlich sie bis unmittelbar an die Thür, und vernahm nun jedes Wort dieser für sie so verhängnißvollen Unterredung.

Anfangs stand sie wie betäubt und die Sinne begannen ihr zu schwinden; aber bald verließ ihr der Gedanke, daß es sich nicht um ihre eigene Person, sondern um ihr geliebtes, theures Kind handle, eine solche Stärke, daß sie sich wie von Riesenkräften durchdrungen fühlte und eine Energie und Besonnenheit entwickelte, über die sie selbst staunen mußte. In ihr Zimmer zurückgekehrt, drängten sich ihr so manche liebliche Erinnerungen aus der Vergangenheit unwillkürlich auf. Dort in der heimischen Fensterede hatte sie so oft gelesen und gesungen bei ihrer Näharbeit; dort in dem kleinen Bücherschränke waren auch die von Weiß-

nachtsgeschenken herrührenden mancherlei Spielsachen ihres Harry; und dort in dem Wandschrank und daneben in der Commode befand sich ihre einfache Garderobe, — kurz, hier war ihre stille Behausung mit dem Wenigen, was sie besaß, mit Allem, was ihr lieb und werth war, gewesen. Dort auf dem Bette aber lag ihr schlummernder Knabe mit seinem halboffenen Rosenmunde, seinen runden Armen und Händchen auf der Bettdecke und seinem unschuldsvollen, von einzelnen Haarlocken umspielten, lächelnden Antlig.

»Armes Engelskind!« sprach Elisabeth, indem sie sich über ihn beugte; »sie haben dich verkauft! aber deine Mutter wird dich mit Gottes Hülfe schon retten!«

Keine Thräne träufelte auf sein Kopfkissen. Denn in solchem Seelenzustande, wie dem ihrigen, gibt es keine Thränen mehr für das gepresste, gemartete Herz! Elisabeth nahm ein Blatt Papier und eine Bleifeder und schrieb mit zitternder Hand:

»O, meine Gebieterin, meine theure Gebieterin! halten sie mich nicht für undankbar und denken Sie nicht schlecht von mir, — ich habe alles mit angehört, was Sie und mein Herr diesen Abend mit einander sprachen. Ich werde suchen mein Kind zu retten, — Sie werden mich dieserhalb nicht tadeln! Gott segne und belohne Sie für alle Ihre Güte und Liebe!«

Nachdem sie das Blatt zusammengefaltet und mit der Adresse versehen hatte, suchte sie die nothwendigsten Kleidungsstücke für ihren Knaben zusammen, legte sie in ein Tuch und band sie sich um den Leib; und das sorgsame Mutterherz vergaß selbst in dieser Angststunde nicht, einige Spielsachen, an denen der Knabe vorzugsweise sich erfreute,

beizupacken und einen buntpfarbigen hölzernen Papagei für ihn in Bereitschaft zu halten, damit er gleich nach dem Aufwachen sich damit belustigen könne. Es kostete einige Mühe den kleinen Schläfer zu ermuntern; doch endlich richtete er sich auf und spielte mit seinem Vogel, während seine Mutter ihr Tuch umwarf und ihren Hut aufsetzte.

»Wohin gehst du, Mutter?« fragte er, als sie mit seinem Rock, Schuhen und Strümpfen an sein Bett trat.

Sie beugte sich über ihn und blickte ihm so ernst in die Augen, daß er alsbald errieth, es müsse etwas Ungeöhnliches im Werke seyn.

»Still, Harry,« sprach sie, »mußt nicht laut reden, sonst hören sie uns. Ein böser Mann ist gekommen und wollte den kleinen Harry von seiner Mutter fortreißen und in ein schwarzes Loch stecken; aber Mutter will das nicht zugeben, sondern dich schnell anziehen und mit dir fortlaufen, damit der abscheuliche Mann dich nicht kriegen kann.«

So sprechend kleidete sie den Knaben rasch an und nahm ihn auf den Arm, ihm nochmals zuflüsternd, ja still zu seyn; darauf öffnete sie vorsichtig die Stubenthür und ging leise fort in die kalte, rauhe Winternacht hinaus. Denn es war im Anfange des Februarmonats, und das Kind ging an zu frieren, weshalb die Mutter ihn noch mit ihrem Tuche umhüllte*).

Ihr erster Gang war nach Tom's Hütte im Hinterhofe, wo sie ans Fenster klopfte und schon nach einer kurzen Weile hereingelassen wurde. Es war freilich schon nach

* Kentucky liegt freilich eben so südlich wie Sicilien; allein das physische Klima ist in den Ver. Staaten überhaupt weit kälter, als unter gleichen Breitengraden in Europa.

W
ger
aus
hatte
und
hatte
gesan
gesun

D
vor laun
und Ghe
Die
ganz unge
Elisabeth
»Ich
— auf die
es verkauft
»Es
und schluge
»Ja,
»und noch m
gekommen,

Mitternacht, allein Tom hatte grade heute Abend eine ungewöhnlich lange Hausandacht gehalten, als hätte er daraus noch erst recht viele Kräfte sammeln wollen zur Standhaftigkeit in der Trübsal, die, ihm unbewußt, so plögllich und so schnell über ihn kommen sollte. Merkwürdiger Weise hatte er auch ein so ganz hierauf passendes Lied zum Abendgesange gewählt, und mit besonderer Innigkeit den Vers gesungen:

Hier wallen wir der Heimath zu
Im Regen, Sturm und Wind;
Ach, lieber Heiland, stärk' uns Du,
So oft wir müde sind.
Wir danken, daß Du in der Zeit
Uns gleich geworden bist;
Mach uns Dir gleich in Ewigkeit,
Wo deine Ruhe ist.

Die Mitglieder der kleinen Versammlung waren erst vor kaum einer Stunde auseinander gegangen, und Tom und Chloë schliefen noch nicht.

Die guten Leute wunderten sich zwar sehr über den ganz ungewöhnlichen nächtlichen Besuch, wurden aber durch Elisabeth bald belehrt, um was es sich hier handelte.

»Ich bin auf der Flucht, Onkel Tom und Tante Chloë, — auf der Flucht mit meinem Kinde, denn unser Herr hat es verkauft!«

»Es verkauft!« riefen Beide wie aus Einem Munde und schlugen betroffen die Hände zusammen.

»Ja, verkauft,« sprach Elisabeth mit fester Stimme; »und noch mehr, denn deshalb bin ich hauptsächlich zu Euch gekommen, — noch mehr, daß ich es nur gerade heraus-

sage, auch Tom ist verkauft worden, und daß an einen rohen Sclavenhändler — Galey heißt er —, der schon morgen in der Frühe kommen und Besitz ergreifen wird.“

Tom stand mit emporgeshobenen Händen und starren Blicken regungslos und wie im Traume da. Nach einer Weile fiel er langsam in seinen alten Lehnstuhl zurück und beugte das Haupt auf die Knie. Doch waren dies nur die ersten natürlichen Wirkungen der plötzlichen Gemüthserschütterung; denn bald bekam der innere Mensch die Oberhand in ihm und er gewann den Seelenfrieden wieder, der ihn das, was Gott über ihn verhängt hatte, mit gänzlicher Ergebung in seinen Willen gelassen hinnehmen ließ. Darum blieb er auch standhaft bei allen Thränen und Bitten seiner armen, bejammernswerthen Frau und den dringenden Vorstellungen Elisabeths, welche Beide mit gleicher Hast und Angst ihn flehentlich zur Flucht mahnten.

„Nein, nein,“ sprach er, „ich gehe nicht fort. Mit Elisabeth ist es etwas ganz anderes; und ich verarge es ihr nicht im mindesten, daß sie ihr Kind zu retten sucht. Aber was mich betrifft, so will ich bleiben und mich in mein Schicksal ergeben, zumal ich dadurch, wie ich aus Elisabeths Reden höre, den Verkauf meiner Mitsclaven verhindern. Mein Herr hat mich stets auf dem Platz gefunden, und das soll er auch diesmal. Nie habe ich das in mich gesetzte Vertrauen mißbraucht, nie mein einmal gegebenes Wort gebrochen, und so gedenke ich es auch ferner zu halten. Gott wird mir Kraft geben, das Unvermeidliche mit christlicher Standhaftigkeit zu tragen. Unser Herr hat mich sicher nur mit großem Widerstreben verkauft; die dringendste Noth hat ihn dazu getrieben; und ich bin fest überzeugt, daß er für dich, Chloe, nach wie vor Sorge tra-

gen wird, eben so für die armen unschuldigen . . . Hier blickte er wehmüthig auf seine sanft schlummernden Kinder und vermochte nicht weiter zu reden.

Sobald Tom sich wieder gesammelt hatte, ließ ihn seine Besorgniß und Theilnahme für Elisabeth sie zu schneller Flucht antreiben, wobei er ihr noch einige Rathschläge hinsichtlich des Weges, den sie einzuschlagen habe, um noch vor Abend in den Nachbarstaat Ohio zu gelangen, erteilte. Elisabeth bat schließlich noch, ihren Gatten von dem, was vorgefallen sey, wo möglich im Geheimen zu unterrichten und ihm zu sagen, daß auch sie nach Canada zu entfliehen beabsichtige. Darauf eilte sie fort, um nicht durch Chloe's namenlosen Schmerz, den sie so sehr theilte, nicht noch der letzten, ihrem Kinde durchaus unentbehrlichen Kräfte beraubt zu werden.

Das lange und aufregende Gespräch, welches Herr und Madame Shelby Abends miteinander geführt hatten, war die Ursache, daß sie am folgenden Morgen später als gewöhnlich erwachten.

»Ich weiß gar nicht, wo Elisabeth bleibt,« sprach Madame Shelby, nachdem sie schon mehrmals vergebens geschellt hatte.

In diesem Augenblicke trat ein Negerknabe herein und brachte Herrn Shelby Nasirwasser.

»Andy,« rief Madame Shelby ihm zu, »geh doch zu Elisabeth und sage ihr, daß ich schon dreimal nach ihr geschellt habe. Die Arme!« setzte sie im Stillen hinzu, mit einem schweren Seufzer.

Andy kam bald und eilends wieder zurück, mit den hastigen Worten: »Lise ist gewiß fort, denn ihre Sachen liegen überall hant umher und die Schubsäcker sind alle herausgezogen.«

»Dann muß sie wirklich etwas gemerkt und allerdings mit dem Kinde die Flucht ergriffen haben!« rief Herr Shelby bestürzt aus.

»Gott sey gelobt und gepriesen, wenn dem so ist,« sprach Madame Shelby mit unverkennbarer Freude.

»Frau, Du sprichst wie eine Thörin! In der That, das wird eine schöne Bescherung für mich werden, wenn sie entkommt! Haley sah mich ohnehin schon etwas mißtrauisch an, als ich mich sträubte, ihm den Knaben zu verkaufen; und wenn er hört, daß die Mutter mit ihm fort ist, so wird er sicher vermuthen, ich stecke mit darunter und habe die Flucht begünstigt. Das verträgt sich aber mit meiner Ehre nicht!« Und mit diesen Worten verließ er ungesäumt das Zimmer.

Uebrigens verbreitete sich die Nachricht von Elisabeth's Flucht wie ein Lauffeuer unter dem ganzen Sklavenpersonal des Gutes und selbst der Nachbarschaft, und Alle waren darüber voll Jubel, obwohl sie in Gegenwart des Herrn Shelby ihre Freude nicht geradezu an den Tag zu legen wagten. Tom ging ruhig seinen gewöhnlichen Geschäften nach, und vermied möglichst jede Gelegenheit, bei der die Sache wegen seiner oder wegen Elisabeth's hätte zur Sprache kommen können; und seine Frau hütete sich wohl, durch irgend eine Aeußerung oder Miene ihre Mitwissenschaft zu verrathen.

Haley erschien zur anberaumten Stunde auf dem Gute, um seine Schlachtopfer in Empfang zu nehmen, und die Sklaven, besonders die jüngeren, die ihn als einen Fremden nicht zu fürchten brauchten, hatten ihre Freude daran, ihm sogleich mit der Hiobspost entgegen zu eilen, daß Elisabeth mit ihrem Knaben entflohen sey. Haley gerieth fast

auf
zim
daß
ausw
daß
desse
alle
Shelb
Sclav
befie
ten, d
auf die
sie ihre
waren,
zu seh
einzuf
ten b
sprach
Folge
mehr.
dene un
lers un
einen
näher
er ed
und se
dreieck
ihre S
Als nu
möglich
sein Pie

außer sich vor Wuth, stürmte augenblicklich in das Bohn-
 zimmer der Shelby'schen Familie und tobte hier dermaßen,
 daß Herr Shelby ihn beim Arm ergreifen und mit dem Hin-
 auswerfen drohen mußte. Dies wirkte wenigstens so weit,
 daß er Herrn Shelby's Rechtfertigung ruhig anhörte und
 dessen Anerbieten, ihm zur Einholung der Flüchtigen auf
 alle mögliche Weise behülflich zu seyn, annahm. Madame
 Shelby, die durch das freche und gemeine Betragen des
 Clavenhändlers aus dem Zimmer verschucht worden war,
 befiel gleichwohl so viel Besonnenheit, um es so einzulei-
 ten, daß er zuvörderst ein Frühstück einnahm, um erst dann
 auf die Flüchtlingsjagd sich zu begeben. Mittlerweile gab
 sie ihren Claven, welche Herrn Haley zu begleiten bestimmt
 waren, einen deutlichen Wink, sich mit dem Nachsetzen nicht
 zu sehr zu übereilen und lieber die alte als die neue Straße
 einzuschlagen, weil die Pferde dort nicht so hart aufzutre-
 ten brauchten, und dergleichen mehr. Die Claven ver-
 sprachen nicht nur, ihrer Weisung auf's Bereitwilligste
 Folge zu leisten, sondern thaten im Geheimen auch noch
 mehr. Da ihnen nämlich das, unter einer Buche angebund-
 ene und sehr unruhig sich geberdende Pferd des Clavenhänd-
 lers ungemein wild zu seyn schien, so bauten sie darauf
 einen Plan zur Verzögerung der Abreise. Zu diesem Ende
 näherte sich ein Clave dem Pferde, stellte sich, als suche
 er es zu beruhigen und den Sattel bequemer zu schnallen,
 und schob bei dieser Gelegenheit einige von den bekanntlich
 dreieckig geformten Buchnüssen unter den Sattel, so daß
 ihre Spizen die Haut des Pferdes unmittelbar berührten.
 Als nun Haley, den Madame Shelby auf indirecte Weise
 möglichst lange beim Frühstück aufzuhalten gesucht hatte,
 sein Pferd bestieg und dasselbe die scharfen Kanten der

Buchhülle ernstlich fühlte, bäumte es sich, schlug hinten aus und that solche Sätze, daß der Kelter binnen wenigen Augenblicken weit weg im Grase lag. Kaum von seiner Bürde befreit, rannte es im gestreckten Galopp zum Hofe hinaus und in einen nahen Wald. Natürlich wurden mehrere Slaven des Herrn Shelby sofort aufgeboten, um das Pferd wieder einzufangen und zurück zu bringen. Sie eilten ihm denn auch spornstreichs nach; aber sobald sie im Walde und dadurch den Blicken der Zuschauer entzogen waren, ließen sie sich volle Zeit und das flüchtige Roß nach Gefallen umhergaloppiren, nur daß sie es auf den Wald zu beschränken Sorge trugen. Erst als sie glaubten, nicht länger zaudern zu dürfen, ohne Verdacht zu erregen, machten sie Ernst und sangen es ein.

Darüber war es bereits Mittag geworden, und nun konnte Herr Haley bei aller seiner Ungeduld unmöglich fortreiten, ohne Herrn und Madame Shelby zuvor die Ehre angethan zu haben zur Tafel zu bleiben. Wenigstens wußte Madame Shelby dafür so viele Gründe anzuführen und die Einwände, daß Elisabeth einen zu großen Vorsprung gewinnen würde, so geschickt zu entkräften, daß Haley, der ohnehin einen guten Tisch liebte und von Chloe's großer Kochkunst gehört hatte, sich wirklich zurückhalten ließ. »Das Essen wird in wenigen Minuten fertig seyn,« — diese Versicherung hatte ebenfalls das Ihrige zu seiner Nachgiebigkeit beigetragen; aber aus den wenigen Minuten wurden gar viele, und als man sich wirklich zu Tisch setzte (und die Speisen aufgetragen wurden, war weit über eine halbe Stunde vergangen. Die Weine wetteiferten in ihrer Trefflichkeit mit der Schmachthastigkeit der Speisen, und Haley gerieth bald in eine so fröhliche Laune, daß er zwar seine

Angelegenheit nicht vergaß, jedoch auch dann noch seine gute Laune behielt, als er beim endlichen Ausbruch die Uhr bereits drei schlagen hörte.

Nun ging es freilich in raschem Trabe vorwärts, und obwohl Haley's schlaue Begleiter ihn zu verleiten wußten, einen falschen Weg einzuschlagen, und wiederum viel Zeit damit verloren ging, so ward doch endlich die rechte Spur aufgefunden und der nämliche Weg eingeschlagen, den Elisabeth am Morgen genommen hatte.

Viertes Capitel.

Der Mutter Drangsale und Heldenmuth.

Die Gefühle und Empfindungen zu schildern, welche Elisabeth's Gemüth bewegten, als sie von Tom's Hütte mit ihrem Kinde auf dem Arm hinaus in die Fremde, in die unbestimmte, weite Ferne eilte, wäre unmöglich.

Blötzlich herausgerissen aus liebgewonnenen Gewohnheiten, aus bekannten Umgebungen, aus der Mitte theilnehmender, mitfühlender, ihr wohlwollender Menschen; fortgetrieben durch das Gebot der schmerzlichsten Nothwendigkeit, — der Nothwendigkeit, ihr Theuerstes auf Erden vor den habgüchtigen Krallen eines rohen Seelenverkäufers zu retten —; getrennt von ihrem Gatten unter Umständen, welche die Trennung zu einer lebenslänglichen machen konnten und das liebende Weib wenigstens mit bangen Zweifeln über sein Schicksal erfüllen mußten; und nun noch obendrein die stete Angst vor ihrem Verfolger — alles dies

ließ sie eine Trostlosigkeit empfinden, welche in völlige Verzweiflung übergegangen wäre, wenn sie nicht durch gläubiges Ausblicken nach oben immer wieder neue Kraft gewonnen hätte und so in ihrem Vertrauen auf den göttlichen Beistand gestärkt worden wäre.

Auch große Körperbeschwerden hatte sie zu erdulden. Denn wenn sie gleich durch rasches Gehen und ihre in der That nicht ganz leichte Bürde von der nächtlichen Kälte wenig oder nichts empfand, so war sie doch an solche Anstrengung nicht gewöhnt und fühlte sich daher häufig sehr ermattet. Sich hin und wieder auszuruhen, wagte sie Anfangs gar nicht, und eben so wenig wagte sie, den Knaben vom Arm zu nehmen und zu Fuße gehen zu lassen. Denn sie fürchtete, er möge mit ihr nicht Schritt halten können oder auch das rasche Gehen ihn zu stark angreifen. Der gefrorene Boden knisterte unter ihren Füßen, und das Geräusch erschreckte sie; der Wind setzte von Zeit zu Zeit dürres Laub auf, und sie glaubte Menschentritte zu vernehmen; der Mond trat abwechselnd aus den Wolken hervor, und die Schatten, die er warf, erschienen ihr wie unheimliche Gestalten und auf sie lauernde Verfolger; und so schwebte sie in immerwährender Angst, welche jedoch nur dazu diente, sie wie ein gejagtes Reh vorwärts zu treiben.

Ein sanfter Schummer hielt alle diese Schrecknisse fern von dem holden Knaben in den treuen Mutterarmen. Anfangs zwar hatte das Ungewohnte, was mit und um ihn vorging, ihn wach erhalten; aber da seine Mutter ihm mit ängstlichen Bitten jeden Laut untersagte und ihm versicherte, daß, wenn er nur still sey, sie ihn gewiß retten werde, beruhigte er sich endlich, schlang zutrauungsvoll seine kleinen Arme um ihren Nacken und versank bald in tie-

fen Schlaf. Nur hatte er kurz vor dem Einschlafen nicht unterlassen können, nochmals zu fragen, ob er denn wirklich nicht nöthig habe, wach zu bleiben, und die erneuerte Versicherung erhalten, er könne unbeforgt schlafen. »Aber wenn ich nun schlafe, bekommt dann der böse Mann mich auch ganz gewiß nicht?« »Ganz gewiß nicht!« hatte die Mutter mit fester Stimme geantwortet, und es war ihr gewesen, als wenn nicht sie selbst, sondern eine innere oder vielmehr überirdische Stimme diesen Ausspruch gethan hätte. Wie neu belebt und gestärkt im Glauben an den göttlichen Beistand fühlte sie sich hierdurch; auch der sie anhauchende warme Athem des schlummernden Kindes wirkte wie magisch auf ihre Nerven, und so schritt sie vorwärts mit einer Leichtigkeit und Munterkeit, als habe sie nicht die geringste Bürde zu tragen, nicht die mindrste Gefahr mehr zu befürchten. Bei Tagesanbruch hatte sie das Gut ihres Herrn schon weit hinter sich und erreichte bald darauf die große Hauptstraße, welche nach Cincinnati und andern Orten längs dem Ohioflusse führte.

Sobald es auf derselben lebhaft zu werden anfing, hielt Elisabeth es für das Rathsamste, ihre raschen Schritte zu mäßigen, damit sie keinen Verdacht erzeuge. Auch nahm sie jetzt den Knaben vom Arme herunter, führte ihn eine Weile an der Hand, gab ihm von dem kleinen Mundvorrath, womit sie sich versehen, zunächst etwas Zwieback zum Morgenimbis, und warf dann von Zeit zu Zeit einen Apfel vor sich hin, dem der Knabe jauchzend nachlief und auch hieran sich erfrischen durfte. Auf diese Weise wurde er weniger müde, und Mutter und Kind kamen schneller vorwärts, ohne daß ihre Eile auffiel. Elisabeth war zudem anständig und wenn nicht geradezu modisch, doch we-

nigstens nach modernem Zuschnitt gekleidet; ihre Hautfarbe war so weiß, daß nur ein genauer Kenner sie von der echt kaukasischen Rasse zu unterscheiden vermochte; ihr Kind war noch weißer, und auf den schlimmsten Fall tröstete sie sich damit, daß wenn sie auch bekannten Personen begegnen sollte, diese doch sie nicht auf flüchtigem Fuße glauben, sondern vielmehr voraussetzen würden, sie sey von ihrer gütigen und kein Mißtrauen hegenden Herrschaft zu irgend einer Bestellung geschickt worden.

Ohne Bedenken trat sie daher auch um Mittag in ein Wirthshaus, welches neben der Landstraße lag, und forderte etwas zu essen. Denn sie hatte nunmehr seit beinahe vierundzwanzig Stunden nichts genossen, und obwohl ihre heftige Gemüthsaufrregung jedes Bedürfniß der Art bisher zurückgedrängt hatte, so machte doch nunmehr die Natur ihre Rechte doppelt geltend, und Elisabeth empfand jetzt sowohl Hunger wie auch große Müdigkeit. Niemand im Wirthshause beargwohnte sie; sie wurde wie jeder einkehrende Gast behandelt, und ihrer beiläufigen Aeußerung, daß sie eine befreundete Familie besuchen wolle, ohne Weiteres Glauben geschenkt.

Nachdem sie sich gehörig ausgeruht und ihren Hunger gestillt hatte, begab sie sich wieder auf den Weg und erreichte spät Nachmittags ein Dorf am Ohio. Hier war ihr erster Gang nach dem Ufer, um wo möglich unverzüglich sich übersetzen zu lassen und so wenigstens für heute in Sicherheit zu gelangen. Allein der hoch angeschwollene und heftig tobende Fluß war ganz mit Eisschollen bedeckt, und weit und breit war weder eine Fährre noch ein Boot zu sehen. Denn kein Fährmann, kein Bootsführer würde unter solchen Umständen eine Uebersahrt gewagt haben. Dies

wurde ihr auch bestätigt in einem nahen Wirthshause, wo sie Nachfrage hielt.

Die Bestürzung, in welche Elisabeth bei dieser Nachricht gerieth, fiel der Wirthin auf, welche sie fragte, weshalb sie denn so nothwendig heute noch hinüber müsse. »Mein Kind ist mir plötzlich nicht recht wohl geworden, und ich wollte drüben zu einem Arzte mit ihm gehen,« gab Elisabeth zur Antwort. Die Wirthin, welche selbst Kinder hatte, und aus Erfahrung wußte, wie sehr Krankheitsfälle bei ihnen das Mutterherz mit Besorgniß erfüllen, fühlte sogleich lebhafteste Theilnahme und erkundigte sich bei einem anwesenden Gaste, ob denn nicht vielleicht irgend in der Nähe eine Gelegenheit zur Ueberfahrt sein möchte. Der Gast äußerte, er habe allerdings in einem benachbarten Dorfe gehört, daß Jemand dort leere Fässer nach dem jenseitigen Ufer zu bringen beabsichtige; ob aber heute oder überhaupt bei diesem Gisinge, könne er unmöglich sagen.

Trostlos starrte Elisabeth vor sich hin und jede Hoffnung auf Rettung schien geschwunden zu sein. Denn sie konnte leicht vermuthen, daß ihr Verfolger, wenn auch vielleicht Anfangs irre geführt, doch zuletzt den nämlichen Weg einschlagen werde, den sie genommen hatte. Den armen Harry, der ganz übermüdet sich sogleich nach der Ankunft im Wirthshause dem Schlafe überlassen hatte, schon jetzt wieder zu wecken, um mit ihm nach einem andern Orte diesseits des Ohio zu fliehen, vermochte sie nicht über's Herz zu bringen, und zudem konnte sie nicht wissen, ob nicht der Clavenhändler Leithunde bei sich habe *).

*) Die Clavenhändler, Clavenjäger und zum Theil auch Clavenhalter haben nämlich in der Regel Hunde, die zu

und sie demnach in jeder neuen Zufluchtsstätte auffpüren werde.

Schon waren auf diese Weise drei Viertelstunden vergangen und es fing an dunkel zu werden, als Elisabeth, die grade am Fenster stand, zu ihrem namenlosen Schreck wirklich ihren Verfolger erblickte und in Begleitung von zwei Shelby'schen Sclaven zum Dorfe hereinreiten sah. Doch die Nähe der Gefahr verwandelte ihre Bestürzung augenblicklich in Besonnenheit und Thatkraft. Hastig ergriff sie den Knaben, eilte mit ihm zu einer Hinterthür hinaus und lief geradeswegs auf das Flußufer zu. Kaum hatte Haley sie erblickt, als er sofort vom Pferde stieg und ihr nachrannte. Sie sah ihn kommen, und in diesem schrecklichen, entscheidenden Momente gab ihr die Verzweiflung den Gedanken ein, sich den wilden Naturelementen anzuvertrauen und lieber in diese Gefahr sich zu stürzen, als ihr Kind dem Unmenschen hinter ihr preiszugeben. Mit Einem Satze war sie auf der nächsten Eisscholle, welche unter ihr krachte, ohne daß sie es gewahrte; mit einem zweiten Sprunge war sie auf einer andern, eben so breiten Scholle; es war als habe eine unsichtbare Macht ihre Schritte gelenkt und den Elementen Achtung vor den Gefühlen des Mutterherzens geboten; sie selbst war sich dessen kaum bewußt, was sie that, und sogar der kalte, gefühllose Haley starrte ihr erschauert und betroffen nach, ohne für den Augenblick an sich selbst und seine Angelegenheit zu denken; in dem zweifelhaften, trüben Lichte der Abenddämmerung schien sie wie ein leichter Schatten über die tosenden Fluten hinüber zu

der Jagd auf entlaufene Sclaven eben so abgerichtet sind, wie Schweiß- und Jagdhunde auf Wild.

schweben, und nach Verlauf von wenigen Minuten war sie wirklich drüben, hatte sie wirklich das jenseitige rettende Ufer erreicht und eine vorläufige Freistätte gefunden. Ein Mann, der zufällig dort in der Nähe des Wasserrandes stand, eilte ihr verwundert und theilnehmend entgegen und war ihr mit eigener Lebensgefahr behülflich, daß sie auf festen Grund und Boden gelangte. Hierbei ließ er es jedoch nicht bewenden, sondern führte sie, nachdem sie ihm offen mitgetheilt, was sie zu diesem verzweifelungsvollen Schritte getrieben habe, in ein gastliches Haus, dessen Besitzer er kannte und von den edeldenkenden Gesinnungen desselben überzeugt war. Hier werden wir sie seiner Zeit wieder finden.

Haley war, nach jener flüchtigen Regung des Staunens, nicht wenig erbittert, als er so vor seinen eigenen Augen die Beute sich entgehen sehen mußte, beruhigte sich aber doch bald mit dem Gedanken, daß er leicht Mittel finden werde, sie in dem Nachbarstaate auffinden und festnehmen zu lassen. Von dem scharfen Ritze ermüdet, ging er ins Wirthshaus, zunächst um sich auszuruhen und sodann zu überlegen, welche Maßregeln zur Wiedereinholung des Flüchtlings die geeignetsten seyn möchten. Das Glück schien ihm wohlzuwollen; denn erst so eben waren zwei Gäste angekommen, in denen er alsbald zwei erfahrene und erprobte Sklavenjäger erkannte. Alle üble Laune war nun auf einmal bei ihm verschwunden; er begrüßte Tom Loker und Marks — so hießen die beiden Männer — als alte Bekannte, bestellte augenblicklich Punsch, offenbarte sein Anliegen und fand bereitwillig Gehör. Nachdem Haley die Versicherung erhalten, daß Loker's Leithunde ausgezeichnet seyen, und seinerseits dagegen den Sklavenjägern einige

Kleidungsstücke Elisabeths, damit die Hunde durch den Geruch derselben auf die Spur geleitet würden, eingehändigte hatte, ward über einer großen Bowle Punsch der Einfangungsplan näher berathen und, gegen das Versprechen eines Fanggeldes von fünfzig Dollars, definitiv festgestellt und von beiden Seiten genehmigt.

Fünftes Capitel.

Aus dem Leben eines Slavenhändlers.

Die Februarsonne des folgenden Morgens blickte trübe durch die vom Nachtfrost mit dünner Eisschicht belegten Fenster von Tom's Behausung und fand ihn wie Chloe bereits in voller Thätigkeit. Nur auf verschiedene Weise. Chloe war mit dem Plätten der reinlichen, wenn gleich groben Wäsche beschäftigt, und zwar mit einem Eifer, als thue die größte Eile noth, oder als handle es sich um eine fröhliche Lustfahrt, zu der auch von ihrer Seite alles in gehörigen Stand zu setzen sey. Im Grunde aber suchte sie auf diese Weise nur das in ihr wogende Meer trüber Gedanken zu zerstreuen und ihren innern Schmerz zu übertäuben; denn die durch Elisabeths Flucht um einen Tag hinausgeschobene Trennungsstunde rückte jetzt heran.

Anderß war Tom beschäftigt. Er las in der heiligen Schrift, und suchte durch die kräftigsten Stellen derselben sich zu stärken und innerlich vorzubereiten zu dem schweren Gange, den er nun bald antreten sollte. Denn auf dem Gute hatte er, nachdem er verkauft, und ihm dies wenigstens unter der Hand bereits eröffnet worden war, nichts

weiter zu thun, und so benutzte er die ihm noch übrig gebliebene kurze Zeit zur Befestigung seines Innern, um standhaft zu bleiben und geduldig auszuharren in der über ihn verhängten Trübsal. Er würde freilich mit Freuden sein Leben für seinen bisherigen Herrn gelassen, oder die härteste Behandlung, selbst Grausamkeiten gern erduldet haben, hätte er nur bei den geliebten Seinigen bleiben können, von denen getrennt zu werden der härteste Schlag für ihn war; aber er bekam zuletzt die gehörige Fassung, um sich ganz in Gottes Willen zu ergeben, und erquickte sich an dem Worte:

Du guter Gott und Vater,
Du treuer Hort und Rath, er,
Auf Dein Wort zieh' ich aus.
Auf unbekanntem Straßen
Wollst Du uns nicht verlassen,
So bin ich überall zu Haus.

Darum war er auch im Stande, sein bisweilen laut jammerndes, treues Weib zu trösten und zu beruhigen, was ihm nach und nach wirklich gelang, besonders durch Hinweisung auf die Wahrscheinlichkeit, daß Madame Shelby Alles aufbieten werde, um späterhin seinen Rücklauf zu bewirken.

Diese edle Dame trat bald nachher ins Gemach. Ihre blassen Gesichtszüge verriethen tiefen Kummer und Mitleidgefühl.

„Tom,“ sprach sie, „ich komme, um . . .“ doch sie vermochte nicht weiter zu reden; sie blickte auf die schweigende Gruppe um sie her, und sich niedersetzend, das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckend, begann sie laut zu schluch-

zen. Die Anwesenden, die in ehrerbietigem Schweigen da gestanden hatten, konnten nun ebenfalls ihre Thränen nicht zurückhalten, und die Stille im Gemache wurde durch heftiges Weinen unterbrochen.

»Lieber Tom,« sagte endlich Madame Shelby, nachdem sie sich einigermaßen gesammelt hatte, »ich kann dir nichts geben, womit du dir eine Güte thun könntest; denn du weißt wohl, daß, wenn ich dir Geld gäbe, es dir doch wieder abgenommen werden würde. Doch ich gebe dir hier vor Gottes Angesicht das feierliche Versprechen, daß ich dich im Auge behalten, und dich loskaufen werde, sobald ich die dazu erforderliche Summe beisammen habe; und bis dahin vertraue auf Gott!«

In diesem Augenblicke riefen die beiden ältesten Knaben Tom's, daß Haley komme, und fast gleichzeitig ward auch die Thür gewaltsam aufgestoßen. Haley, der nach seinem gestrigen Fehlschlage und einer schlaflosen Nacht bei sehr übler Laune war, beachtete kaum die Anwesenheit der Madame Shelby, und schrie dem armen Tom mit rauher Stimme zu:

»Komm her, du Negerhund, marsch, vorwärts!«

Tom erhob sich mit aller Sanftmuth und Gelassenheit, nahm seinen Koffer auf die Schulter und ging schweigend hinaus nach dem Leiterwagen, den der Clavenhändler in Bereitschaft hielt. Seine jammernde Frau begleitete ihn mit den schreienden Kindern. Am Wagen erwarteten ihn sämtliche Claven des Gutes, um ihm ein herzlichliches Lebewohl zu sagen.

Nachdem Tom, nach einem herzerreißenden Abschiede von den Seinigen und den Uebrigen in den Wagen gestiegen war, holte Haley schwere Weinschellen hervor, und legte

sie Tom um die Fußknöchel. Ein Murren allgemeiner Ent-
rüstung ließ sich unter den Umstehenden vernehmen. Ma-
dame Shelby, die es von ihrem Fenster mit angesehen hatte,
rief hinaus:

»Herr Haley, Sie können versichert seyn, daß diese
Vorsicht durchaus unnöthig ist.«

»Man kann nicht wissen, gnädige Frau; fünfhundert
Dollars habe ich hier schon eingebüßt, und noch mehr auf's
Spiel zu setzen, das erlauben mir meine Mittel nicht.«

Mit diesen Worten peitschte Haley die Pferde an, und
der Wagen rollte fort. Schmerzlich war es für Tom ge-
wesen, nicht auch den jungen George Shelby noch gesehen,
und von ihm Abschied genommen zu haben. Dieser gemüth-
volle junge Mann hatte den redlichen Tom fast wie einen
Vater geehrt, und die christlichen Lehren, die derselbe aus
der Hülle seines Herzens ihm ertheilt hatte, mit kindlichem
Sinne angenommen, und stets zu bethätigen getrachtet. Er
war bei Tom's Abfahrt grade auf einem benachbarten Gute ge-
wesen, aber hatte noch zu rechter Zeit wieder einzutreffen gehofft.
Als er nach seiner Rückkehr vernahm, daß Tom schon weg-
gebracht worden sei, bestieg er sogleich sein Pferd, und holte
auch bald den Wagen ein, der wenige Augenblicke darauf
vör einer Schmiede hielt. Dem Sklavenhändler genügte es
nämlich nicht, daß Tom an den Füßen gefesselt war, er
wollte ihm auch noch Handschellen anlegen, und da die,
welche er bei sich hatte, für Tom's starke Handwurzeln zu
eng waren, sie in jener Schmiede erweitern lassen. Indeß
gab er doch diesmal den Vorstellungen des jungen Shelby
Gehör, und ließ von jeder weitem Fesselung ab.

Rührend war die Abschiedsscene zwischen George und
Tom, und jener erneuerte nicht nur die Versicherung seiner

Mutter wegen möglichst baldiger Loskaufung, sondern hat auch ein kleines Andenken von ihm nicht zu verschmähen, welches in einem Silberdollar von seltenem Gepräge bestand, den er nahe am Rande durchbohrt und mit einem Bande versehen hatte, damit ihn Tom auf der Brust tragen und den habfüchtigen Blicken Haley's entziehen könne.

Haley und Tom boten im Laufe der Weiterfahrt eine seltsame Erscheinung dar für den sinnigen Beobachter. Beide saßen schweigend neben einander und in Nachdenken versunken. Beide sahen und hörten das Nämlische, hatten Hände, Füße, Organe wie andere Menschen, kurz, im Aeußern waltete im Grunde nur in der Hautfarbe ein Unterschied ob. Aber innerlich war der Unterschied zwischen Beiden um so größer, und vollends verschieden waren ihre stillen Betrachtungen oder die Gegenstände, über welche sie nachdachten.

Haley z. B. dachte über Tom's Körperbeschaffenheit und Eigenschaften nach und berechnete, zu welchem Preise er ihn wohl werde verkaufen können, wenn er ihn zuvor in guten Stand gesetzt und marktfähig gemacht habe. Er überlegte, wie er seinen Aufkauf für den Süden am vortheilhaftesten zu bewerkstelligen haben und wie hoch ihm derselbe, wenn er aus so und so viel männlichen, so und so viel weiblichen Sklaven nebst Kindern bestehe, im Marktpreise zu stehen kommen möchte. Im Laufe seiner Betrachtungen vergaß er auch seine eigene Person nicht und spendete sich selbst kein geringes Lob, daß, während Andere ihre Neger an Händen und Füßen fesselten, er so menschlich gewesen sei, dem seinigen nur Beinschellen anzulegen und ihm den freien Gebrauch der Hände lasse, so lange er sich gut aufführe; seufzte indeß wiederum bei dem Gedanken an

den häufigen Unthun unter den Menschen und an die Möglichkeit, daß auch Tom sich dessen schuldig machen und die ihm widerfahrene Nachsicht und Milde mißbrauchen könne.

Tom dagegen dachte über einige Stellen der Schrift nach, besonders über die, wo es heißt: »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Darum schämet sich Gott nicht, unser Gott zu heißen, denn er hat uns eine Stadt zubereitet.« Und dergleichen Schriftworte haben stets ihre Kraft bewährt an den Unmündigen und denen, die thöricht sind vor der Welt; so bewährten sie denn dieselbe auch bei Tom, der auf solche Weise im Geiste über das Irdische emporgehoben, und von allen niederbeugenden Betrachtungen über seine gegenwärtige Lage abgelenkt wurde.

Galey übergab nach einer Weile die Bügel an Tom und zog einige Zeitungen hervor, nicht um die politischen Artikel, sondern die öffentlichen Anzeigen zu lesen. Als ein Mann ohne Bildung und gründliche Schulkenntnisse, fiel ihm selbst das Lesen schwer, und er konnte den Sinn nur dann einigermaßen richtig fassen, wenn er die Worte halblaut las. Von den Anzeigen interessirten ihn hauptsächlich nur die, welche auf Sklaven Bezug hatten, und für welche die Blätter der Sklavenstaaten besondere Rubriken haben. Indem er sie durchblickte, stießen ihm zunächst folgende auf:

Entlaufene Sklaven. Von Barnes, in Shelby County des Staates Kentucky, der Negerknabe Jim. Wer ihn todt oder lebendig wieder einliefert, erhält dreihundert Dollars Belohnung. — Von Edwards der männliche Sklave Dick und die Sklavin Lucie: sechshundert Dollars Belohnung; und sodann die Sklavin Polly mit zwei Kindern:

wer sie oder ihren Kopf einliefert, bekommt sechshundert Dollars von dem Eigenthümer.

»Nun, das wäre für mich, der ich andere Dinge zu thun habe, nichts; wohl aber für Tom Loker und Marks, die damit einen guten Fang thun würden,« sprach Galey vor sich hin. Er las weiter:

Gerichtlicher Sclavenverkauf. In Gemäßheit gerichtlicher Verfügung, werden Dienstag, den 20. Februar in Williamstown, Staat Kentucky, folgende Neger öffentlich verauctionirt werden: Hagar, 60 Jahre alt; John, 30 Jahre alt; Ben, 21 Jahre; Saul, 25, und Albert, 14 Jahre alt. Der Verkauf geschieht für Rechnung der Creditoren und Erben des Jesse Blutchford'schen Gutes.

Die Gerichts-executoren,
Samuel Morris.
Thomas Flint.

»Da muß ich mit bei sein,« sprach Galey zu Tom, in Ermanglung eines Andern, dem er diese Mittheilung hätte machen können. »Denn du kannst dir leicht denken, Tom,« fuhr er fort, »daß dich allein nach dem Süden zu bringen, nicht der Mühe werth wäre, ich daher noch Andere hinzukaufen muß. Darum wollen wir geradeswegs nach Williamstown*) fahren, wo ich zunächst der Auction beiwohnen und dich mittlerweile im dortigen Sclavengefängnisse aufbewahren lassen werde.«

*) Williamstown liegt auf halbem Wege zwischen Frankfort (der Hauptstadt Kentucky's) und Cincinnati (im Staate Ohio), und nicht weit vom Ohioflusse.

Tom nahm diese Benachrichtigung in aller Demuth hin, obwohl sie keineswegs erfreulich für ihn lautete, vielmehr ihn tief kränkte. Denn er hatte immer einen gewissen Stolz darein gesetzt, für zuverlässig und treu zu gelten — ein Stolz, der bei ihm um so vergehlicher war, als er ja außerdem nichts hatte, worauf er hätte stolz sein können, und ihm überhaupt dergleichen Gefühle sonst fremd waren, — und nun wurde beides ohne alle Veranlassung in Zweifel gezogen und Mißtrauen gegen ihn gehegt. Jedoch, wie gesagt, auch diese Kränkung nahm er still und gelassen hin, und bezog Abends gleich nach der Ankunft in Williamstown ohne Murren das Gefängniß.

Am nächsten Vormittag drängten sich zahlreiche Sklavenhändler und andere Kauflustige auf dem Auktionsplatze bunt durch einander und nahmen nach der Reihe die zum Verkaufe bestimmten Sklaven in Augenschein. Die in der Ankündigung mit dem Namen Hagar bezeichnete Frau war eine ächte Negerin in Farbe und Gestalt. Sie mochte kaum sechzig Jahre alt sein, sah aber in Folge angestrenzter Arbeit und mancher Körpergebrechen älter aus; auch war sie halbblind und von der Sicht etwas gekrümmt. Neben ihr stand ihr jüngster Sohn Albert, ein munterer, vierzehnjähriger Knabe. Er allein war ihr noch geblieben von zahlreichen Kindern, welche nach und nach ihr entrissen und nach dem Süden verkauft worden waren. Daher hing ihr ganzes Herz an ihm und ihre einzige Sorge war nur, daß nicht auch er von ihr getrennt, sondern mit ihr an einen und denselben Herrn verkauft werde. Hierzu machte ihr ein gutmüthiger alter Herr auch Hoffnung, indem er hinzufügte, mit dem einen Auctionator schon dieserhalb gesprochen und eine erwünschte Zusicherung von ihm erhalten zu haben.

»Man braucht nicht zu glauben, als ob ich zu nichts mehr tauge,« sagte sie, indem sie ihre etwas zitternde Hand erhob. »Ich kann noch kochen, waschen und scheuern, habe also für den, der mich billig kauft, immer noch ziemlichen Werth.« »Sagen Sie das doch, ach, sagen Sie das den Leuten!« fügte sie dringend bittend hinzu.

Haley drängte sich durch die Käufergruppe und besichtigte zunächst den ältesten Sklaven, dem er in den Mund blickte, die Zähne befühlte und ihn allerhand Bewegungen mit den Armen und Beinen machen ließ, um seine Muskelkraft zu erproben. Mit dem folgenden Sklaven nahm er dieselben Experimente vor, und ging dann zu dem Knaben, den er die Arme ausstrecken und dann hüpfen und springen ließ, um zu sehen, wie seine Körperbehendigkeit sei.

»Er wird mit mir zugleich verkauft,« rief seine Mutter dem Sklavenhändler mit großer Hast zu; »er und ich stehen auf Einer Auktionsnummer; ich bin noch ganz kräftig und kann noch viel Arbeit thun.«

»Etwa auch auf einer Plantage?« fragte Haley flüchtig und mit einem verächtlichen Seitenblick. Ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen, ging er dann, zufrieden mit seiner Besichtigung, zum Auktionstisch und erwartete, die Hände in den Seitentaschen und die Cigarre im Munde, den Beginn der Versteigerung.

»Nun, was meinen Sie von ihnen?« fragte ihn ein Mann, der Haley's Besichtigungen bemerkt hatte.

»Ich denke, ich werde auf die beiden jüngern Sklaven und auf den Knaben bieten,« gab Haley zur Antwort.

»So viel ich aber weiß, stehen der Knabe und seine Mutter auf Einer Verkaufsnummer,« wendete der Andere ein.

»Mag sein; die Alte kaufe ich jedoch nicht, denn sie ist das Salz, was sie bekommt, nicht einmal werth.«

»Sie wollten sie also wirklich nicht kaufen?«

»Nein, um keinen Preis, und selbst wenn ich sie geschenkt bekäme. Sie ist halbbblind, lahm und obendrein, wie es mir scheint, fast schon kindisch.«

»Das wird sie in Verzweiflung bringen, wenn sie von ihrem Kinde getrennt werden soll,« äußerte der menschenfreundliche Mann.

»Reicht möglich,« versetzte gleichgültig der Sklavenhändler.

Die Auction begann, und die alte Negerfrau, die in ihrer ängstlichen Spannung kaum zu athmen wagte, zog instinctmäßig ihren Sohn zu sich heran, mit den Worten: »Halte dich dicht an deine Mutter, Albert, ganz dicht: sie werden uns zusammen verkaufen.«

»Ach, Mutter, ich fürchte das Gegentheil,« entgegnete der Knabe.

»Ja, sie müssen, sie müssen; denn ohne dich kann ich nicht leben!« rief die arme alte Mutter mit krampfhafter Stimme aus.

Die männlichen Sklaven waren bald verkauft und zwei derselben von Galey erstanden.

»Komm jetzt, du Junge,« rief nunmehr der Auctionator dem Knaben zu, indem er ihm mit seinem Hammer die Schulter berührte; »frisch auf, zeige deine Behendigkeit und Gelenkigkeit.«

»Ach, lieber Herr, verkaufen Sie uns doch zusammen, wie mir versprochen worden ist!« bat flehentlich die Mutter, indem sie ihr Kind umklammert hielt.

»Laß los, Weib!« fuhr der Auktionator sie an; »du kommst zuletzt an die Reihe.« Damit riß er ihr den Knaben fort und zwang ihn, ohne auf dessen Thränen und das laute Wehklagen der Mutter zu achten, zu hüpfen und zu springen. Der Zweck wurde damit allerdings erreicht, denn des Knaben Behendigkeit und gute Gestalt gefielen allgemein, und die Kaufliebhaber boten rasch hinter einander sich gegenseitig auf, bis endlich Haley den Zuschlag erhielt.

»Kaufen Sie mich doch auch, bester Herr!« flehte nochmals die bitterlich weinende Mutter; »kaufen Sie mich um Gottes Barmherzigkeit willen; ich muß sonst sterben!«

»Und ich will sterben, wenn ich es thue,« gab ihr der Schopenhändler trocken zur Antwort.

Die unglückliche alte Frau war bald verauctionirt. Der menschenfreundliche Mann, der mit Haley ihretwegen geredet hatte, kaufte sie um einen Spottpreis, suchte sie dann möglichst zu trösten und führte sie zu ihrem Sohne, damit sie vor dessen Wegführung noch Abschied von ihm nehmen könne. »Mutter, Mutter,« bat der Knabe, »beruhigt euch doch nur! Es ist mir ja selbst eben so schrecklich, aber leider nicht zu ändern; zudem habt ihr ja doch gewiß einen guten Herrn bekommen.«

»Mag sein; aber immer fehlst du mir doch, o mein Sohn, mein Albert! Du bist mein letztes Kind, welches mir übrig gelassen war, und die Trennung von dir werde nimmer, nimmer mehr zu überleben im Stande sein!«

»Jetzt ist es genug mit dem Geheul und Gejammer,« sprach Haley barsch, entriß ihr den Knaben mit Gewalt und führte ihn mit den beiden anderen, von ihm erstandenen

Sclaven nach dem Gefängnisse, wo er allen dreien Fuß- und Handschellen anlegte.

Einige Tage darauf befand sich Haley mit seiner erkaufnen Waare wohlbehalten am Bord eines Ohio-Dampfbootes, welches die Fahrt flußabwärts bis in den Mississippi machte. Er beabsichtigte, seinen ersten Ankauf unterwegs nach und nach zu vergrößern, um dann eine um so rentablere Zahl von Sclaven auf dem Markte im Süden feilbieten zu können.

Das Dampfschiff, welches den Namen »La Belle-Rivière« führte, fuhr majestätisch den Fluß hinab und war mit zahlreichen Passagieren besetzt, welche größere und kleinere belebte Gruppen bildeten, sich des günstigen Reisewetters freuten und die Zeit in heiterer Geselligkeit und Unterhaltung hinbrachten. Auch die Mannschaft war wohl auf, und in munterer Laune. Nur die im untern Raume, neben anderen Frachtgütern, aufbewahrten Sclaven bildeten gegen die allgemeine Belebtheit einen schneidenden Contrast durch ihre begreiflich trübe, niedergedrückte Stimmung.

»Ich habe eine Frau,« sagte der oben erwähnte dreißigjährige John, indem er seine gefesselte Hand auf Tom's Knie legte; »und sie weiß nicht eine Sylbe davon, daß ich jetzt verkauft bin.«

»Wo befindet sie sich denn?« fragte Tom.

»Sie gehört in ein Wirthshaus, etwas weiter flußabwärts,« antwortete John. »Ach, wenn sich sie doch nur noch ein einziges Mal auf dieser Erde wieder sehen könnte!« setzte er wehmüthig hinzu, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

Der andere Sclave hatte seine Geschwister zurücklassen müssen; Albert war, wie wir gesehen haben, seiner alten

Mutter gewaltsam entrissen und Tom, wie wir wissen, von Frau und Kindern getrennt worden.

Die Leute über ihnen in der Kajüte kannten dergleichen herzerreißende Trennungen nicht. Da saßen fröhlich beisammen Väter und Mütter, Gatten und Gattinnen; und um sie her tanzten und sprangen ihre Kinder in sorgloser Freude und seelenvergnügt über die, durch die Reise in ihr Kinderleben gebrachte Abwechslung und Zerstreuung.

Ein Knabe, der unten im Raume gewesen war, kam in die Kajüte hereingelaufen und rief seiner Mutter zu: »Ach, Mama, da ist ein Sklavenhändler am Bord, der vier oder fünf Sklaven mit sich führt und sie unten aufbewahrt hält.«

»Die armen Geschöpfe!« sprach die Mutter in einem Tone des Mitleidens und Unwillens.

»Was ist?« fragte eine andere Dame.

»Unten sind einige Sklaven,« war die Antwort.

»Und liegen in Ketten,« setzte der Knabe hinzu.

»Es ist eine Schande für unser Vaterland, daß so etwas hier vorkommen kann!« äußerte seine Mutter.

»Freilich läßt sich vieles dagegen, aber auch manches dafür sagen,« bemerkte eine dritte Dame, die am Eingange ihrer Privatkajüte saß und mit einer Handarbeit beschäftigt war, während ihre beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, um sie her spielten. »Ich bin im Süden gewesen und habe die Ansicht gewonnen, daß die Sklaven im Grunde besser daran sind, als wenn sie frei wären.«

»Ich gebe zu, daß in mancher Beziehung Einzelne unter ihnen es ganz gut haben mögen,« versetzte Jene; »aber das Schrecklichste bei der Sklaverei ist und bleibt immer, meiner Meinung nach, daß die Gefühle und Empfin-

dungen dieser armen Menschen so gänzlich unberücksichtigt gelassen, oder vielmehr mit Füßen getreten werden, wie z. B. bei der Trennung der Familienglieder von einander.«

»Das ist allerdings schlimm und beklagenswerth, aber es kommt auch, soviel ich glaube, nicht häufig vor,« wendete die Dame ein, indem sie eine eben fertig gewordene Handarbeit näher bei Licht betrachtete.

»Doch, doch,« erwiderte lebhaft die Andere; »ich habe manche Jahre in Kentucky und Virginien zugebracht und soviel der Art zu sehen bekommen, daß mir das Herz geblutet hat. Geseht, gnädige Frau, Ihre beiden Kinder da würden von Ihnen fortgenommen und verkauft?«

»Wir können nach unseren Gefühlen diejenigen einer solchen Menschenclasse nicht beurtheilen,« meinte leichtthin die Dame.

»Wenn Sie so sprechen, so muß ich voraussetzen, daß Sie diese Menschenclasse, wie Sie sie nennen, überhaupt nur wenig kennen,« entgegnete mit Wärme die Menschenfreundin. »Ich bin in ihrer Mitte geboren und aufgewachsen, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß sie eben so zarte und tiefe Gefühle, und vielleicht oft in einem noch höheren Grade haben, als wir.«

»Das hätte ich kaum gedacht,« versetzte gähmend die Dame, blickte gleichgültig zum Casütfenster hinaus, und wiederholte dann, um gewissermaßen dem Gespräch e schließlich noch eine für sie günstige Wendung zu geben, die schon einmal vorgebrachte Bemerkung, daß bei dem allen die Slaven doch immer in besseren Umständen sich befinden dürften, als wenn sie frei wären.

»Es ist wohl ohne Zweifel Gottes Rathschluß, daß die afrikanische Rasse in Knechtschaft und unterm Druck gehalten werde,« bemerkte ein anwesender ältlicher Herr, der nach seiner Kleidung und äußern Haltung zu urtheilen ein Geistlicher sein mußte. »Denn es heißt in der Schrift: Verflucht sei Canaan, und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern.«

»Also diese Schriftstelle, meinen Sie, ist wirklich so zu verstehen, wie Sie eben äußerten?« fragte ein langer Mann, der neben dem Geistlichen stand.

»Allerdings,« antwortete der Geistliche. »Es gefiel der Vorsehung nach ihrem unerforschlichen Rathschlusse, schon vor Jahrtausenden jene Rasse zur Knechtschaft zu verdammen; und uns steht es nicht zu, mit ihr dieserhalb zu rechten.«

»Nun denn,« fuhr der Andere fort, »wenn das einmal dem göttlichen Rathschlusse gemäß ist, so können wir alle frischweg Sklavenhandel treiben! Nicht wahr, Herr?« setzte er fragend hinzu, indem er sich an Haley wendete, der mit seinen Händen in den Seitentaschen vor dem Ofen stand und dem Gespräche aufmerksam zuhörte. »Den Geboten der Vorsehung müssen wir offenbar gehorchen, folglich Neger kaufen und verkaufen, umherschleppen und unter der Zucht halten; dafür sind sie einmal geschaffen. Däucht Ihnen das nicht auch so, Herr?«

Haley, an den diese Frage abermals gerichtet war und der gar nicht merkte, daß die Aeußerungen des langen Mannes nichts als bittere Ironie waren, erwiderte: »Ich habe nie über dergleichen nachgedacht; und könnte auch nichts darüber sagen, da ich zu unangelehrt bin. Ich treibe den Sklaven-

handel, um damit mein Brot zu verdienen, und um alles Andere bekümmere ich mich nicht.«

Ein wohlgebildeter junger Mann, bisher ein stummer Zuhörer der Unterredung, nahm jetzt das Wort, und indem er die Schriftstelle: »Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch,« anführte, fügte er hinzu: »Ich sollte meinen, dieser Ausspruch der heiligen Schrift wiegt die Stelle, wo es heißt: Verflucht sei, Canaan ic., reichlich auf.«

»Ganz gewiß,« bemerkte beifällig der lange Mann.

Hier hielt das Dampfboot an bei dem Landungsplage, wo sich das von dem Sklaven John erwähnte Wirthshaus befand. Die meisten Passagiere eilten nunmehr auf's Verdeck, um, wie in solchen Fällen gewöhnlich, die Ankommenden und Abgehenden zu sehen. Nicht lange, so kam eine Negerin eilends auf das Schiff, drängte sich ungestüm durch die Menge nach den, mittlerweile auf's Verdeck gebrachten Sklaven hin und umarmte mit stürmischer Heftigkeit den mehrerwähnten John, der zwar auf diese Weise seinen heißen Wunsch, sein geliebtes Weib in diesem Leben noch einmal wieder zu sehen, erfüllt sah, aber bei dem Gedanken an die augenblicklich wieder eintretende und wahrscheinlich lebenslängliche Trennung, gleich ihr, in lautes Schluchzen und Weinen ausbrach.

Der junge Mann, der für die Sache der Menschheit das Wort genommen und den Geistlichen so treffend widerlegt hatte, war Augenzeuge dieser Jammerscene und sagte zu Galey, der neben ihm stand, mit durchbringendem Ernst: »Freund, wie können Sie doch nur ein solches schandwürdiges Geschäft treiben? Blicken Sie hin auf diese armen Geschöpfe! Ich bin im Begriffe heimzukehren, und

Onkel Tom's Hütte.

mein Herz wallt vor Freude bei der Aussicht, Frau und Kind bald wieder zu sehen; aber das nämliche Geläute, welches für mich das Zeichen der Weitersfahrt zur Heimath ist, ist für dieses unglückliche Ehepaar das Signal zu lebenslänglicher Trennung! Verlassen Sie sich darauf, Gott wird Sie dieserhalb dereinst vor Gericht ziehen!»

Der Slavenhändler, der hierauf nichts zu erwidern wußte, drehte sich schweigend um und ging nach dem hintern Theil des Verdeckes.

Die Fahrt ging weiter, und als am folgenden Tage das Dampfboot bei einer kleinen, zu Kentucky gehörenden Stadt anhielt, ging Haley ans Land und kam nach einer Weile wieder in Begleitung einer jungen Mulattin, die er nebst ihrem Kinde, welches sie auf dem Arme trug, im Orte gekauft hatte.

Die junge Frau war sehr anständig gekleidet, und ein Neger, der ihr folgte, trug ihren kleinen Koffer, den er zwischen dem übrigen Passagier-Gepäck niederlegte. Sie ging eine Weile auf dem Verdeck umher, ließ sich dann auf ihren Koffer nieder und tändelte mit ihrem Kinde.

Bald nachher kam Haley, setzte sich neben sie und sagte ihr etwas, was Tom, der in der Nähe saß, nicht verstand, wohl aber dann bemerkte, daß die Frau in große Aufregung dadurch zu gerathen schien.

«Das kann ich nimmer glauben!» hörte er sie sagen. «Sie wollen nur Ihren Scherz mit mir treiben!»

«Wenn du es nicht glauben willst, so sieh her,» entgegnete Haley, indem er ein Papier hervorzog; »hier ist die Verkaufsnota, und hier ist die Unterschrift deines bisherigen Herrn! Ich habe mein gutes, baares Geld ihm gezahlt: du siehst also, daß ich keinen Scherz treibe.«

»Ich kann aber dennoch von meinem bisherigen Herrn durchaus nicht glauben, daß er mich so hintergehen würde: nein, es ist gewiß nicht wahr!« sprach die Mulattin mit erhöhter Stimme.

»Du kannst dich bei jedem dieser Herren da erkundigen. Hier!« sagte er zu einem eben vorbeigehenden Passagier; »haben Sie doch die Güte und lesen Sie das. Diese Frau will mir nicht glauben.«

»Nun, wie so?« gab der Passagier zur Antwort. »Es ist eine Verkaufsnota, unterzeichnet von John Fosdick, welcher erklärt, die Mulattin Lucie und deren Kind an Sie verkauft zu haben. Ich wüßte nicht, wo hier ein Fehler oder Irrthum stecken sollte.«

Luciens leidenschaftlichen Worte und Gebarden zogen mehrere andere Personen herbei, und der Sklavenhändler setzte ihnen in der Kürze auseinander, um was es sich handle.

»Er sagte mir, daß ich nach Louisville*) gebracht und dort als Köchin in den nämlichen Gasthof ausgemietet werden sollte, wo mein Mann in Arbeit steht: dies sind die eigenen Worte meines Herrn, und ich kann, wie gesagt, nimmermehr glauben, daß er mich belogen habe,« sprach die junge Frau.

»Aber er hat euch verkauft, arme Frau; darüber waltet gar kein Zweifel mehr,« bemerkte ein gutmüthig aussehender Mann, der die Nota eingeblickt hatte.

*) Louisville ist die wichtigste Handels- und Fabrikstadt Kentucky's und liegt am Ohio, eine beträchtliche Strecke unterhalb Cincinnati's.

»Dann freilich ist kein Wort weiter zu verlieren,« sagte die Frau, plötzlich zu einer kalten Ruhe übergehend. Sie presste dann ihren Säugling mit leidenschaftlicher Innigkeit an sich, drehte dem Sklavenhändler den Rücken zu und starrte in die von dem Dampfschiffe durchfurchten Fluthen. Ein sanfter Windhauch umspielte wie mitleidig ihre Stirn; sie sah die Sonnenstrahlen auf der bewegten Wasseroberfläche sich abspiegeln; sie hörte fröhliche Stimmen heiterer Menschen um sich her; aber wie hätte sie jetzt Sinn haben können für Naturschönheiten oder gesellige Freuden des Lebens? Ihre freudige Hoffnung war auf einmal gewaltsam zerstört; ihr Herz war wie mit Centnerschwere belastet, und nur ihr lächelnder Säugling erleichterte ihr die schwere Seelenbürde. Sie liebte ihn, säugte ihn, herzte und küßte ihn, und wenn auch von Zeit zu Zeit eine heiße Thräne auf sein unschuldiges, liebliches Antlitz fiel, so war doch schon sein bloßer Anblick hinreichend, sie zu trösten und allmählig zu beruhigen.

Das Kind, ein Knabe von etwa zehn Monaten, war ungewöhnlich groß und stark für sein Alter und besonders kräftig in den Gliedmaßen, dabei war es sehr munter und lebendig, so daß seine Mutter nur immer zu thun hatte, es zu halten.

»Das ist ein allerliebsteß Kind!« sprach ein Passagier, der bei seinem Anblick sogleich stehen blieb. »Wie alt ist der Knabe?«

»Elftehalb Monate,« gab die Mutter zur Antwort.

Der Herr sprach einige Schmeichelworte zum Kinde und reichte ihm ein Stück Candiszucker, welches von ihm hastig ergriffen und in den Mund gesteckt ward.

»Ein prächtiger Junge; weiß gleich Bescheid!« rief

der Mann,
einer andern
den er sich
legten Lan
bevor, zu
aufknüpfen,

»Es
gekauft ha

»Si
wort und
von sich.

»Sie
Gale

»Nu

»W

eine Wla

derte de

eine gut

solche gel

welle an

bei gena

ße schon

zu erhal

den Mo

»E
brauchen

»I
sich mir
und griff

»W

der Mann, und ging dann summend und pfeifend nach einer andern Stelle des Verdeckes. Hier traf er Haley, von dem er schon wußte, daß er die Frau mit dem Kinde im letzten Landungsorte gekauft habe. Er zog eine Cigarre hervor, zündete sie an und redete, um ein Gespräch anzuknüpfen, den Sclavenhändler mit den Worten an:

»Es ist wahrlich ein hübsches Weib, welches Sie da gekauft haben.«

»Si', nun ja, so ziemlich,« gab Haley zur Antwort und blies eine Rauchwolke aus seiner Cigarre von sich.

»Sie wollen sie nach dem Süden bringen?«

Haley nickte mit dem Kopfe und rauchte fort.

»Auf eine Plantage?« fragte der Mann weiter.

»Wahrscheinlich; denn ich habe eine Bestellung für eine Plantage und denke sie dort unterzubringen,« erwiderte der Sclavenhändler. »Man hat mir gesagt, sie sei eine gute Köchin; und auf der Plantage mögen sie sie als solche gebrauchen, oder auch beim Einsammeln der Baumwolle anstellen, wozu ihre Finger sich sehr eignen, wie ich bei genauer Untersuchung gefunden habe. Genug, ich werde sie schon anbringen, und hoffe einen guten Preis für sie zu erhalten.« Damit steckte er seine Cigarre wieder in den Mund.

»Aber das Kind werden sie doch auf der Plantage nicht brauchen können?« bemerkte der Andere.

»Das Kind werde ich ohne Weiters verkaufen, sobald sich mir die Gelegenheit dazu darbietet,« entgegnete Haley und griff nach einer frischen Cigarre.

»Werden es jedenfalls wohl billig verkaufen?«

»Weiß noch nicht. Ein hübsches Kerlchen aber ist es, hat Fleisch so fest und derb wie ein Seehund.«

»Das hab' ich freilich auch schon erkannt; nur sind immer die Aufzieh- und Auffütterungskosten mit in Anschlag zu bringen.«

»Ei was!« sprach Haley. »Was werden die denn eben Großes ausmachen? Dieser Junge wird schon in einem Monat laufen und frei umherspringen können.«

»Ich hätte allerdings gute Gelegenheit, ihn aufziehen zu lassen, und möchte auch mein Slavenspersonal ein wenig vergrößern,« ließ der Mann sich verlauten. »Die Köchin bei mir ist vorige Woche um ihren Kleinen gekommen: er fiel in einen Waschkübel und ertrank, während sie Wäsche aufhängte. Da könnte sie nun statt seiner diesen Jungen aufziehen.«

Beide schwiegen eine Weile, ihre Cigarren rauchend, und keiner wollte der Erste mit dem Angebot sein. Endlich ließ der Fremde die Aeußerung fallen:

»Ich sollte meinen, zehn Dollars wären genug für ihn: verlaufen müssen und wollen Sie ihn doch einmal; drum eingeschlagen!«

Haley schüttelte den Kopf und erklärte, daß er ihn zu dem Preise in keinem Fall lassen würde.

»Nun, so sagen Sie, was verlangen Sie?«

»Ich muß bemerken,« gab der Slavenhändler zur Antwort, »daß ich ihn selbst aufziehen, oder ihn doch für ein Billiges aufziehen lassen könnte; der Junge ist kerngesund und außerordentlich lebhaft; ich würde also schon in sechs Monaten hundert und in einem oder zwei Jahren zweihundert Dollars sicherlich für ihn bekommen. Wenn ich ihn nun

aber jetzt einmal verkaufen soll, so kann ich ihn nicht unter fünfzig Dollars weggeben.«

»Oho! Sie spaßen wohl nur?«

»Nein, nein, es ist mein voller Ernst.«

»Nun, meinetwegen will ich sogar dreißig geben, aber keinen Pfennig mehr,« erklärte der Fremde.

»Wenn das ist, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie uns die Summe durchschneiden, und zahlen Sie mir fünfundvierzig Dollars, dann bin ich zufrieden.«

»Es sei!« sagte der Andere nach einer Pause, und der Handel war geschlossen.

»Noch eins: wo steigen Sie ans Land?« fragte Haley.

»In Louisville?« war die Antwort.

»Louisville? Das paßt ja ganz herrlich. Denn wir kommen dahin in der Dämmerung: der Knabe wird dann schlafen; die Mutter will ich schon auf eine unverdächtige Weise bei Seite führen; Sie ziehen mittlerweile mit dem Jungen ab, und so gibt es kein Geschrei und keinen Lärm, was mir beides ohnehin im höchsten Grade zuwider ist.«

So sprach Haley, nahm die fünfundvierzig Dollars in Empfang, quittirte darüber und rauchte ruhig wieder seine Cigarre.

Es war ein heiterer stiller Abend, als das Dampfboot bei dem Landungsplaz von Louisville anlegte. Die junge Mulattin hatte ihren Säugling im Arme gehalten und in sanften Schlummer eingewiegt. Als sie den Namen der Stadt nennen hörte, legte sie behutsam das Kind in eine Vertiefung zwischen dem Gepäck, nachdem sie es zuvor sorgfältig mit ihrem Mantel umhüllt hatte, und eilte dann

nach der, dem Lande zugekehrten Seite des Schiffes, um zu sehen, ob sich unter den auf dem Landungsplatze harrenden Gasthofskellnern nicht auch ihr Mann befände. Aengstlich blickte sie nach ihm umher und glaubte sicher, ihre Sehnsucht erfüllt zu sehen.

Diesen Augenblick benutzte Haley, um das schlafende Kind aufzunehmen und dem Käufer einzuhändigen, mit den leise gesprochenen Worten: »Wecken sie es ja nicht auf; denn sonst würde es zu schreien anfangen und ein Mordspectakel daraus entstehen!« Der Mann nahm das Kind hin und war bald damit im Gedränge verschwunden.

Gleich darauf läutete es, und das Boot setzte sich wieder in Bewegung. Des Kindes Mutter, welche auf den geliebten Gatten — der vielleicht durch ein unbefiegbares Hinderniß zurückgehalten worden oder etwa auch ohne alle Ahnung von ihrer Nähe gewesen war — vergebens geharrt hatte und darüber tief bekümmert war, ging nun wieder nach ihrem alten Platz zurück, um sich durch den Anblick ihres Kindes wenigstens in etwas wieder aufzurichten. Aber wer malt ihre Bestürzung und ihr Entsetzen, als sie das Kind nicht mehr vorfand!

»Wo, wo ist mein Kind?« schrie sie in lautem Jammertone.

»Lucie,« sprach der Clavenhändler, der sich auf ihren Platz gesetzt und auf sie gewartet hatte, »dein Kind ist fort; früher oder später mußt du es doch wissen. Siehst du, hinab mit nach dem Süden nehmen konntest du es doch einmal nicht; und so habe ich die sich mir anbietende Gelegenheit benützt und es in eine sehr angesehenen Familie verkauft, welche es besser aufziehen wird, als du es vermagst.«

Der Slavenhändler war längst auf jenen Standpunkt gelangt, den Manche freilich wohl Erhabenheit über menschliche Schwächen und Vorurtheile nennen mögen, den aber der gesunde schlichte Sinn als den höchsten Grad der Abgestumpftheit aller Gefühle und Regungen des Herzens und Gemüthes betrachtet. Der wilde Blick des namenlosen Schmerzes und der Verzweiflung, den die ihres Kindes so plötzlich, so völlig unerwartet beraubte Mutter auf ihn warf, hätte jeden Andern aus der Fassung bringen müssen, ihn aber nicht; denn er war dessen gewohnt, und er hatte dergleichen schon mehr als hundertmal erlebt. Ihm waren die tödtlichen Qualen, die sich in ihren krampfhaften Gebärden und Lauten kundgaben, nichts als bekannte und in seinem Geschäft häufig vorkommende Zwischenfälle; und er machte sich schon darauf gefaßt, daß nun, wie gewöhnlich, ein lautes Jammern und Wehklagen erfolgen werde.

Allein es erfolgte nichts der Art. Der Schlag hatte zu unmittelbar das Mutterherz getroffen, als daß es noch Raum für Wehklagen und Thränen gehabt hätte.

Betäubt sank sie nieder. Ihre Arme hingen schlaff herab; ihre Augen starrten vor sich hin, ohne etwas zu gewahren; das Getöse der Dampfmaschine und der Schaufelräder drang zu ihrem Ohr, aber sie hörte nichts davon, und der Mund bewegte sich, aber kein Laut drang aus ihm hervor.

Der Slavenhändler, der diese anscheinende Ruhe für Wirklichkeit hielt, war so gefühllos, sie nach seiner Weise trösten und ihr Muth einsprechen zu wollen. Ja, er hatte die Frechheit, von ihrer hübschen Gestalt und von der Wahrscheinlichkeit, daß sie im Süden ihr Glück machen, einen andern Mann und so denn auch wieder Kinder bekommen

werde, zu reden und sie eine geraume Weile mit seiner Zubringlichkeit zu belästigen. Endlich wußte sie kein anderes Mittel, sich seiner zu erwehren, als daß sie ihn flehentlich bat, sie gänzlich in Ruhe zu lassen; und sie that dies unwillkürlich in einem Ton, in welchem etwas so Gewaltiges und Ergreifendes lag, daß selbst die rohe Natur eines Mannes wie Haley dadurch betroffen wurde. Er verließ sie daher augenblicklich, und sie barg ihr Haupt tief in ihren Mantel.

Tom hatte den ganzen Vorfall vom Anfang bis zu Ende mit angesehen und die Folgen sogleich geahnet. Hätte sein Lehrer im Christenthum zu jener Classe nordamerikanischer Geistlichen gehört, welche, wie zum Beispiel Dr. Joel Parker in Philadelphia, den Sklavenhandel für das Lebensprincip einer Einrichtung erklären, deren Uebel nicht schlimmer sind als diejenigen, welche von allen übrigen Verhältnissen im gesellschaftlichen und häuslichen Leben unzertrennlich sind,* so würde er wohl nichts Besonderes darin gefunden und vielleicht gar in mancher Beziehung Haley's Ansichten getheilt haben. Allein Tom wußte zum Glück von dergleichen gelehrten Distinctionen und Accomodationen nichts, sondern sein Wissen und Fühlen war einem schlichten Menschenverstande und einem einfältigen Herzen entkeimt; und was ihm etwa sein Hauptbuch, das Neue Testament, nicht sagte, das sagte ihm sein gesunder Sinn oder sein tief empfindendes Gemüth, nämlich daß die That des Sklavenhändlers eine unmenschliche gewesen sei. Das Herz blutete ihm beim Anblick der mit so unerhörter Grausamkeit behandelten Mutter, die wie zermalmt und leblos dort hingestreckt lag. Das lebhafteste Mitgefühl trieb ihn jedoch auch

zur Thätigkeit an, was er ohnehin schon als wahrer Christ für seine Pflicht hielt; natürlich nicht um sie mit leeren, alltäglichen Redensarten zu trösten, sondern sie hinzuweisen auf Den, der allein Trost zu verleihen vermag und »sich wendet zum Gebet der Verlassenen.« Allein alle seine noch so zart eingeleiteten Bemühungen in diesem Sinne blieben fruchtlos und seine milden Worte fanden keinen Eingang in ihr vom Schmerz erstarrtes, von wilden Phantasien umbüftertes Herz.

Es war tief in der Nacht und überall herrschte eine feierliche Stille, nur durch das eintönige Plätschern der die Kluthen peitschenden Schaufelräder gestört. Tom, der sich auf eine Kiste hingestreckt hatte, war zu sehr mit den Leiden der unglücklichen Mutter beschäftigt, als daß er im Stande gewesen wäre, einzuschlafen. Sie lag still und stumm in seiner Nähe, und nur bisweilen vernahm er den halbblauten Ausruf: »Ach, was soll ich anfangen? O Gott, o lieber Gott, hilf mir!«

Mitternacht war längst vorüber und Tom war nach und nach eingeschlummert, als er plötzlich aufwachte, er wußte nicht wodurch. In demselben Augenblick sah er eine dunkle Gestalt bei sich vorüber huschen nach dem Seitengeländer des Schiffes hin, und hörte gleich darauf einen Plätsch im Wasser. Er richtete sich empor und blickte nach dem Platz, wo die junge Frau gelegen hatte, — sie war fort! Er stand auf und suchte sie auf dem Verdeck; allein sie war nirgends zu finden. Sie hatte Ruhe im Grabe gefunden, in den dunklen Kluthen, die nach wie vor sich kräuselten und bewegten, als hätten sie kein Opfer der Verzweiflung in sich aufgenommen, den brennenden Schmerz eines zagenden Mutterherzens nicht gestillt!

Früh Morgens erschien Haley auf dem Verdecke, und sein Erstes war, nach seinen Slaven zu sehen. Jetzt war die Reihe des Erschreckens an ihm.

»Wo ist die Frau?« fragte er hastig, an Tom sich wendend, der sich jedoch nicht berufen fühlte, seine Wahrnehmungen zu offenbaren, sondern einfach erklärte, er wisse es nicht.

»Sie kann unmöglich bei einer der Haltstellen davon gegangen sein; denn jedesmal, wenn angehalten ward, war ich auf dem Verdecke und sah nach. Um zehn Uhr fand ich sie vor, um zwölf, um zwei und um vier Uhr war sie ebenfalls noch da; und so kann sie sich erst nach vier Uhr von ihrem Plage hier wegbegeben haben.« Mit diesen Worten fing er an, das ganze Schiff durchzuzuchen, von oben bis unten und von einem Ende bis zum andern. Allein sein Suchen war vergebens; und als er nun nochmals zu Tom kam und ihn sogar dringend bat, ihm die reine Wahrheit zu sagen, theilte ihm dieser mit was er wußte, nämlich daß er gegen Morgen eine Gestalt an sich habe vorüberreifen sehen und gleich nachher etwas habe ins Wasser fallen hören, und daß ohne Zweifel die Mulattin dies gewesen sei, weil er sie nicht mehr auf ihrem Plage gesehen habe.

Der Slavenhändler war darüber weder bestürzt, noch erstaunt; denn auch an solche Vorfälle war er gewöhnt, und selbst die Schrecken des Todes vermochten nicht aus dem Stumpfsinn seiner geistigen Lethargie ihn zu wecken, sofern sie nur nicht über ihn selbst, sondern über Andere kamen. Er hatte sich auch hieran gewöhnt; manche andere Slaven waren ihm entweder unter den Händen gestorben oder hatten sich vor seinem Augen das Leben genommen; und ihm war in solchen Fällen nur Eins peinlich und schmerzlich gewesen,

nämlich der directe Geldverlust und die vereitelte Hoffnung auf einen Gewinn. Daher setzte er sich im gegenwärtigen Fall nach einer Weile zwar mißmuthig oder verbrießlich, aber doch im Ganzen ruhig nieder, zog sein Rechnungsbuch hervor und trug den Kaufpreis für die arme Lucie unter der Rubrik Verluste ein.

Am folgenden Tage hatte das Dampfboot den Mississippi erreicht, und im Laufe der Hinabfahrt nach Neu-Orleans fügte Gott es mit dem lieben, treuen Tom so, daß er aus den Händen des gefühllosen Seelenverkäufers befreit und demselben von einem milden, freundlichen Herrn abgekauft wurde. Das Nähere wird in einem spätern Capitel erzählt werden; für jetzt aber müssen wir uns nach anderen Personen umsehen.

Sechstes Capitel.

Der vornehme Herr.

An einem nebeligen Tage in später Nachmittagsstundekehrte ein Reisender in einem bescheidenen, schlichten Dorfwirthshause Kentucky's ein. Er fand die Gaststube fast gedrängt voll Leute verschiedenen Schlages. Die Kentuckier, so weit sie nicht etwa herzlose Sklavenhalter sind, gelten im Allgemeinen für bieder, aber auch für derb und selbst zum Theil für ungeschliffen. Das zeigte sich denn auch hier, wo von Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten gegen Andere nicht die Rede war, sondern Jeder ungenirt that, was ihm beliebte, und sich hinsetzte oder hinstrckte, wo es ihm am besten gefiel. Bei den Nordamerikanern überhaupt, selbst bei

gebildeten, ist das Tabakkauen sehr gebräuchlich, und nun vollends in Kentucky, wo der Tabak so recht zu Hause ist, oder doch eben so stark angebaut wird, wie in dem angrenzenden Virginien. Daher wurden in der Gaststube kaum zehn Worte gewechselt, ohne daß nicht dabei rechts und links stark ausgespuckt worden wäre, wie solches freilich beim Tabakkauen unvermeidlich ist.

Jener Reisende, den mehr die rauhe Witterung, als Hunger oder Durst ins Wirthshaus getrieben hatte, fand mit Mühe einen Plaz am Kamin, wo er in Ermangelung anderer, ihm zusagender Unterhaltung, nach einem Zeitungsblatte griff und darin las. Er durchlief zuerst die politischen Artikel und da er fand, daß die darin enthaltenen Nachrichten ihm meist schon bekannt waren, so ging er auch die Ankündigungen durch, denen er anfangs ebenfalls nur geringe Beachtung schenkte, bis plötzlich eine derselben seine Aufmerksamkeit fesselte. Sie lautete:

Entlaufene Sclaven. Mir, dem Unterzeichneten, ist der Mulatte George entlaufen. Er mißt beinahe sechs Fuß, hat eine sehr helle Hautfarbe und krauses braunes Haar, ist sehr unterrichtet, hat eine schöne Aussprache, kann lesen und schreiben, und wird wahrscheinlich für einen Weißen zu gelten suchen; übrigens hat er auf dem Rücken und Schultern tiefe Narben von Peitschenhieben, und auf seiner rechten Hand ist ihm der Buchstabe H eingebrannt.

Wer mir ihn lebendig wieder einbringt, erhält von mir vierhundert Dollars Belohnung; und die nämliche Summe zahle ich dem, der mir den überzeugenden Beweis liefert, daß er getödtet worden ist.

Harris, Harrison County,
Kentucky.

Der Reisende las diese Ankündigung unwillkürlich halblaut; denn sie machte einen sehr lebhaften Eindruck auf ihn, was man um so leichter begreifen wird, wenn man erfährt, daß es Niemand anderes, als der uns schon bekannte menschenfreundliche Fabrikhaber Wilson war, bei dem Elisabeth's Gatte, der hier stöckbrieflich verfolgte George, geraume Zeit gearbeitet hatte.

Ein Mann von stattlichem Körperbau, der seine langen Beine ausgestreckt hielt und gegen den Kaminsims stemmte, hatte das, was Herr Wilson las, Wort für Wort gehört, und stand, als er geendigt, ungestüm auf, riß das Zeitungsblatt an sich und spuckte den braunen Tabakspeichel, womit sein Mund gefüllt war, geradeßwegß auf die eben vorgelesene Ankündigung.

»Das ist meine Meinung darüber!« sagte er, warf das Zeitungsblatt hin und setzte sich wieder auf seinen Platz.

»Aber wie so? Wie kommen Sie dazu?« fragte erstaunt Herr Wilson.

»Was ich eben gethan, würde ich auch dem Verfasser der Ankündigung thun, und ihm gerade ins Gesicht speien, wenn er hier wäre,« erwiderte der Andere. »Wer einen solchen Vurschen wie den zum Sklaven hat und ihn nicht anders zu behandeln weiß, als er gethan, verdient, seiner verlustig zu werden. Dergleichen öffentliche Ankündigungen wie diese sind eine wahre Schande für Kentucky! So denke ich, so fühle ich, und diese Meinung werde ich Jedem ins Gesicht sagen.«

Herr Wilson nickte beifällig, und der lange Mann fuhr fort: »Ich habe auch Sklaven, — und Kerle sind es, Herr; Kerle, sage ich, mit denen ich anfangen kann, was

ich will! Und doch habe ich ihnen wiederholt erklärt, daß wenn sie weglaufen wollten, sie es nur getrost thun möchten, und ich mich gar nicht weiter nach ihnen umsehen würde. So verfare ich mit meinen Slaven und habe nie Ursache gehabt, es zu bereuen. Wissen sie einmal, daß sie volle Freiheit haben, fortzugehen, so gehen sie am allerwenigsten fort. Zudem wissen die meinigen, daß ich die Freilassungsbekunden stets für sie in Bereitschaft halte auf den Fall, daß ich einmal mein Geschäft aufgebe; und ich sage Ihnen, Herr, daß es hier in der ganzen Gegend keinen einzigen Slavenhalter gibt, der mit seinen Leuten so viel zu Stande bringt, wie ich. Ich habe sie mit Pferden, im Werthe von fünfhundert Dollars das Stück, nach Cincinnati zum Markte geschickt und sie haben mir das Geld stets pünktlich und gewissenhaft überbracht. Das alles ist aber Folge der Behandlung, die sie bei mir erfahren. Behandelt man sie wie Hunde, so arbeiten und handeln sie auch wie Hunde. Behandelt man sie aber wie Menschen, so hat man auch Menschen in That und Gesinnungen an ihnen.«

»Ich gebe Ihnen vollkommen Recht,« versetzte Herr Wilson; »und was den Fall hier mit dem steckbrieflich verfolgten Slaven betrifft, so kenne ich denselben zufällig, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß es ein ausgezeichnete junger Mann ist. Er arbeitete bei mir wohl an sechs Jahre in meiner Sadleinwand- und Segeltuchfabrik, und er war in der That der Lüchtigste unter allen meinen Leuten. Er ist zugleich ein erfindungsreicher Kopf und erfand eine äußerst zweckmäßige Hanfreinigungsmaschine, die bereits in mehreren Fabriken eingeführt ist. Sein Herr besitzt das darüber ausgestellte Erfindungspatent.«

»Und dieser Herr,« warf der Andere ein, »zieht den

Rugen davon, macht Geld daraus, und drückt zum Danke dafür dem Erfinder ein Brandmal auf die rechte Hand! Würste ich nur eine passende Gelegenheit, ich wollte ihm selbst ein Brandmal ausdrücken, woran er sein Lebtag denken sollte.“

Hier wurde die Unterhaltung durch die Ankunft eines Einspanners, der vor dem Wirthshause hielt, unterbrochen. Es war ein hübscher, zierlicher Wagen, in welchem ein sauber und elegant gekleideter Herr saß, der einen farbigen Kutscher zu seiner Bedienung hatte.

Alle Gäste eilten ans Fenster und vor die Thür, um ihre Neugierde zu befriedigen. Der Herr stieg eben vom Wagen. Es war ein hochgewachsener, junger Mann, dem Anseine nach ein spanischer Creole, mit ausdrucksvollen, dunkelbraunen Augen und glänzend schwarzem, schön gekräuseltem Haar. Seine edel geformte Adlernase, seine fein geschnittenen Lippen und die anstandsvolle Haltung seines wohlgebildeten Körpers nahmen alle Gäste für ihn ein, und sie vermutheten jedenfalls etwas Vornehmes in ihm. Mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit trat er zu ihnen heran, begrüßte sie auf eine artige Weise und begab sich dann in das Gastzimmer, wo er ein Nachtlogis bestellte und sich in dem Fremdenbuche als Henry Butler, von Daklands, Shelby County, einschrieb. Er griff nach einer Zeitung und als er die auch in diesem Blatte enthaltene, oben mitgetheilte Ankündigung gelesen hatte, sagte er leicht hin zu seinem mittlerweile hereingetretenen Kutscher: »Jim, hier wird ein Mulattensclave verfolgt, hochgewachsen, mit sehr heller Hautfarbe, krausem braunen Haar und einem Brandma auf der rechten Hand: sollte das nicht am Ende derselbe sein, den wir in dem vorletzten Dorfe sahen?«

Onkel Tom's Hütte.

»Das ist leicht möglich, Herr Butler; nur wegen des Brandmals entfinne ich mich nicht, wie es damit war,« gab Jim zur Antwort.

»Darnach habe ich natürlich auch nicht gesehen,« sprach der Fremde, indem er gähmend das Blatt wieder aus der Hand legte. Er bat hierauf den Wirth, doch mit dem Zimmer zu eilen, weil er vor dem Abendessen noch Manches zu schreiben habe. Der Wirth, der sich tief vor ihm verneigte, versicherte, daß Alles sogleich zu Befehl stehen werde, und setzte augenblicklich das ganze Haus in Bewegung, um einen so seltenen Gast, wie diesen vornehmen Herrn, in jeder Hinsicht zufrieden zu stellen.

Der Fremde ließ sich nachlässig auf einen Stuhl nieder und knüpfte ein Gespräch mit seinem Nachbar an.

Herr Wilson, der Fabrikant, hatte ihn schon mehrmals mit stillem Befremden angeblickt; denn er kam ihm ganz bekannt vor, und doch wußte er nicht, wo er, wie man zu sagen pflegt, ihn hinbringen sollte. Jedesmal, wenn der fremde Herr redete, oder sich bewegte oder lächelte, stutzte er und war im Begriff, ihn anzureden, wurde aber jedesmal durch den, ihm entgegentretenenden stechenden, kalten Blick davon zurückgeschreckt. Endlich schien der Fremde sich plötzlich zu besinnen, stand auf, ging auf Herrn Wilson mit einer Miene der Verwunderung zu und redete ihn mit den Worten an:

»Herr Wilson? nicht wahr? Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht eher wieder erkannte; obwohl, wie es mir scheint, Sie sich sogleich meiner erinnern haben. Ich bin nämlich Butler von Daklands, in Shelby County.«

»Ja so! Ach ja! — ja . . .« erwiderte Wilson stotternd.

In diesem Augenblicke trat ein Aufwärter herein und meldete, daß das Zimmer in Bereitschaft sei.

»Jim, sieh nach den Koffern,« rief der Fremde seinem Kutscher zu, und sagte dann in verbindlichem Tone zu Herrn Wilson: »Es ist mir doppelt lieb, daß ich Sie hier treffe; denn ich habe einer Geschäftsangelegenheit wegen mit Ihnen zu reden. Hätten Sie nicht die Güte, mich auf mein Zimmer zu begleiten, damit wir ungestört das Weitere besprechen können?«

Herr Wilson folgte bereitwillig, so räthselhaft ihm auch alles vorkam, und Beide wurden die Treppe hinaufgeführt in ein großes, geräumiges Zimmer, wo, sobald der Aufwärter sich wieder entfernt hatte, der Fremde sorgfältig die Thür verschloß, Wilson umarmte und ihm fragend ins Gesicht blickte.

»George, Sie sind es?« rief Herr Wilson aus.

»Ja, ich bin George,« sprach der junge Mann.

»Das hätte ich mir nicht im Traume einfallen lassen!«

»Nun, ich denke auch, meine Verkleidung ist so ziemlich täuschend,« versetzte George lächelnd. »Mittels des Saftes von Walnußschaalen habe ich das Gelbliche meiner Haut in ein südamerikanisches Creolenbraun umgewandelt und mein braunes Haar schwarz gefärbt. Sie sehen also, daß das von mir gegebene Signalement durchaus nicht auf mich paßt.«

»Aber dennoch, lieber George, spielen Sie da ein gefährliches Spiel, und ich würde Ihnen nimmer dazu gerathen haben.«

»Indeß ich wage es auf meine eigene Verantwortung,« entgegnete George mit einem abermaligen zuversichtlichen Lächeln.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß George auf väterlicher Seite von weißer Abkunft war und aus einer der vornehmsten Familien Kentucky's stammte, woher nicht nur schöne europäische Gesichtszüge, sondern auch ein stolzer, unbezähmbarer Geist auf ihn vererbt worden waren. Von seiner Mutter, einer Sclavin von seltener Schönheit, war nur eine leichte, unbedeutende Mulattenfärbung auf ihn übergegangen, während andererseits sein schönes, feuriges Auge auch ihr eigen gewesen war. So war es ihm denn nicht schwer gewesen, auf die obige Weise sich unkenntlich zu machen und bei seiner ihm angeborenen Ungezwungenheit in den Bewegungen und Gefälligkeit in den Manieren, eine gewisse vornehme Rolle zu spielen und als ein von Dienern schaft begleiteter Herr aufzutreten.

Herr Wilsson, ein äußerst gutmüthiger, aber zum Theil in beschränkten Ansichten sich bewegender und übertrieben ängstlicher Mann, ging eine Weile nachdenkend im Zimmer auf und nieder, angeregt durch einen Zwiespalt in seinem Innern. Denn einerseits wollte er George gern behülftlich sein, um glücklich zu entkommen, und andererseits ängstigte ihn die Frage, ob er nicht auf solche Weise gesetzwidrig handle und gegen die bestehende Ordnung verstoße? Endlich ließ er sich folgendermaßen aus:

»Hören Sie, George, daß Sie die Flucht ergriffen, daß Sie Ihren rechtmäßigen Herrn verlassen haben, — sehen Sie, George, darüber wundere ich mich im Grunde nicht; — aber wiederum, George, ich muß Ihnen das sagen, und es thut mir unendlich leid . . .«

»Nun, was thut Ihnen leid?« fragte George ruhig.

»Ja, sehen Sie, Sie lehnen sich dadurch gewissermaßen gegen die Gesetze Ihres Vaterlandes auf.«

»Meines Vaterlandes?« entgegnete George mit dem Ausdrücke der Verwunderung. »Ich habe offenbar kein anderes Vaterland, keine andere Heimath als das Grab, — und ich wünschte, ich wohnte schon darin!«

»Oh, oh, George! nicht so, nicht so! Das ist eine sündhafte, schriftwidrige Rede! George, Sie haben einen harten Herrn, — ja, das ist nicht zu läugnen — und sein Verfahren ist im höchsten Grade tadelnswerth: ich will ihn also keineswegs verteidigen. Aber andererseits wissen Sie, daß der Engel des Herrn Hagar gebot, umzukehren zu seiner Gebieterin und sich unter deren Hand zu demüthigen, und daß der Apostel Paulus den Onesimus an seinen Herrn zurücksandte.«

»Berufen Sie sich doch in dieser Weise nicht auf die Bibel, Herr Wilson,« erwiderte George mit funkelndem Blick; »obwohl Sie überzeugt sein können, daß, gleichwie meine Frau eine wahre Christin ist, auch ich wenigstens in so weit christliche Gesinnungen hege, daß ich die heilige Schrift ehre und achte. Aber Jemanden, der sich in Umständen, wie den meinigen, befindet, auf die Bibel hinzuweisen, reichte fast hin, ihn mit Widerwillen dagegen zu erfüllen. Ich berufe mich auf Gott, den Allmächtigen; Ihm will ich meinen Fall zur Entscheidung vorlegen und Ihn fragen, ob ich Unrecht daran thue, meine Freiheit zu suchen.«

»Diese Ansichten und Gefühle sind ganz natürlich bei Ihnen, George,« versetzte der gutmüthige Mann, indem er sich räusperte. »Ja, das sind sie, aber dennoch ist es meine Pflicht, Sie nicht darin zu bestärken. Sicher und gewiß, es ist ein böser Fall; aber der Apostel sagt: Ein Jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist.

Wir müssen demnach alle uns den Bestimmungen der Vorsehung unterwerfen: meinen Sie nicht auch, George?»

George stand da in einer fast Ehrfurcht gebietenden Stellung, mit verschränkten Armen und einem bitteren Lächeln auf seinen Lippen.

»Geseht, Herr Wilson, es kämen Indianer, schleppten Sie als Gefangenen von Frau und Kindern fort und zwängen Sie, lebenslänglich Mais für sie zu bauen und zu schneiden: da möchte ich wissen, ob Sie es dann ebenfalls für Ihre Pflicht hielten, in dem Beruf zu bleiben, darin rinnen Sie berufen wären? Ich meine aber, Sie würden das erste beste Pferd, das Ihnen zuliefe, als eine Bestimmung der Vorsehung ansehen. Nicht wahr?»

Der alte Herr stuzte und war sichtlich überrascht von diesem treffenden Argument; so daß er eine geraume Weile schwieg und nichts zu erwidern wußte. Sein gefühlvolles Herz trieb ihn dagegen zu gut gemeinten Warnungen und Erinnerungen, und er sagte: »Sie wissen, George, ich habe mich stets als Ihren Freund gezeigt und immer nur Ihr Bestes im Auge gehabt. In dem gegenwärtigen Fall aber laufen Sie furchtbare Gefahr; und ich fürchte, Sie können Ihren Plan nicht durchführen. Nun bedenken Sie was daraus entsände, wenn Sie wieder eingeholt würden! Sie wären dann weit schlimmer daran als je! Sie würden halb zu Tode mißhandelt und hierauf nach dem Süden verkauft werden.«

»Herr Wilson, ich weiß das alles,« versetzte George. »Ja, Sie haben Recht, ich laufe große Gefahr, aber — hier knöpfte er seinen Rock auf und zeigte zwei Pistolen und ein langes Jagdmesser, die in seinem Gürtel staken — »Sie sehen, ich bin auf meine Verfolger vorbereitet.

Nach dem Süden
Stimmten die
Bodens als die
Kontinenz besitzen

»Si, liebe
ja ein eutsches
Berzweigung ist
Ihres Vaterland

»Wieder n
ein Vaterland;
Sehn einer Sch
für uns? Wir
nicht bei, wir

und alles, was
unter dem Dru
reden des 4. J

Regierenden ist
den Regierten
nicht Nachdenken
zu können, ob
nicht?»

Herr Wilson
und suchte sich
meinplagen zu
George setzte sich

»Sehen S
Ihren ganz so w

Der 4. Juli
Erklärung, in
großes Nationa

Nach dem Süden bringen sie mich nicht. Nein! und im schlimmsten Fall bleiben mir immer sechs Fuß freien Bodens als des ersten und letzten, den ich jemals in Kentucky besitzen würde!«

»Ei, lieber George, dieser Gemüthszustand bei Ihnen ist ja ein entsetzlicher! Sie könnten also einen Schritt der Verzweiflung thun, einen offenen Bruch gegen die Geseze Ihres Vaterlandes begehen?«

»Wieder mein Vaterland! Sie, Herr Wilson, haben ein Vaterland; aber welches habe ich oder jeder andere Sohn einer Sklavenmutter? Und welche Geseze gibt es für uns? Wir machen sie nicht, wir stimmen ihnen nicht bei, wir haben durchaus nichts mit ihnen zu thun, und alles, was sie für uns bestimmen, besteht darin, uns unter dem Drucke niederzuhalten. Was besagen die Festreden des 4. Juli *)? Sie sagen uns allfährlich, daß den Regierenden ihre rechtmäßige Gewalt einzig und allein von den Regierten übertragen ist. Wer das nun hört, sollte der nicht Nachdenken und Verstand genug haben, um einsehen zu können, ob sich dieses und jenes zusammenreimt oder nicht?«

Herr Wilson wußte hierauf abermals nichts zu entgegnen, und suchte sich blos mit allgemeinen Redensarten und Gemeinplätzen zu helfen. Er setzte sich gedankenlos nieder; George setzte sich neben ihn und fuhr fort:

»Sehen Sie, Herr Wilson, sitze ich nun nicht neben Ihnen ganz so wie Sie? Betrachten Sie mein Gesicht, be-

*) Der 4. Juli 1776 wird, als der Tag der Unabhängigkeits- Erklärung, in den gesammten Vereinigten Staaten als großes Nationalfest jährlich gefeiert.

trachten Sie meine Hände, kurz mein ganzes Aeußere, und sagen Sie mir, ob ich nicht in aller Hinsicht von der nämlichen Beschaffenheit bin, wie jeder andere Mensch? Nun hören Sie, was ich Ihnen erzählen will. Ich hatte einen Vater — er gehörte, wie Sie, der vornehmen Welt in Kentucky an — der aber so wenig für mich sorgte, daß ich nach seinem Tode mit sammt seinen Hunden und Pferden verkauft wurde, um die auf dem Gute lastenden Schulden zu tilgen. Meine Mutter sah ich gerichtlich verauctionirt werden mit ihren sieben Kindern. Sie wurden vor ihren Augen verkauft, eins nach dem andern, und zwar an verschiedene Herren. Ich war das jüngste unter ihren Kindern, und nachdem ich verkauft war, warf sie sich vor meinem nunmehrigen Herrn auf die Kniee und bat ihn flehentlich, sie ebenfalls zu kaufen, damit sie doch wenigstens ein Kind bei sich behalte. Allein er stieß sie von sich und gab ihr einen Fußtritt mit seinem schweren, dickbesohlnen Stiefel! Ich sah ihn dies thun; und das Letzte, was ich von meiner Mutter zu hören bekam, war ihr Jammergeschrei und Wimmern, während der Unmensch mich an seinem Sattel festband und mit mir davon sprengte.“

»Und wie weiter?« fragte Wilson gespannt.

»Mein Herr hatte gleichzeitig mit einem der übrigen Käufer unterhandelt und ihm meine älteste Schwester wieder abgekauft. Sie war ein frommes, treffliches Mädchen und eben so schön, wie meine Mutter gewesen war. Auch hatte sie eine gewisse Erziehung genossen und wußte sich sehr gut zu benehmen. Anfangs freute ich mich, daß sie gekauft worden war; denn so hatte ich doch eins meiner Geschwister um mich; allein bald konnte ich es nur beklagen. Herr Wilson, ich habe an der Thür gestanden und hören müssen,

wie sie ge-
und ich lau-
nichts zu
geweiht,
weil sie fel-
sein wollte
Eclavenhä-
zu Markte
genanntem
ihr gehör-
schienen m-
freundliche
seine Sch-
um mich b-
schenhabe.
Ich kann
froh gew-
den Hun-
weilen H-
ich nicht
sondern -
und Uner-
scheinlich.
und wege
Erden be-
war. W-
Nie war
Ihrer Ba-
delten mich
munterten
mir selbst e-

wie sie gepeitscht wurde, so daß es mir das Herz zerschnitt
 und ich laut hätte aufschreien mögen, besonders, weil ich
 nichts zu ihrer Rettung und Hülfe thun konnte. Sie wurde
 gepeitscht, sage ich, und das aus keiner andern Ursache, als
 weil sie keine Sünde begehen, weil sie ihm nicht zu Willen
 sein wollte! Endlich sah ich sie mit Ketten beladen einem
 Clavenhändler übergeben werden, der sie nach Neuorleans
 zu Markte brachte — und das wiederum nur aus der eben
 genannten Ursache! Seitdem habe ich nie wieder etwas von
 ihr gehört. Ich wuchs heran; Jahre vergingen, und sie
 schienen mir eine Ewigkeit zu sein; denn kein Trost, kein
 freundlicher Augenblick ward mir; kein Vater, keine Mutter,
 keine Schwester, keine lebende Seele war da, die sich mehr
 um mich bekümmert hätten, als ein Hund; nichts als Peit-
 schenhieße, Scheltworte und Hungerleiden waren mein Theil.
 Ich kann Ihnen sagen, oft war ich so hungrig, daß ich
 froh gewesen wäre, die Knochen abnagen zu dürfen, welche
 den Hunden vorgeworfen wurden; und doch, wenn ich bis-
 weilen Nächte lang auf meinem Lager weinte, so weinte
 ich nicht aus Hunger oder weil ich gepeitscht worden war,
 sondern — mag es Ihnen bei meiner damaligen Jugend
 und Unerfahrenheit oder Unbedachtsamkeit noch so unwahr-
 scheinlich vorkommen — ich weinte wegen meiner Mutter
 und wegen meiner Schwester und weil ich Niemanden auf
 Erden hatte, der mich liebte, der mir freundlich zugethan
 war. Was Heiterkeit und Frohsinn sei, wußte ich nicht.
 Nie ward mir ein freundliches Wort zu Theil, bis ich in
 Ihrer Fabrik beschäftigt wurde. Herr Wilson, Sie behan-
 delten mich liebevoll, Sie leiteten mich zum Guten an, Sie
 munterten mich auf, Lesen und Schreiben zu lernen und aus
 mir selbst etwas zu machen zu suchen, und Gott weiß, wie

erkenntlich ich dafür bin. Dann wurde ich mit meiner Frau bekannt; Sie haben sie gesehen, und wissen, wie lebenswürdig sie ist. Als ich gewahrte, daß sie mich liebte, als ich sie heirathete, glaubte ich kaum an mein Dasein, so glücklich fühlte ich mich; denn sie ist innerlich eben so vorzüglich, wie sie äußerlich schön ist. Aber was erfolgte? Mein Herr kam plötzlich, riß mich mitten aus meiner Arbeit, von meinen Freunden und Bekannten und von Allem, was mir werth und theuer war, hinweg und trat mich bis tief in den Koth hinein. Und weshalb? Weil, wie er sagte, ich vergesse, wer ich wäre, und er mir zeigen wollte, daß ich nur ein Negerhund sei! Aber damit noch nicht genug, drängt er sich zuletzt zwischen mich und mein geliebtes Weib und verlangt, ich solle sie aufgeben und eine andere Frau nehmen. Nun bedenken Sie wohl, Herr Wilson! Alle diese Dinge, welche meiner Mutter, meiner Schwester, meiner Gattin und mir selbst das Herz gebrochen haben, sind nach den hier geltenden Gesetzen nicht nur geduldet, sondern auch jedem Freien verstattet, ohne daß Jemand befugt ist, ihm Einhalt zu thun. Jetzt frage ich Sie, möchten Sie an noch dieselben als Gesetze meines Vaterlandes bezeichnen wollen? Ich habe gar kein Vaterland, eben so wie ich gar keinen Vater habe. Aber ich werde ein Vaterland bekommen. Wenn Ihrem Vaterlande verlange ich nichts, außer, daß man mich zufrieden und ruhig aus demselben fortziehen läßt; und wenn ich Canada erreiche, welches mich aufnehmen und beschützen wird, dann werde ich ein Vaterland haben und seinen Gesetzen werde ich gehorchen. Wer aber versuchen sollte, mich festzunehmen, der mag sich in Acht nehmen; denn ich treibe es zum Aeußersten. Ich werde kämpfen für meine Freiheit, so lange noch ein Athemzug in mir ist.

Sie sagen
dazu bere
Die
Feuer tief
tragen,
daß er im
sie auf ih
herbor,
ungewoh
»3
wer geba
nur frisch
nur keine
manden
ist Ihre
aufstam
Frage
»
auf den
dem No
überhan
den, ve
»3
Herrsch
»
den, u
der Mut
den zu K
»G
n in sein
rück, u

Sie sagen, Ihre Väter thaten das ebenfalls; und wenn sie dazu berechtigt waren, so bin auch ich dazu berechtigt.

Diese Erzählung und Darstellung, mit dem ganzen Feuer tiefer Empfindung und inniger Ueberzeugung vorge-
tragen, war zu mächtig für den guten alten Mann, als daß er im Stande gewesen wäre, dem tiefen Eindruck, den sie auf ihn machte, zu widerstehen. Er zog sein Taschentuch hervor, um sich die Thränen zu trocknen, und brach mit ungewohnter Lebhaftigkeit in die Worte aus:

»Zum Henker mit ihnen allen! Habe ich es nicht immer gedacht, daß es ein wahrer Fluch sei? Ja, ja, George, nur frisch vorwärts! Doch immer behutsam, und vor allem nur keinen Menschen getödtet! Ich wenigstens könnte Niemanden etwas zu Leide thun, wie Sie wissen. Doch, wo ist Ihre Frau, George?« setzte er hinzu, indem er hastig aufstand und darüber fast erschrocken schien, daß ihm diese Frage entschlüpft war.

»Sie ist fort, Herr Wilson, — fort, mit ihrem Kinde auf dem Arm, Gott weiß wohin. Aber ohne Zweifel ist sie dem Nordstern zugewandert; und wann, oder auch ob je überhaupt in dieser Welt wir wieder zusammentreffen werden, vermag kein sterbliches Wesen zu sagen.«

»Ist es möglich! Fortgegangen von einer so gütigen Herrschaft?«

»Gütige Herrschaften gerathen oft am ersten in Schulden, und die Geseze dieses Landes gestatten, das Kind von der Mutter Busen weg zu verkaufen, um ihres Herrn Schulden zu bezahlen,« erwiderte George mit Bitterkeit.

»Gut, gut,« versetzte der redliche alte Mann, indem er in seiner Tasche umher fühlte. »Ich nehme mein Urtheil zurück, und sehe ein, daß weder Sie, noch Ihre Frau an-

ders handeln konnten. Hier, George, nehmen Sie das,« fügte er hinzu, indem er George ein starkes Päckchen Banknoten überreichte.

»Nein, mein bester, liebster Herr,« sprach George abwehrend. »Sie haben ohnehin schon so viel für mich gethan, und dieß könnte Sie in Verlegenheit setzen. Zudem habe ich hoffentlich Geld genug, um damit so weit zu kommen, wie ich nöthig habe.«

»Aber Sie müssen, George, Sie müssen es annehmen. Geld ist überall eine große Hilfe; und man kann dessen nie genug haben, wenn es auf ehrliche Weise erlangt wird. Also nehmen Sie es getrost, — ich bitte Sie, nehmen Sie es.«

»Dann jedoch nur unter der Bedingung, daß ich es Ihnen zurückzahle, sobald ich irgend dazu im Stande sein werde,« erklärte George und gab der dringenden Bitte des Herrn Wilson nach.

»Und nun sagen Sie mir,« fragte der Letztere, »wie lange gedenken Sie in dieser Weise zu reisen? Hoffentlich nicht lange; denn so gut die Rolle auch ausgedacht ist, so ist sie doch zu verwegen und mit zu großer Gefahr verknüpft. Und der junge Neger, wer ist denn das?«

»Ein zuverlässiger Bursche, der vor länger als einem Jahre nach Canada entwich. Als er dort war, hörte er, daß sein Herr aus Verdruß über seine Flucht seine arme alte Mutter gepeitscht habe. Daher ist er den ganzen Weg wieder zurückgekommen, um sie zu trösten und eine Gelegenheit auszumitteln zu suchen, um sie auch mit fortzubringen.«

»Hat er sie schon in Sicherheit gebracht?«

»Noch nicht, obwohl er sich in der Nähe des Ortes auf der Lauer gehalten und die Gelegenheit abzapfen ge-

sucht hat. Zuvörderst begleitet er mich nun nach Ohio, um mich dort zu befreundeten Personen, die auch ihm durchgeholfen haben, zu bringen und dann zurückzukehren und nach seiner Mutter sich umzusehen.“

„Gefährlich, sehr gefährlich!“ äußerte Herr Wilson.

George nahm eine vornehm leichte Haltung und lächelte verächtlich.

Der alte Herr betrachtete ihn mit Verwunderung und brach unwillkürlich in die Worte aus:

„George, Sie haben sich in der That ganz außerordentlich herausgemacht! Sie reden, bewegen und blicken um sich wie nur irgend Jemand!“

„Das macht, weil ich ein freier Mann bin;“ entgegnete George mit einem gewissen Stolz. „Ja, ich bin frei, und habe zum letzten Mal »Gebieten« zu irgend Jemand gesagt.“

„Nehmen Sie sich in Acht! Sie haben noch nicht gewonnenes Spiel, und können noch immer wieder ergriffen werden.“

„Wenn es dazu kommen sollte, Herr Wilson, so tröstet mich der Gedanke, daß wenigstens in Grabe allgemeine Freiheit und Gleichheit herrscht.“

„Nein, aber so geradewegs hierher nach dem nächsten Wirthshause zu kommen! In der That, diese Kühnheit, George, geht doch außerordentlich weit.“

„Es mag allerdings sehr kühn erscheinen,“ bemerkte George, „ist es aber im Grunde eigentlich nicht. Denn eben weil dieses Wirthshaus so nahe ist, wird man mich hier am allerwenigsten vermuthen, sondern schon in weiter Ferne glauben. Zudem bin ich in meiner gegenwärtigen Verkleidung so unkenntlich, daß ja selbst Sie mich Anfangs nicht

widder erkannt haben. Jim, dessen Herr in einer andern Graffschaft wohnt, ist in dieser Gegend gar nicht gekannt. Ueberdies ist er schon für verloren gegeben, und Niemand fahndet mehr auf ihn, während das von mir gegebene Signalement wohl schwerlich Jemanden auf meine Spur führen wird.«

»Aber das Brandmal an Ihrer Hand?«

George zog den Handschuh von seiner rechten Hand und zeigte Herrn Wilson eine unlängst geheilte Brandwunde.

»Das ist ein Erinnerungszeichen und Abschiedsgeschenk von Herrn Harris,« setzte er verächtlich hinzu. »Vor vierzehn Tagen kam es ihm in den Sinn, es mir zu verehren, weil er glaube, ich werde mit nächstem fortlaufen. Es nimmt sich hübsch aus, nicht wahr?«

»Das Blut starrt mir fast in den Adern, wenn ich daran denke, — aber vollends, wenn ich an die Gefahr denke, der Sie sich ausgesetzt haben,« sprach Herr Wilson.

»Was die betrifft,« erwiderte George, »so bin ich auf sie vollkommen gefaßt und vorbereitet. Morgen früh, noch vor Tagesanbruch, mache ich mich wieder auf den Weg und hoffe schon in der folgenden Nacht im Nachbarstaate Ohio ruhig schlafen zu können. Ich reise übrigens bei Tage, kehre in den ersten Gasthöfen ein und setze mich mit der vornehmsten Gesellschaft zu Tische; und so, denke ich, wird Niemand in mir einen geflüchteten Sklaven vermuthen. Sollten Sie aber hören, daß ich eingeholt worden sei, so wissen Sie zugleich, daß ich todt bin. Doch noch eins,« fügte George nach einer Weile hinzu; »ich habe einen Wunsch, für dessen Erfüllung ich Ihnen unendlich dankbar sein würde. Bei aller Hoffnung auf glücklichen Erfolg könnte es dennoch sein, daß ich meine Frei-

bei mir im Tode zu
dann mir ein Hund ein-
wider Niemand mehr
mein armer Volk!
geheim und abhän-
von ihr: diese Tugend
nachsten; und wenn
die Tuchhandel in
mit der Eingefügung
Wort aufzuführen,
ander Knochen dort
Vorhergen
Herr Wilson mit
beste ich vorzüglich
wenn Sie Gott
Gott, und er wird

Damit können
gegenständig

Wird ich
Nur noch
begehrt sich mit dem
schenk. Sie sah ich
war fand eine
zu ihrer Mann.

heit nur im Tode zu behaupten im Stande wäre. Ich würde dann wie ein Hund eingescharrt werden, und den Tag darauf würde Niemand mehr an mich denken — ausgenommen mein armes Weib! Ach, Herr Wilson, wie würde sie sich grämen und abhärmen! Hier habe ich noch ein Andenken von ihr: diese Nadel schenkte sie mir einst zu Weihnachten; und meine Bitte an Sie wäre nun die, daß Sie die Nadel in ihre Hände gelangen zu lassen suchten, mit der Hinzufügung meines letzten Wunsches, nämlich Alles aufzubieten, um nach Canada zu entkommen, und unsern Knaben dort zu einem freien Mann zu erziehen.“

„Von Herzen gern will ich Ihre Bitte erfüllen,“ gab Herr Wilson mit thränenden Augen zur Antwort; „doch hoffe ich zuversichtlich, Sie werden nicht sterben; zumal wenn Sie Gott vertrauen. Ja, George, vertrauen Sie Gott, und er wird Ihnen helfen!“

Damit schieden die Beiden von einander nach einem gegenseitig herzlichen Abschiede.

Siebentes Capitel.

Die Rettung.

Elisabeth folgte zutrauensvoll dem Rathe des sie am Flußufer empfangenden menschenfreundlichen Mannes und begab sich mit ihrem Kinde auf dem Arme in das bezeichnete Haus. Sie sah sich in ihrer Hoffnung nicht getäuscht, sondern fand eine freundliche Aufnahme von Seiten der Hausfrau, deren Mann, ein Mitglied des Senats in Washing-

da dies ja, wie er meinte, in geradem Widerspruche mit seiner legislativen Handlungsweise stehe; indem er dem Drängen der Congressmitglieder aus den Sklavenstaaten nachgeben zu müssen geglaubt und daher für das, die Wiedereinfangung flüchtiger Sklaven betreffende Gesetz mitgestimmt habe.

Alein als seine Gattin, eine eben so gefühlvolle und christlich gesinnte Frau wie Madame Shelby, statt aller Antwort ihn an das, für Elisabeth in aller Eile bereitete Lager führte, und er nun die arme erschöpfte Mutter halb besinnungslos da liegen sah; als er sah, wie sie in ihren Phantasien häufig auffuhr und nach ihrem Knaben umherstarrte, fürchtend er sei ihr von den Verfolgern entrissen worden; und als er, nachdem sie sich einigermaßen wieder erholt hatte und zu sich selbst gekommen war, von ihr die näheren Umstände und die eigentliche Ursache ihrer Flucht erfuhr, da gewann bald der theilnehmende Menschenfreund in ihm die Oberhand über den flügelnden Staatsmann. Es kam überdies noch hinzu, daß er kurz zuvor einen Knaben in gleichem Alter mit dem kleinen Harry durch den Tod verloren und, als zärtlicher Vater, den Schmerz über diesen Verlust noch nicht überwunden hatte. Daher vergegenwärtigte er sich um so leichter die Gefühle, welche Elisabeth's Herz bewegten, und war augenblicklich entschlossen, ihr zur weitem Flucht behülflich zu sein. Sie länger im Hause zu behalten, fand er aus dem Grunde nicht rathsam, weil bei den britischen Verhältnissen dies leicht ruckbar hätte werden können; deßhalb beschloß er, sie noch in derselben Nacht zu einem Bekannten zu bringen, der ganz abgelegen mitten in einem benachbarten Walde wohnte und von dem er wußte, daß derselbe lieber sein Leben opfern, als

die ihm anvertrauten Flüchtigen von deren Verfolgern sich entreißen lassen würde. Denn dieser Ehrenmann, der sich Van Tromp nannte und ein großes Gut mit vielen Sklaven in Kentucky besessen hatte, war aus keiner andern Ursache von dort weg und nach dem freien Staate Ohio gezogen, als weil er die rücksichtslose Behandlung der Sklaven um sich her nicht mehr mit hatte ansehen können und andererseits die volle Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit, Mitmenschen in Sklaverei zu halten, gewonnen hatte. Er setzte demnach seine sämmtlichen Sklaven in Freiheit, machte sein Gut zu Gelde, kaufte den größten Theil des erwähnten Waldes an und siedelte sich daselbst mit seinen erwachsenen, ihm gleichgesinnten, thätigen und arbeitsamen Söhnen an.

So ermüdet der Senator auch war, so duldete er doch nicht, daß Jemand anderes als er selbst Elisabeth mit ihrem Kinde zu Van Tromp bringe. Er fürchtete nämlich, daß sein Kutscher nicht Behutsamkeit genug anwenden und auf irgend eine Weise die Sache verrathen möge. Auch führte der Weg durch gefährlichen Sumpfboden, dessen sichere Stellen er allein nur genau kannte.

Zuvörderst aber mußten Elisabeth und ihr Knabe durch kräftige Nahrung sich stärken; ihre vom zackigen Eise aufgerissenen und blutenden Füße wurden sorgfältig verbunden, und zugleich wurden Mutter und Kind mit warmer Fuß- und Leibbekleidung reichlich versorgt. Hierauf ließ Herr Bird, unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts in einer entfernteren Stadt Ohio's, anspannen und fuhr in tiefer Nacht mit den Weiden davon.

Die Aufnahme, die er mit seiner Begleitung bei Herrn Van Tromp fand, entsprach ganz den gehegten Erwartungen;

und der Senator, der des Scheines halber wirklich jene Stadt besuchen und sich bei seinen dortigen Bekannten sehen lassen wollte, fuhr unverzüglich weiter, nachdem er noch eine Banknote von zehn Dollars für Elisabeth zurückgelassen hatte.

Bessere verweilte an diesem einsamen, stillen und gastlichen Orte mehrere Tage, bis sie sich von der ausgestandenen Angst und ihren Beschwerden vollständig wieder erholt hatte. Mittlerweile waren die von Haley gebundenen Slaveneinfänger, Tom Eoker und Marks, ihr auf die Spur gekommen; wenigstens schloß dies Herr Van Tromp aus verschiedenen Umständen; und obwohl er sie und ihre etwaigen Helfershelfer keineswegs fürchtete, so besorgte er doch, daß Elisabeth sich zu sehr ängstigen, überhaupt auch ihre Flucht nach Canada auf diese Weise zu sehr erschwert werden möchte, und beschloß daher, sie mit ihrem Kinde zu einer ihm befreundeten Quäkerfamilie zu bringen, bei der sie nicht nur in noch größerer Verborgenheit als selbst bei ihm einstweilen sich aufhalten, sondern auch eine passendere Gelegenheit zu sicherer Weiterreise finden konnte. Er führte diesen Entschluß alsbald aus.

Elisabeth fühlte sich in der Familie bald so heimisch, daß sie fast allen Kummer vergaß und mit frohen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt wurde. Denn die Quäker haben ungeachtet mancher Sonderbarkeiten in ihrem äußern Benehmen in der Regel einen so eigenthümlich ansprechenden Grundton in ihrem ganzen Wesen, daß man bei irgend näherer Bekanntschaft sich augenblicklich zu ihnen hingezogen fühlt. Geradheit, Offenheit und thätige Nächstenliebe sind ihre Haupttugenden, und die Schwächen und Fehler Anderer tragen sie mit unermüdblicher Geduld und

Nachricht. Zu ihren Sonderbarkeiten gehört namentlich die, daß sie Jedem mit Du anreden.

Die Familie, bei der Elisabeth sich befand, nannte sich Halliday: der Mann, den Sechzigern nahe, führte den Vornamen Simeon; die Frau, gegen fünfzig alt, den ebenfalls alttestamentlichen Namen Rahel. Im ganzen Orte wohnten überhaupt nur Quäker und bildeten gewissermaßen Eine große Familie, von dem Bande herzlicher gegenseitiger Liebe und Eintracht umschlungen. Auch standen sie in der genauesten Verbindung mit allen benachbarten Quäkeransiedlungen, welche, wie die ihrige, dem Hülflosen und ungerecht Verfolgten stets eine sichere Zufluchtsstätte darboten. Namentlich konnten geflüchtete Slaven unbedingt auf Hülfe und Beistand von Seite der Quäker rechnen. Denn die Quäker überhaupt waren in Nordamerika die Ersten, welche nicht nur gegen den Slavenhandel, sondern auch gegen die Slaverei an sich ihre Stimme erhoben. Schon seit 1766 und 1775 waren sie ernstlich bemüht, das Schicksal der Slaven nach Möglichkeit zu erleichtern, und nachdem mehrere von ihnen es dabei nicht hatten bewenden lassen, sondern ihren eigenen Slaven ohne Weiteres die Freiheit geschenkt hatten, folgten die meisten übrigen Quäker in Virginien, Maryland, Pennsylvanien u. s. w. diesem menschenfreundlichen Beispiele. Wenn also später Slaven ihren Herren entflohen, so nahmen sie in der Regel ihre nächste Zuflucht zu den Quäkern, weil sie gewiß sein konnten, von ihnen weiter durchgeholfen zu werden; und da dergleichen Fälle sehr häufig vorkamen, so wurden die Quäker einerseits mit den Kunstgriffen der Slavenensänger, um ihrer Beute habhaft zu werden, und andererseits mit den geeignetsten Mitteln, um diese Kunstgriffe zu vereiteln, nach und

nach so vertraut, daß selten ein flüchtiger Slave, der sich ihnen anvertraut hatte, wieder eingeholt wurde.

Daß ein Mann wie George dies wußte, läßt sich leicht denken. Die »besfreundeten Personen,« deren er gegen Herrn Wilson erwähnte, und die auch dem Negerburschen Jim durchgeholfen hatten, waren Quäker; und sie waren es denn auch, die ihn nach seiner Ankunft im Staate Ohio aufnahmen und bis zu nächster geeigneter Flucht-Gelegenheit herbergten. Da sie nun, wie gesagt, unter einander in stetem gegenseitigen Verkehr standen, so war es natürlich, daß George von Elisabeths Aufenthalt bei Halliday's bald Kunde erhielt. Nachdem Elisabeth, die von den bisherigen Gemüthserschütterungen noch immer sehr angegriffen war, behutsam vorbereitet worden, wurde George an einem der nächsten Abende nach Halliday's Wohnung geführt, und die Freude, welche die beiden Gatten bei ihrem so unverhofft schnellen Wiedersehen empfanden, läßt sich mit Worten nicht schildern.

Indeß waren sie immer noch nicht in voller Sicherheit, und es mußte nunmehr alles Ernstes darauf Bedacht genommen werden, sie zunächst nach Sandusky, dem Haupthafenplatz des Staates Ohio am Erisee, zu befördern, damit sie von dort auf einem Dampfschiffe nach Canada zu entkommen suchen könnten. Denn ihre Verfolger ruhten nicht, wie ihre wachsamten Freunde, die Quäker, genau in Erfahrung gebracht hatten. Einer dieser Letztern, Namens Pinehas, hatte in einem Wirthshause übernachten müssen und bei dieser Gelegenheit unbemerkt einem Gespräche zwischen Slavenjägern zugehört, welches ihn die den Flüchtigen drohende Gefahr als nahe erkennen ließ. Diese Slavenjäger waren Niemand anderes als Tom Loker und Marks gewesen,

welche mit einigen ihrer Bekannten ihren Einfangsplan berathen hatten, ohne die Anwesenheit des Quäkers, der in einem Kofen neben dem Gastzimmer lag, zu gewahren. Natürlich der Weise um George's Flucht und die auf seine Wiedereinfangung gesetzte Prämie längst wissend, und nicht minder die nähern Umstände mit Jim und dessen Mutter (welche Beide jetzt bei George sich befanden) eben so genau kennend, wie Elisabeth's Flucht mit dem kleinen Harry, hatten sie verabredet, am nächstfolgenden Tage mit zwei Gerichtsdienern nach Halliday's Wohnung sich zu begeben und im Namen des Gesetzes die Auslieferung sämtlicher Flüchtlinge zu verlangen. Jim und seine Mutter sollten dann nach ihrem Herrn zurückgebracht und ebenso George dem seinigen wieder übergeben werden, welcher Letzterer entschlossen sei, seinen entlaufenen Sklaven so exemplarisch zu bestrafen, daß allen übrigen der Gedanke an Fortlaufen wohl ein für allemal vergehen werde. Harry endlich sollte zwar, um der versprochenen fünfzig Dollars nicht verlustig zu gehen, Halley's Agenten in Kentucky zugestellt, dagegen seine Mutter von ihnen nach dem Süden gebracht und dort für ihre eigene Rechnung verkauft werden; und sie schmeichelten sich mit der Hoffnung sechzehn- bis achtzehnhundert Dollars für sie zu erhalten.

Pinehas beeilte sich, die Flüchtlinge von diesem allen in Kenntniß zu setzen, und traf dann sofort mit Halliday und einigen andern Nachbarn die nöthigen Anstalten zu schneller Weiterbeförderung. Noch vor Mitternacht saßen alle in einem geräumigen bedeckten Wagen, mit dem zwei rasche Pferde in gestrecktem Galopp davon eilten.

Die Sklavenjäger mußten die Flucht entweder geahnet oder auf irgend eine Weise davon Kunde erhalten haben;

genug, sie brachen noch vor der festgesetzten Zeit auf und nachdem sie von dem, was vorgegangen war, die volle Gewißheit erhalten hatten, bestiegen sie unverweilt ihre in Bereitschaft gehaltenen Pferde und jagten, durch ihre Hunde auf die richtige Spur geleitet, den Flüchtenden nach. Außer den zwei Gerichtsbedienten hatten sich ihnen noch mehrere Bechgenossen, die von ihnen freie Beche und das Versprechen einer Geldbelohnung erhalten, angeschlossen.

Zum Glück kamen sie dem Wagen erst dann nahe, als derselbe eine Stelle erreicht, die Pinehas für den Fall der Verfolgung bereits im Voraus als einstweilige sichere Freistätte auserkoren hatte. Es war dies eine Gruppe hoher und steiler Felsen, zu deren Spitze nur ein einziger Fußpfad führte, der theilweise so schmal war, daß nicht zwei Menschen neben einander auf ihm Raum hatten. An anderen Stellen waren die Felsengipfel unzugänglich. Pinehas, mit dem kleinen Harry auf dem Arm, ging voran, um den Weg zu zeigen; ihm folgte Jim, der seine alte Mutter auf dem Rücken trug, dann Elisabeth und hierauf George. Alle kamen wohlbehalten oben an und erwarteten nun getrost ihre Verfolger.

Als diese am Fuße der Felsengruppe ankamen, hatte bereits der Morgen zu dämmern angefangen, und so sahen sie alsbald zu ihrem nicht geringen Verdrusse, daß die Beute, die sie gewissermaßen schon in Händen zu haben geglaubt hatten, jetzt nur mit großen Schwierigkeiten und Gefahren zu erhaschen war.

»Tom, das sieht schlimm aus,« sagte einer von ihnen.

»Nun,« versetzte Tom Loker, »so gut wie sie auf diesem Fußpfade hinauf gekommen sind, können wir eben-

falls hinauf kommen. Entgehen können sie uns dann nicht mehr, und wir fangen so zu sagen den Fuchs im Loch.«

»Aber wie leicht können sie aus einem Hinterhalte auf uns schießen, und das wäre doch eine böse Geschichte!« bemerkte Marks.

»Ei was!« rief Tom hohnlächelnd aus. »Wie du doch immer nur um deine Haut besorgt bist! Gefahr ist hierbei gar nicht; die Negerhunde sind viel zu feig um ernstlichen Widerstand zu leisten.«

»D, ich kenne Fälle, wo sie sich ganz verzweifelt gewehrt haben, und ich sehe nicht ein, weshalb ich ohne Noth mein Leben einer möglichen Gefahr aussetzen soll!« entgegnete Marks.

In diesem Augenblicke erschien George auf einer Felsenspitze und rief in ruhigem Tone hinab:

»Meine Herren, wer sind Sie und was wünschen Sie?«

»Wir wollen einige geflüchtete Sklaven festnehmen,« gab Tom Loker zur Antwort. »Es sind dies George Harris, Elisabeth Harris nebst Kind, Jim Selden und eine alte Frau. Wir haben den Haftsbefehl und eben so auch zwei Gerichtsdiener bei uns: also gilt hier kein längeres Widerstreben. Seid Ihr nicht George Harris, Eigenthum des Herrn Harris in Shelby-County Kentucky's?«

»Ja, ich bin George Harris; und ein Herr Harris in Kentucky nannte mich allerdings sein Eigenthum. Allein jetzt bin ich ein freier Mann, auf Gottes freiem Boden stehend; und Frau und Kind beanspruche ich als die meinigen. Jim und seine Mutter sind ebenfalls hier. Wir haben Waffen uns zu vertheidigen und werden davon den vollen Ge-

brauch
aber
des
Lepton
nicht
vortra
mein
das
denun
zu erg
legt
Seite
mit
leand
eines
Mutter
und
konnte
Herrn
vert
auch
freie
segeben
Gefahr
wenig
Gottes
und, bei
wir wer
Liftenjunge
Die

brauch machen. Mögen Sie immerhin herauf kommen; aber der Erste, der in Schußweite von uns kommt, ist des Todes, eben so jeder der Nachfolgenden bis zum Letzten.«

»Nein, nein, junger Mann, solche Reden darfst du nicht führen!« sprach ein kurzer, dicker Mann, indem er vortrat und sich die Nase schnaubte. »Du siehst, ich und mein Begleiter hier, wir sind Gerichtsdiener. Wir haben das Gesetz für uns, und die Macht und alles Uebrige; demnach thut Ihr am besten, Euch ruhig in euer Schicksal zu ergeben; denn, wie Ihr seht, müßt Ihr es doch zuletzt thun.«

»Ich weiß sehr wohl, daß Ihr das Gesetz auf eurer Seite habt, und eben so auch die Macht,« entgegnete George mit Bitterkeit. »Ihr beabsichtigt mein Weib nach Neu-Orleans zu verkaufen, meinen Sohn einem Kalbe gleich in eines Sclavenhändlers Stall zu sperren und Jim's alte Mutter an den Unmenschen auszuliefern, der sie peitschte und mißhandelte, weil er ihren Sohn nicht mißhandeln konnte. Jim und mich gedenkt Ihr zu unseren sogenannten Herren zurückzubringen, damit wir gepeitscht und gemartert und mit Füßen getreten werden; und eure Gesetze geben Euch freilich das volle Recht dazu, zu eurer und der Gesetzgeber Schande. Allein Ihr habt uns noch nicht. Eure Gesetze gehen uns nichts an, und euer Land hat eben so wenig etwas mit uns zu schaffen. Wir stehen hier unter Gottes Himmel als Freie, als eben so frei wie Ihr seyd; und, bei dem allmächtigen Gott, der uns geschaffen hat, wir werden kämpfen für unsere Freiheit bis zum letzten Athemzuge!«

Die stolze Haltung, die feste Stimme, der flammende

Blick, womit George diese Erklärung abgab, machten selbst auf die rohen Gemüther der Untenstehenden einen solchen Eindruck, daß sie betroffen schwiegen. Nur Marks blieb davon unberührt, und seinem feigen Charakter war es vollkommen entsprechend, daß er während der momentan eingetretenen Stille unvermerkt seine geladene Pistole hervorzog und sie heimtückisch auf George abfeuerte. »Wir bekommen ja eben so viel für ihn, wenn er todt ist, als wenn wir ihn lebendig einbringen,« setzte er kaltblütig nach abgefeuertem Schusse hinzu.

George sprang zurück und Elisabeth stieß einen Schrei aus: die Kugel war dicht an seinem Haar vorbei gekommen, hatte Elisabeths Wange beinahe gestreift und war in einen hinter ihnen stehenden Baum gefahren.

»Es ist nichts, Elisabeth!« rief George schnell, und forderte gleichzeitig Jim auf, seine Pistolen in Bereitschaft zu halten, daß sie Beide jedem weitem Angriffe auf das Kräftigste begegnen könnten.

Die Untenstehenden waren Anfangs unschlüssig, was sie thun wollten; bis der Entschlossenste unter ihnen, Tom Loker, die Erklärung wiederholend, er fürchte sich vor dem Sclavenpack nicht, rasch den Fußpfad hinaufseilte. Seinem Beispiele folgte ein Zweiter und nach und nach folgten auch die Uebrigen.

An der schmalsten Stelle des Fußpfades wand sich derselbe um einen Felsenvorprung, und kaum hatte Tom sich hier blicken lassen, als er von George's Kugel getroffen niedersank und über den Rand des Fußpfades hinab in eine tiefe Felsenspalte stürzte.

»Gott stehe uns bei, die sind ja wahre Teufel!« rief Marks bestürzt aus und kehrte schleunigst wieder um. Seine

Begleiter thaten das Nämliche, und besonders wurden die kurzen Beine des einen Gerichtsdieners auf dem Rückzuge so behende, daß er, unten angekommen, fast außer Athem war. Marks ließ es hierbei nicht bewenden, sondern warf sich auf sein Pferd und sprengte im Galopp davon. Die Andern waren ebenfalls geneigt ihm zu folgen, besaßen aber noch Mitgefühl genug, um sich zuvor nach ihrem Gefährten Tom Loker umzusehen. Mit vieler Mühe bahnten sie sich über scharfes Gestein und durch dichtes Gestrüpp den Weg zu ihm, und fanden ihn zwar nicht zerschmettert, aber doch besinnungslos und stark blutend aus einer Seitenwunde. Er mußte beim Hinabstürzen hin und wieder mit den Kleidern hängen geblieben und auf diese Weise einem sonst unfehlbaren Tode entgangen sein. Sie suchten zunächst das Blut durch einen Verband zu stillen und trugen ihn dann nach der Stelle, wo die Pferde angebunden waren, in der Absicht, ihn nach einem nicht sehr fernen Wirthshause zu weiterer Behandlung und Pflege zu bringen. Als jedoch ihre Bemühungen, ihn auf sein Pferd zu heben, mißlangen, überließen sie, nur auf sich selbst bedacht, ihn seinem Schicksale und ritten davon. Die Flüchtlinge einzufangen, daran dachte Niemand mehr.

George und die Uebrigen nebst Pinehas kamen nunmehr herunter und ihr Erstes war, den Zustand des Verwundeten zu untersuchen.

»Marks,« sprach Tom Loker mit matter Stimme, »bist du es, Marks?«

»Nein, Marks ist es nicht,« gab Pinehas zur Antwort; »der ist über alle Berge und bekümmert sich nicht weiter um dich; dagegen sind andere Freunde hier, die für dich sorgen werden.« Damit verband er ihm die Wunde

noch sorgfältiger als bereits geschehen toar, so daß die Blutung bald bedeutend nachließ, und hob dann mit Hülfe von George und Jim den Verwundeten in den Wagen, worauf er langsam nach einem benachbarten Orte gefahren und dort der Obhut einer mit Pinehas befreundeten Quäkerfamilie übergeben wurde. Die Wunde, welche Tom Loket erhalten hatte, wies sich übrigens bei näherer Untersuchung nicht als lebensgefährlich aus, obwohl es mehrere Wochen dauerte, bevor er gänzlich wieder hergestellt war. Während dieser Zeit ging eine wesentliche innere Umwandlung mit ihm vor, und zwar fast nur in Folge der liebevollen Behandlung, die ihm von Seiten der Quäkerfamilie zu Theil ward. Er hatte stets große Vorurtheile gegen die Quäker gehegt und als Sclavenjäger sie sogar gehaßt, weil sie ihn schon mehrmals an der Wiedereinfangung flüchtiger Sclaven gehindert hatten. Auch hatte er keinen Anstand genommen, diese Gesinnungen gegen Pinehas und selbst gegen die Familie, die ihn gastlich aufgenommen, unverhohlen kundzugeben. Aber nicht die geringste Empfindlichkeit dieserhalb hatte er wahrgenommen, sondern stets nur deutliche Zeichen der herzlichsten Liebe und Theilnahme; und er sah sich behandelt, gepflegt und gewartet, als wäre er der Sohn vom Hause gewesen. Kein liebloses Wort drang in sein Ohr, kein Zank oder Hader störte seine Ruhe, sondern ein stiller Friede waltete überall um ihn her, und Liebe, Sanftmuth und ungeheuchelte Demuth regierten unverkennbar die Herzen seiner, in geräuschloser emsiger Thätigkeit stets sich bewegenden Umgebung. Er lernte, mit einem Worte, das wahre Christenthum von der praktischen Seite kennen und sah mit eigenen Augen die segensreichen Früchte desselben. Dies machte einen tiefen Eindruck auf sein Herz, welches an sich keineswegs schlecht,

sondern nur durch seine Lebensweise nach und nach mit einer harten Rinde umzogen worden war. Die Rinde zerbrach nun, und Worte und Gefühle eines neuen frischen höheren Lebens fanden Eingang in sein Herz. Er lernte das Sündhafte und Schmachvolle seines bisher betriebenen Gewerbes erkennen, und widmete sich sogleich nach seiner Wiederherstellung einem andern und ehrenvolleren Lebensberufe. Unter diesen Umständen war es denn auch natürlich, daß es ihm im Entferntesten nicht mehr in den Sinn kam, George und dessen Begleitung in die Sklaverey zurückführen zu wollen, sondern vielmehr die geeignetsten Mittel zu ihrer Flucht nach Canada angab. Besonders rieth er zu sorgsamster Verkleidung in Sandusky, weil er wußte, daß Marks und Andere auf die dort nach Canada sich einschiffenden Passagiere ein genaues Augenmerk richten würden.

Demnach wurden, auf seinen Rath, Jim und dessen Mutter mit sicherer Gelegenheit zunächst nach jenem Hafenorte befördert; wogegen George, Elisabeth und Harry einige Tage später nachfolgen und bei einer bekannten Familie bis zur Abfahrt des nächsten Dampfschiffes untergebracht werden sollten.

Die Ausführung dieses Plans gelang vollkommen, und wir finden nunmehr unsere Freunde in Sandusky mit den Vorbereitungen zur Verkleidung beschäftigt.

»Eigentlich ist es Schade darum,« sprach Elisabeth halb scherzend, indem sie ihr herunterwallendes reiches Haar im Spiegel betrachtete: »doch es muß nun einmal sein, darum fort damit!« Und mit diesen Worten ergriff sie rasch die Scheere und mit wenigen Schnitten war ihr Haupt seiner schönen Pierde beraubt. Sie half dann hier und da noch nach, bürstete hierauf ihr kurz verschnittenes

Haar glatt, und wendete sich, nachdem es gehörig geordnet war, lächelnd und mit einer Verbeugung an George mit der Frage:

»Bin ich nicht ein zierlicher junger Herr?«

George lachte und machte ebenfalls einige scherzhafte Bemerkungen, jedoch nicht ganz mit der gewohnten Unbefangenheit, so daß es seiner Gattin auffiel.

»Was ist Dir, George?« fragte sie mit zärtlicher Theilnahme. »Uns trennt ja nur noch ein vierundzwanzigstündiger Zeitraum von Canada: nur einen Tag und eine Nacht noch auf dem See und dann — o dann! Bedenke doch, welche Wonne!«

»Ach, Elisabeth, grade dieser Gedanke ist es, der mich zugleich ängstigt! denn je näher der verhängnißvolle Zeitpunkt heranrückt, um so mächtiger drängt sich mir die Besorgniß auf, unsere Hoffnung möchte zuletzt doch noch zu Schanden werden.«

»Fürchte nichts,« sprach Elisabeth mit Zuversicht. »Gott, der uns so weit beschützt und bewahrt hat, wird auch das Uebrige zu einem glücklichen Ende führen. Ich fühle es deutlich, daß er mit uns ist.«

»Du bist ein herrliches Weib!« rief George aus, indem er sie mit Inbrunst umarmte. »Aber noch einmal gib mir die Versicherung, ob wir denn wirklich der Wonne der Erlösung aus Jahre langem Elend, der Wonne der Freiheit theilhaftig werden sollen?«

»Gewiß, George, das werden wir; eine innere Stimme sagt es mir, und ich weiß, Gott wird uns heute noch aus den Fesseln der Sklaverei für immer befreien.«

»Nun dann, diese Zuversicht beruhigt mich!« sprach George, und wirklich waren nunmehr alle Besorgnisse bei

den geschwunden
 bequamer und
 wird, wodurch
 ten, daß sich
 Sceptische kann
 Schicksal kein
 Mann, und da
 von Schicksale der
 sich lösen,
 die dem von
 in einem Harry
 räumte die
 Punkte der
 in der Kabanje
 große Theilnahme
 ich jedoch bereit
 und ich durch
 zu einem
 kann sie gelan
 ich zu sie und die
 und es gelang
 Der Wagen
 hoch unter
 ich verabschiedet
 und ich
 Elisabeth
 Geschickliche
 Gott's beim
 den Arm und
 Dampfboot.
 spielte die einfluß

ihm geschwunden. Elisabeth begab sich hierauf in ein Nebenzimmer und kehrte nach einer Weile in Herrenkleidung zurück, wodurch sie ein so verändertes Ansehen bekommen hatte, daß selbst ihr eigener Gatte fluchte und sie im ersten Augenblicke kaum wieder erkannte. Er zeigte ihr noch einige Handgriffe beim Aufsetzen des Hutes und beim Tragen des Mantels, und dann schickten sich Beide zur Abfahrt nach dem Haltplaz der Dampfmaschine an.

Nicht lange, so öffnete sich die Thür, und eine ansehnliche Dame von mittleren Jahren trat herein, an ihrer Hand den kleinen Harry in Mädchenkleidung hereinführend. Sie nannte sich Madame Smith, war aus Canada und eine intime Freundin der Frau vom Hause, wo George und Elisabeth seit ihrer Ankunft in Sandusky sich aufgehalten hatten. Mit großer Theilnahme hatte sie deren Schicksale vernommen und sich sogleich bereit erklärt, bei der Flucht mitzuwirken, zumal sie ohnehin jetzt nach Canada zurückzukehren beabsichtigte. Zu diesem Zwecke nahm sie den kleinen Harry, als dessen Tante sie gelten wollte, auf einige Tage zu sich, damit er sich an sie und die mit ihm beabsichtigte Verkleidung gewöhne, und es gelang ihr dies auch auf's Vollkommenste.

Der Wagen fuhr vor und, nachdem George und Elisabeth unter Thränen der Rührung von der gastlichen Familie sich verabschiedet hatten, stieg die kleine Gesellschaft ein, und sah sich bald nach dem Schiffswerft versetzt.

Elisabeth stieg zuerst aus und spielte mit meisterhafter Geschicklichkeit den galanten Herrn. Nachdem sie der Madame Smith beim Aussteigen behüßlich gewesen war, bot sie ihr den Arm und führte sie unter höflichem Gespräch auf das Dampfboot. Das kleine Mädchen, oder unser Harry, spielte die einstudirte Rolle ebenfalls glücklich durch, und

George machte sich mit dem Gepäck zu schaffen, welches er durch einen Träger an Bord bringen ließ. Jim und seine Mutter waren schon vorher auf eine unverdächtige Weise auf das Dampfschiff gebracht worden.

George, der sich für einen Reisegefährten der Madame Smith und deren Begleiter ausgab und die Berichtigung des Passagegeldes für sie zu besorgen übernommen habe, war eben mit dem Einlösen der Billette beschäftigt, als ein Gespräch, welches dicht neben ihm geführt wurde, seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm.

»Ich habe einen Jeden, der an Bord gekommen ist, genau beobachtet, und weiß gewiß, daß Niemand darunter war, auf den die mir übergebenen Signalements gepaßt hätten,« bemerkte der Eine, der, wie sich späterhin auswies, der Schiffschreiber war. Der Andere, der Niemand anderes als Marks war, entgegnete hierauf:

»Das Frauenzimmer ist kaum von einer Weißen zu unterscheiden, und der junge Mann hat eine sehr helle Nulattenfarbe, ist übrigens auch auf der einen Hand gebrandmarkt.«

Die Hand, mit der George die Billette und das herausgegebene kleine Geld in Empfang nahm, zitterte ein wenig; doch faßte er sich augenblicklich, wendete sich kaltblütig um, blickte gleichgültig auf die Umstehenden und ging langsamen Schrittes nach der Stelle, wo Elisabeth und Madame Smith mit Harry stanten.

Madame Smith begab sich nunmehr mit dem verkleideten Knaben in die Damenkajüte und Elisabeth in eine Seitenkammer der Herrenkajüte, während George auf dem Verdecke ruhig hin und her spazierte.

Bald läutete die Glocke zur Abfahrt, und als George nun sah, wie Marks das Dampfboot verließ und dieses gleich darauf sich in Bewegung setzte und damit eine unübersteigliche Kluft zwischen sich und seinen Verfolgern bildete, da erst fühlte er sich ganz erleichtert und vermochte dem Entzücken über die erlangte Freiheit mit ganzer Seele sich hinzugeben.

Am folgenden Morgen standen George und Elisabeth Arm in Arm auf einer erhabenen Stelle des Berdedes und betrachteten mit dem innigsten Wohlgefühle die dicht vor ihnen sich ausbreitende Küste des ersehnten Canada's. Das Dampfboot steuerte auf die kleine canadische Stadt Amherstberg zu, wo es seinen Abfahrts- und Landungsplatz hatte und nach Verlauf einer Viertelstunde anlangte. Madame Smith führte ihre geretteten Flüchtlinge zu einem frommen Missionär, der es sich zu einer besondern Aufgabe gemacht hatte, für das geistige und leibliche Wohl der aus den Vereinigten Staaten nach Canada geflüchteten Sklaven zu sorgen, und sich derselben denn auch im gegenwärtigen Fall auf das Bereitwilligste und Liebreichste unterzog.

Wir haben nunmehr die interessante kleine Quateronenfamilie in Sicherheit gebracht und werden ihr weiteres Geschick im Zustande der Freiheit seiner Zeit erfahren: jetzt aber müssen wir uns nach Tom wieder umsehen.

Achstes Capitel.

Die heiteren Tage.

Wir haben Tom auf einem, dem Süden zustauernden Mississippi-Dampfschiffe zuletzt verlassen.

An Arbeit und Thätigkeit gewöhnt, war Tom bei vorkommenden Verrichtungen der Mannschaft während der Fahrt; oder beim Ein- und Ausladen an verschiedenen Haltpätzen stets in Bereitschaft, um mit Hand anzulegen. Gab es nichts zu thun, so war seine einzige Erholung, daß er sich an einer abgesonderten Stelle zwischen die Baumwollbullen setzte und in seiner Bibel las, um an den kräftigsten Stellen sich zu erquicken und zu stärken wider den Trübsinn, der sich bisweilen seiner bemächtigen wollte, wenn er bei Betrachtung der südlichen Uferlandschaften und bei Vergleichung derselben mit den heimischen Kentucky-Gegenden der dort zurückgelassenen Theuren gedachte und von lebhafter Sehnsucht nach ihnen erfüllt wurde. — Durch seine Dienstfertigkeit und sein stilles anspruchloses Benehmen hatte sich Tom nach und nach die Zuneigung der ganzen Mannschaft und selbst mancher Passagiere erworben, und der Schlahändler Haley sich auch schon längst veranlaßt gesehen, ihm seine Beinschellen abzunehmen und ihn frei auf dem Verdecke hin und her gehen zu lassen.

Unter den Passagieren des Dampfschiffes befand sich auch ein reicher junger Mann aus Neuorleans, Namens St. Clare. Er hatte mit seinem einzigen, fünf- bis sechsjährigen Töchterchen *Evangeline* eine Reise zu seinen Verwandten im nördlichen Staate Vermont gemacht und war jetzt auf der Rückreise begriffen, in Begleitung seiner Cousine *Dyphelia*, die sich hatte bewegen lassen, ihm nach dem Süden zu folgen, um bei der immerwährenden Kränklichkeit seiner Frau die obere Leitung seines ausgedehnten Hauswesens zu übernehmen.

Evangeline oder *Eva* — wie sie der Kürze wegen gewöhnlich genannt wurde — war ein allerliebsteß Kind, nicht bloß durch ihr einnehmendes Aeußere, sondern auch durch ihr drolliges, lebhaftes Wesen, in welchem zugleich bei jeder Gelegenheit eine außerordentliche Gutmüthigkeit oder eigentlich ein bei Kindern sonst selten schon sich kundgebendes tieferes Mitleids- und Barmherzigkeitsgefühl sich ausdrückte. Bald wurde sie der Liebling Aller am Bord, und mit Allen machte sie sich zu schaffen, jedoch auf eine so ungezwungene, unschuldsvolle Weise, daß sie niemals lästig fiel, sondern Jedermann sich freute, sobald ihr blondes Lockenköpfchen zum Vorschein kam und sie mit ihren holden, blauen Augen, aus denen ein ganzer Himmel voll Freundlichkeit zu leuchten schien, bald hier, bald dort auf dem Verdecke ihr Wesen trieb. Am Gitter, wo man in das Getriebe der Dampfmaschine und den glühenden Ofen hinablicken konnte, und am Compaßhäuschen, neben welchem der Lenker des Steuerruders seinen Platz hatte, erschien sie regelmäßig jeden Tag, wenn auch nur auf Augenblicke; eben so regelmäßig stattete sie der Schiffsküche einen kurzen Besuch ab; und war die Schiffsmannschaft mit irgend einer Arbeit beschäftigt, so

konnte sie sicher darauf rechnen, daß Eva, wenn auch aus einiger Entfernung, ihr aufmerksam zusah.

Stets munter und fröhlich, trübte sich nur dann ihr freundliches Antlitz, wenn sie an Haley's gefesselten Sklaven vorbei kam. Oft blieb sie bei ihnen stehen und betrachtete sie mit mitleidsvoller Theilnahme, trat auch wohl näher und prüfte mit ihren zarten Händchen das Gewicht der Bein- und Handsesseln. Dann forteilend, kehrte sie gleich darauf zurück mit einem Körbchen voll Drangen, Nüsse und Zuckersachen, die sie unter die armen Geschöpfe vertheilte und überglücklich war, wenn sie sah, wie dieselben über die ihnen so freundlich gespendeten Gaben sich freuten.

Mit Tom knüpfte sie erst allmählig nähere Bekanntschaft an; denn so zutraulich sie auch im Allgemeinen gegen Jedermann war, so hatte sie doch zu viel richtigen Takt, um sich mit Jedem gleich familiär zu machen. Jedoch, wie denn Kinder überhaupt unter Denen, die sich freundlich gegen sie bezeigen, wirkliche Kinderfreunde bald heraus zu finden wissen, so merkte auch Evangeline in nicht langer Zeit unserm Tom den kindlichen Sinn ab und nahm seitdem gern die kleinen Spielsachen von ihm an, die er aus Kirschkernen, Nüssen und Hollundermark mit kunstreicher Hand zu schnitzen wußte. Sie wurde nunmehr auch zutraulich zu ihm, so daß es zuweilen zu kleinen Gesprächen zwischen beiden kam.

Eines Tages fragte er: »Wie heißt denn das kleine Fräulein?«

»Evangeline St. Clare,« gab sie zur Antwort, »obwohl Papa und alle Uebrigen mich gewöhnlich Eva nennen. Und dein Name?«

»Mein Name ist Tom, und die kleinen Kinder dort oben in Kentucky pflegten mich Onkel Tom zu nennen.«

»Nun dann will ich dich auch Onkel Tom nennen, denn ich mag dich gern leiden. Also, Onkel Tom, wo gehst du hin?«

»Ich weiß es nicht, Fräulein Eva.«

»Du weißt es nicht?« fragte Eva verwundert.

»Nein. Ich soll an Jemand verkauft werden, aber an wen das ist mir nicht bekannt.«

»Mein Papa kann dich kaufen,« fiel Eva schnell ein; und wenn er dich kauft, bekommst du es gut. Noch heute will ich ihn darum bitten.«

»Vielen Dank, liebes kleines Fräulein,« sprach Tom.

Das Dampfboot hielt hier gerade bei einem kleinen Landungsplatze an, um Holz einzunehmen, und Eva, die ihres Vaters Stimme hörte, schlüpfte behende davon. Tom stand auf, und begab sich zu der Schiffsmannschaft, um beim Holzeinladen mit Hand anzulegen. Die Arbeit war bald vollbracht.

Eva und ihr Vater standen in dem Augenblicke, als das Dampfboot sich wieder in Bewegung zu setzen begann, am Seitengeländer, und sahen der Abfahrt zu. Plötzlich verlor die Kleine das Gleichgewicht, und stürzte, ohne daß ihr Vater, der grade nach einer andern Richtung blickte, es wahrte, ins Wasser. Herr St. Clare wollte, als er dies sah, ihr sogleich nachspringen, wurde jedoch von den Umstehenden zurückgehalten. Auch war schon wirksame Hilfe da.

Tom nämlich war bereits im Wasser und hatte als guter Schwimmer wenig Mühe, das Kind vom Untersinken zu retten und nach der Schiffstreppe zu bringen, wo zahl-

reiche Hände schon bereit waren, es in Empfang zu nehmen. Der bestürzte Vater trug es triefend und besinnungslos in die Kajüte, wo alle Damen sich beeilten den erforderlichen Beistand zu leisten. Eva ward entkleidet und zu Bett gebracht, und erholte sich dann schnell wieder. Schon am andern Morgen sprang sie wieder wie gewöhnlich auf dem Verdecke umher, obwohl sie von den Folgen des plötzlichen Schrecks beim Hinabfallen ins Wasser noch etwas blaß ausseh.

Es würde ihrer Lebensrettung durch Tom nicht bedurft haben, um sie zur Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens anzutreiben. Denn ihr mitleidsvolles Herz trieb sie ohnehin schon dazu. Auch legte Tom in seiner Demuth und Selbstverläugnung nicht das geringste Gewicht auf seine That, die er vielmehr als eine gebieterische allgemeine Pflicht ansah; nichtsdestoweniger freute es ihn im Stillen, daß Gott ihm Gelegenheit gegeben hatte, dem holden Kinde schon gleich im Voraus seinen Dank haben bethätigen zu können.

Evangeline wurde von ihrem Vater unbeschreiblich geliebt, daher fand sie, zumal jezt, wo er ohnehin sich ihrem Lebensretter verpflichtet glaubte, nicht die geringste Schwierigkeit mit ihrer Bitte um Tom's Loskaufung von dem Sclavenhändler Eingang bei ihm zu finden. Die Sache kam bald in Richtigkeit, und nachdem Haley sein Geld empfangen und seinerseits den Verkaufsschein unterzeichnet hatte, begab sich Herr St. Clare in Begleitung seines Töchterchens zu Tom, und kündigte ihm an, daß er nunmehr einen neuen Herrn an ihm erhalten habe.

Tom traten Thränen der Mühsung und Freude] in die

Augen, und aus der Tiefe des Herzens sprach er: »Gott segne Sie, lieber Herr!«

»Nun das hoffe ich,« erwiderte St. Clare, »und ich denke, du wirst mit deinem neuen Loose schon zufrieden sein. Kannst du mit Pferden umgehen?«

»Ich habe bei meinem vorigen Herrn stets Kutscherdienste mit zu versehen gehabt, und sogar immer die Pferdeeinkäufe besorgt,« gab Tom zur Antwort.

»Gut, dann werde ich dich ebenfalls als Kutscher gebrauchen, jedoch unter der Bedingung, daß du dich nicht mehr als einmal in der Woche betrinkst, ausgenommen, in extraordinären Fällen.«

Tom sah Herrn St. Clare voll Staunen an, und erklärte, daß er nie geistige Getränke zu sich nehme.

»Desto besser, Tom,« versetzte sein neuer Herr, »und ich hoffe überhaupt, daß du deine Sachen gut machen wirst.«

»Und wirst auch bei Papa gewiß gern sein,« fügte Eva hinzu. »Denn Papa ist gut gegen alle Menschen, nur lacht er immer über sie.«

Ihr Vater lachte laut auf über diese naive Aeußerung, und kehrte mit ihr nach dem Hinterverdeck zurück.

Augustin St. Clare war der Sohn eines reichen Pflanzers in Louisiana. Ursprünglich stammte die Familie aus Canada. Von zwei Brüdern, zwischen denen eine große Uebereinstimmung im Temperamente und Charakter herrschte, war der eine Besitzer eines schönen und einträgliehen Landgutes in Vermont, und der andere ein reicher Pflanzter in Louisiana geworden. Augustin's Mutter stammte aus einer französischen Hugenottenfamilie, welche schon zur Zeit der

ersten Ansiedlung Louisiana's aus Frankreich dahin ausgewandert war. Geschwister hatte Augustin weiter nicht als einen Bruder. Da er als Knabe eine schwächliche Gesundheit gehabt hatte, so war er auf ärztlichen Rath zu seinem Oheim in Vermont geschickt worden, in der Hoffnung, daß das dortige gesunde nördliche Klima auf seine Körperconstitution stärkend einwirken werde. Diese Hoffnung verwirklichte sich auch, und er blieb im Hause seines Oheims mehrere Jahre.

In seiner Kindheit und auch im Knabenalter neigte er sich sehr zur Empfindsamkeit, und seine Gefühle hatten überhaupt mehr die Weiche des andern Geschlechts, als das Strengende des männlichen. Dieser Grundzug in seinem Charakter blieb ihm auch später, obwohl im Laufe der Zeit sich eine Art Kruste darum gebildet hatte, aber keineswegs so hart, um nicht dann und wann durchbrochen zu werden. Denn sie war eigentlich nur eine Maske, hinter welcher er seine Grundgefühle zu verbergen suchte, weil er bei reiferem Alter sie für unmännlich hielt. Seine Geistesfähigkeiten waren ausgezeichnet, und er eignete sich einen reichen Schatz von Kenntnissen an. Aber auch hierbei gerieth er mit sich selbst in Zwiespalt; denn seine innere Neigung trieb ihn zu dem Idealen und Romantischen hin, während die Vernunft ihm gebot, seinen Talenten und Kenntnissen eine mehr praktische Richtung zu geben. Daß ein Gemüth wie das seine für die zarten Gefühle der Liebe in hohem Grade empfänglich sein mußte, bedarf kaum der Erwähnung. Doch seine Liebe war keine flüchtige Leidenschaft, keine Liebelei; denn sie war ihm zu heilig, als daß er mit Flattersinn sich ihr hätte hingeben, oder dem ersten Eindrucke folgen, und sie dem Gegenstande momentaner Neigung hätte zuwenden

sollen. Seine erste und einzige Liebe fiel schon in seine Jünglingsjahre, und der Gegenstand derselben war ihrer in jeder Hinsicht würdig. Das junge Mädchen, welches er liebte, entsprach ganz dem Ideale, welches er sich von dem weiblichen Geschlechte gebildet hatte, und sie erwiderte seine Liebe mit voller Innigkeit und Hingebung. Sie stammte aus einer angesehenen Familie im Nachbarstaate Newyork, hatte aber ihre Eltern bereits verloren, und wohnte zur Zeit bei nahen Anverwandten. Nachdem die vormundschaftliche Einwilligung zu der Verbindung erfolgt, und die förmliche Verlobung gefeiert war, eilte St. Clare nach Louisiana, um dort die Vorbereitungen zu häuslicher Einrichtung zu treffen.

Sowohl unterwegs, wie auch in Louisiana benutzte er jeden müßigen Augenblick, um die feurigen Gefühle seiner Liebe dem Papiere anzuvertrauen und durch schriftliche Mittheilungen wenigstens einigen Ersatz für die zeitweilige Trennung von seiner Geliebten zu haben.

Anfangs erhielt er regelmäßige Antworten von ihr, und sie athmeten ganz dieselben Gefühle, wie seine Zuschriften an sie. Allein nach einiger Zeit blieben sie aus; und so dringend er auch schreiben mochte, so bekam er doch keine Antwort. Schon war er im Begriff, seine Reise nach dem Norden noch vor der festgesetzten Zeit anzutreten, um sich persönlich nach der Ursache dieses unerklärlichen Schweigens zu erkundigen, als er plötzlich seine letzten Briefe unerbroschen zurückerhielt mit einem kurzen Begleitschreiben von Seiten eines Anverwandten seiner Braut, worin derselbe ihm mit dürrn Worten anzeigte, daß sie ihre Hand anderweitig vergeben habe und noch vor dem Empfang dieser Bellen bereits verhehlicht sein werde.

Dies war ein Donnerschlag für ihn aus heiterem Himmel. Er hätte sein Leben zum Unterpfande geben wollen für ihre unverbrüchliche Treue; und jetzt mußte er zu seinem namenlosen Schmerze erfahren, wie grausam sie ihn getäuscht hatte! Seine Liebe zu ihr glühte dennoch fort in seinem Innern, nur war der Schlag zu heftig, als daß er irgend im Stande gewesen wäre, der Besonnenheit Raum zu geben und die Möglichkeit eines fremden Intriguenspiels zu erwägen. Er war jung, reich, liebenswürdig und besaß überhaupt alle Eigenschaften um zu fesseln; bei seiner Geliebten hatte er nie die leisesten Spuren von Wankelmuth und Unzuverlässigkeit entdeckt; sie hatte seine Liebe mit der unverkennbarsten Härlichkeit erwidert, und auch ihre Briefe athmeten dieselben Gefühle: wie war es demnach denkbar, daß sie so ganz plötzlich und ohne irgend eine Veranlassung von seiner Seite ihre Liebe ihm entziehen und einem Andern hätte zuwenden sollen? Diese einfache und natürliche Frage warf er nicht auf; denn, wie gesagt, der unerwartete Schlag hatte ihm alle Besonnenheit geraubt. Er würde sonst wenigstens an seinen Oheim geschrieben und sich bei ihm nach den näheren Umständen erkundigt haben. Bald mischte sich das Gefühl des verletzten Stolzes mit ein und an dieses schloß sich dann ganz folgerichtig der Wunsch an, sich zu rächen. Und so faßte er, zerfallen mit sich selbst, plötzlich den Entschluß, auch seinerseits eine andere Verbindung einzugehen und auf diese Weise zugleich dem innern Kampfe ein für allemal ein Ende zu machen. In die gesellschaftlichen Vergnügungen, denen er bisher wenig Geschmack hatte abgewinnen können, stürzte er sich jetzt mit voller Leidenschaftlichkeit; die Verzweiflung steigerte alle seine Geistes- und Seelenkräfte, und so erschien er Allen, die nicht wußten,

was in seinem Innern vorging, doppelt liebenswürdig. Seine Bewerbungen bei dem weiblichen Geschlechte fanden auf allen Seiten das bereitwilligste Entgegenkommen; und schon nach Verlauf von vierzehn Tagen war er der erklärte Bräutigam der Königin aller Feste in Neuorleans, einer jungen Dame von schöner Gestalt, mit blizenden schwarzen Augen und einem Vermögen von hunderttausend Dollars. Gleich darauf wurde auch die Hochzeit gefeiert und eine Verbindung geschlossen, die in den Kreisen, denen das Paar angehörte, einstimmig für eine glänzende Partie für beide Theile erklärt wurde.

Während der Flitterwochen bewegte sich das junge Ehepaar in immerwährenden Zerstreungen und Lustbarkeiten, so daß es kaum zu sich selbst kam und St. Clare am allerwenigsten in der Lage und Stimmung war, um sich über die getroffene Wahl einige Rechenschaft zu geben. Der Gedanke an seine vorige Geliebte war gleichsam übertäubt, aber unerwartet erwachte derselbe mit um so größerer Lebendigkeit. Er hatte in seiner prachtvollen Villa am Pontchartrainsee *) eine glänzende Gesellschaft bei sich versammelt und Alles gab sich der Freude und dem Vergnügen hin, als ihm ein Brief überbracht wurde, bei dessen Anblick er erblaßte. Denn er erkannte an der Aufschrift wohlbekannte Schriftzüge, und er hatte kaum so viel Kraft, um seine Bestürzung vor der Gesellschaft zu verbergen und einen passenden Vorwand zu finden, um sich ihr auf einige Augenblicke zu entziehen. Erst nach einer Weile vermochte er sich unbemerkt

*) In der Nähe von Neuorleans und von zahlreichen Landhäusern umgeben.

zu entfernen und in ein abgelegenes Zimmer sich zu begeben.

Hier angekommen und sich allein sehend öffnete er den verhängnißvollen Brief und der Inhalt desselben schmetterte ihn fast zu Boden und erfüllte sein Herz mit unsäglichem Qualen der Reue und Verzweiflung. Seine Geliebte war vollkommen unschuldig! Ihr Oheim hatte sie, als reiche Erbin, seinem Sohne zuzuwenden getrachtet und daher ein förmliches Komplott angeponnen, um ihre Verbindung mit St. Clare zu hintertreiben. Ihre und St. Clare's letzten Briefe waren von ihm unterschlagen worden, und gleichwie er St. Clare mit der Nachricht von ihrem Treubruch hintergangen, hatte er auch sie mit dem Vorgeben, daß ihr Geliebter ihr untreu geworden sei, zu täuschen gesucht. Jedoch besonnener als St. Clare, hatte sie ernstliche Zweifel in die Angaben gesetzt und im Stillen ihre Nachforschungen angestellt, bis sie das um sie und ihren Geliebten gesponnene Lüg- und Trugnetz entdeckt hatte. Die Bewerbungen ihres Vetter's hatte sie schon vorher mit Entrüstung von sich gewiesen und würde sie ohnehin, selbst bei erwiesener Wortbrüchigkeit ihres Geliebten, nicht angenommen haben. Ihr Brief an St. Clare gab das bündigste Zeugniß, daß sie ihn mit der ganzen Innigkeit wie je zuvor liebte, und sie sprach schließlich die freudige Hoffnung auf ihre nunmehr baldige Verbindung aus.

Mit Worten lassen sich die Gefühle, die auf den unglücklichen jungen Mann einströmten, unmöglich schildern. Erst nach mehreren Tagen hatte er sich so weit wieder gefaßt, um die Antwort niederschreiben zu können; und mit blutendem Herzen und zitternder Hand offenbarte er, was er gethan, gestand die Fruchtslosigkeit seiner bitteren Reue, die Marter

seiner Verzweiflung, und bat schließlich nur noch, als einziges Linderungsmittel, um Mitleid und dann ihn, als unwürdig einer solchen Liebe, auf immer zu vergessen.

Damit war sein Liebesverhältniß und ideales Leben äußerlich abgeschlossen, aber die inneren Nachwirkungen dauerten fort bis an seinen Tod. Freilich eine zärtlich liebende Gattin von Gemüth und mit wahrer Weiblichkeit begabt, würde die Wunden geheilt und die trüben Rückerinnerungen gemildert haben. Allein Marie St. Clare besaß nichts von diesen Eigenschaften, sondern alles, was sie ihrem Gatten zugebracht hatte, beschränkte sich auf die genannten drei Theile: ein Vermögen von hunderttausend Dollars, bligende schwarze Augen und eine schöne Gestalt. Liebe, Bartsgefühl, Gemüth, ächte Weiblichkeit waren ihr stets fremd geblieben; sie liebte nur sich selbst und kannte keinen höhern Genuß als die Befriedigung ihrer Launen. Hieran war sie von Kindheit auf gewöhnt; eine Schaar von Sclaven hatte stets bereit gestanden, jedem ihrer Befehle zu gehorchen; ihre Eltern, deren einziges Kind sie war, hatten in der Befriedigung ihrer leisesten Wünsche mit einander gewetteifert und sogar ihre tollsten Einfälle zu verwirklichen gesucht; und so war es allerdings kein Wunder, wenn die maßloseste Eigenliebe und Selbstsucht sich in ihr festsetzte und ihr ganzes Wesen erfüllte. Als Feindin jeder Anstrengung hatte sie die Ausbildung ihres Geistes gänzlich vernachlässigt und, was sie von äußerer Politur besaß, nur durch den täglichen gesellschaftlichen Umgang in den höheren Kreisen, denen ihre Eltern angehörten, sich angeeignet. Fast schon übersättigt von den immerwährenden Lustbarkeiten und Zerstreuungen, in denen sie sich bewegt hatte, und von den Schmeicheleien, die ihr von einer Schaar von Anbetern gespendet worden

waren, hatte die Verbindung mit St. Clare etwas Pikantes für sie gehabt, und sie hatte nicht anders erwartet, als daß er, wie als Anbeter, so auch als Gatte stets mit demselben Feuer ihren Reizen hulbigen werde. Denn die innere Leere, die sie spürte, ohne deren natürliche Ursache zu erkennen, konnte nur noch auf solche Weise einigermaßen ausgefüllt werden.

Jedoch nach den Flitterwochen und besonders nach Empfang jenes Briefes war St. Clare vollends nicht mehr in der Stimmung, den galanten Ehemann zu spielen, und nur Pflichtgefühl und angeborene Gutmüthigkeit hielten ihn von einer Vernachlässigung der seiner Gattin gebührenden Rücksichten und Zeichen äußerer Achtung zurück. Aber sie, die personifizierte Selbstsucht, zu lieben, war ihm unmöglich; und so lebten denn Beide fortan ohne Haß und ohne Liebe neben und mit einander. Nach Evangeline's Geburt trat zwar eine gegenseitige Annäherung ein; sie war jedoch nur von kurzer Dauer; denn während nunmehr der Vater seine ganze Liebe dem Kinde zuwendete, war dieses in den Augen der Mutter im Grunde nichts anderes als eine interessante Beigabe zur Ehe. Zwar liebte auch sie das Kind, doch bei weitem weniger als sich selbst, und diese laue Liebe verringerte sich noch obendrein, sobald sie ihres Mannes außerordentliche Zärtlichkeit zu dem kleinen holden Wesen gewahrte. Sich hierdurch zurückgesetzt oder vernachlässigt erachtend, trat sie von jetzt an bald in das Stadium verschmähter Koketten, wurde übellaunig und krittlich, affektirte immerwährende Kopfschmerzen und Nervenzufälle, und bekam bei jeder unbedeutenden Veranlassung Krämpfe. Die zahlreichen Sclavinnen, die sie zu ihrer Bedienung hatte, wurden arg von ihr geplagt, und sie würde sie gewiß täg-

lich durch den Slavenauspeitscher haben züchtigen lassen, wenn sie sich nicht vor ihrem Mann gefürchtet hätte, welcher dergleichen durchaus nicht duldet. Er hielt Slaven, weil er dessen von Jugend auf gewohnt, und weil es in Louisiana bei seinen Verhältnissen einmal Gebrauch war; sonst aber würde er gemiethete Diensthoten eben so gern um sich gehabt haben; wie er denn auch sein Slavenpersonal eben so mild, eben so rücksichtsvoll wie freies Gesinde behandelte. Er war in manchen Stücken fast zu nachsichtig gegen daselbe; und da er andererseits schon bei seiner Zerfallenheit mit sich selbst, um das Hauswesen sich wenig bekümmerte, und seine Gattin davon überhaupt nichts verstand und, bei ihren hypochondrischen Grillen, eher an alles andere als an Haushaltungs-Angelegenheiten dachte: so war es kein Wunder, wenn in Küche, Keller und sonst überall nach Herzenslust gewirthschaftet und die tollste Vergeudung geübt wurde. Von dieser Wirthschaft galt es in Wahrheit, daß Niemand zu sagen wußte, wer hier Koch oder Kellner sei; und so wenig auch Herr St. Clare gewohnt war, an den fast täglich ihm abgeforderten starken Summen zu knickern, so hätte er doch blind sein müssen, wenn die unsinnige Verschwendung ihm nicht zuletzt aufgefallen wäre. Bei näherer Untersuchung wurde es ihm klar, daß hier eine durchgreifende Aenderung noth thue und demnächst eine feste und feste obere Leitung der Wirthschaftsangelegenheiten erforderlich sei. Hierzu eignete sich, wie er wußte, Niemand besser als seine Cousine Ophelia in Vermont. Er reiste demnach, in Begleitung seines Töchterchens (ohne welches er nicht einen Tag leben konnte) hin und, obwohl sie ungern aus ihren gewohnten und liebgewonnenen Verhältnissen heraustrat, so gelang es doch seinen persönlichen Bitten und Vor-

stellungen, daß sie sich zur Leitung seines Hauswesens bereit erklärt.

Madame St. Clare war bei ihrer Apathie weit entfernt, in dieser neuen Einrichtung eine Beeinträchtigung ihrer Rechte zu erblicken, sondern vielmehr froh, auf solche Weise vollends in die Lage versetzt zu werden, selbst nicht einmal einen Blick in das Hauswesen mehr thun zu dürfen. Sie ließ also ihre Cousine gern nach Belieben schalten und walten, und that allerdings wohl daran; denn Ophelia war eine ausgezeichnete Hauswirthin und führte bald überall die geregeltste Ordnung ein.

Wir haben es jedoch nunmehr hauptsächlich mit Tom hier zu thun. Dieser fühlte sich in seinen neuen Verhältnissen allerdings sehr glücklich; nur beschäftigte ihn unwillkürlich stets der Gedanke an die in Kentucky zurückgelassenen Seinigen. Er genoß alle mit seiner Stellung vereinbare Freiheiten und selbst manche Begünstigungen; allein gern würde er darauf Verzicht geleistet haben, hätte er dadurch das Zusammenwohnen mit seiner Familie erkaufen können. Längst schon drängte es ihn, den Seinigen von sich Nachricht zu geben und ihnen mitzuthellen, wie günstig ihm das Loos gefallen sei; und obwohl er damit hauptsächlich bezweckte, sie seinetwegen zu beruhigen, so schwebte ihm dabei doch unwillkürlich auch der Gedanke an das von Madame Shelby ihm geleistete Versprechen seiner Loskaufung und Zurückführung nach Kentucky vor. Er hatte indeß große Mühe, seine Gedanken zu Papier oder vielmehr in leserliche Worte zu bringen, da ihm jetzt die wirksame Beihülfe des jungen Shelby beim Schreiben fehlte; und erst als Evangeline, seine Noth gewahrend, mit kindlicher Freude und Bereitwilligkeit ihre freilich noch schwachen Schreibkenntnisse ihm

beizubringen sich bemühte, hatte es mit seinen Versuchen bessern Fortgang. Eines Tages wurden sie hierbei von Herrn St. Clare überrascht, der sich zwar über die ihm ganz neue Beschäftigung seines Töchterchens etwas wunderte, aber bei seiner großartigen Denkungsart keinen Anstoß daran nahm, daß sie einem Sklaven beim Schreiben half, sondern vielmehr, sobald er erfuhr, um was es sich handelte, sich von Tom genau sagen ließ, wie er den Brief abgefaßt zu haben wünsche, und diesen dann selbst ausfertigte und abschickte. — Große Freude erregte derselbe bei seiner Ankunft, und George Shelby übernahm es, ihn zu beantworten und Tom gleichzeitig zu benachrichtigen, daß der Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Kentucky vielleicht nicht mehr fern sein werde.

Diese Hoffnung erfüllte sich freilich nicht, indem die Vermögensumstände des Herrn Shelby sich nicht so schnell besserten, um seine Gattin in den Stand zu setzen, die zu Tom's Loskaufung erforderliche Summe zu erübrigen. Andererseits war ihr auch St. Clare's Charakter unbekannt: sonst würde sie vielleicht einen Ausweg gefunden haben, um von seiner Großmuth Tom's Freigebung zu erwirken, ohne ihrem Ehr- und Selbstgefühl ein Opfer bringen zu müssen.

Aber wenn auch viele Wochen, viele Monate vergingen, ohne daß Tom's Sehnsucht nach den Seinigen gestillt worden wäre, so war er doch zu sehr Christ, um nicht auch hierin Gottes Willen zu erkennen und sich demselben mit Ergebung zu fügen. Auch fehlte es ihm nicht an manchem reichen Seelengenuß, den ihm besonders die kleine Eva bereitete. Dieses holde Kind fand ungemeinen Gefallen an den geistlichen Liedern, die er in den Feierstunden zu seiner Erbauung sang, und an seinen christlichen Reden; und sie lernte nicht nur jene nach und nach auswendig, sondern faßte

auch die Reden mit großer Lebendigkeit auf. Einst nach einer solchen Unterhaltung mit Tom trat sie in das Zimmer ihrer Eltern, die gerade in einem Gespräche mit Fräulein Ophelia begriffen waren und ihre verschiedenen Ansichten über Religion austauschten. Madame St. Clare war, der Sonntagfeier wegen, in der Kirche gewesen und hatte mit Wohlgefallen eine Predigt über die Rechtmäßigkeit der Sklaverei angehört. Herr St. Clare bestritt mit humoristischen Bemerkungen und manchen Sarcasmen die Schlussfolgerungen, die sie daraus für das Sklavenwesen überhaupt herleitete; während Ophelia, die einen tiefchristlichen Sinn besaß, dem Gespräche eine ernst-religiöse Richtung zu geben bemüht war. Dies war der Madame St. Clare in hohem Grade zuwider, und sie schloß mit der Aeußerung: »Ich meinen Theils freue mich in einem Lande geboren zu sein, wo die Sklaverei besteht, die ich für recht halte und die, wie ich überzeuge bin, einmal sein muß; und ohne Sklaven könnte ich nicht leben.« In diesem Augenblicke war es, wo die Kleine hereintrat.

»Was meinst Du dazu, Eva?« sagte der Vater zu ihr.

»Wozu, lieber Papa?«

»Ich meine, was gefällt Dir besser: das Leben bei deinem Großonkel in Vermont, oder ein Haus voll Bedienung wie bei uns?«

»Bei uns ist es natürlich am besten,« erklärte Eva.

»Wie so?« fragte der Vater, indem er sie an sich zog.

»Nun, ich denke deshalb, weil Du auf diese Weise so Viele um Dich hast, denen Du Liebe einflößest,« gab sie zur Antwort.

»Das sieht doch Evangelinen so recht ähnlich, diese alberne Rede!« rief ihre Mutter aus.

»Ist denn das eine alberne Rede, Papa?« fragte Eva schüchtern und leis ihren Vater. Doch dieser beruhigte sie mit wenigen Worten, und erkundigte sich dann, wo sie die ganze Zeit über gewesen sei.

»D, ich bin bei Tom gewesen und habe ihn singen hören,« erwiderte die Kleine.

»Du hast Tom singen hören?«

»Ja freilich! Er singt so schöne Dinge von dem Neuen Jerusalem und von strahlenden Engeln, von dem Lande Canaan und dergleichen mehr.«

»Ei, das muß ich sagen! diese Gesänge gefallen Dir am Ende besser als die in der Oper.«

»D, gewiß, und ich lerne sie auch auswendig. Auch lese ich ihm aus meiner Bibel vor, und er erklärt mir dann die vorgelesenen Stellen.«

»Nein, das wird doch mit dem Mädchen immer toller!« sprach Madame St. Clare, indem sie laut aufschrie, aber dabei ihren Unwillen deutlich genug verrieth. Denn die Vertraulichkeit des unschuldigen Kindes mit dem ehrlichen Tom war ihr ein Gräuel. Herr St. Clare trat indes vermittelnd ein. »Tom ist als Bibelerklärer keineswegs zu verachten,« sprach er, »und hat ein ganz richtiges und natürliches Religionsgefühl. Diesen Morgen wollte ich die Pferde früher als gewöhnlich haben und ging, um Tom Bescheid zu sagen, nach seiner Kammer über den Ställen. Und da hörte ich, ehe ich die Thür öffnete, ihn ein Gebet halten, so inbrünstig, so salbungsvoll, wie mir lange nicht vorgekommen ist. Auch gedachte er darin meiner auf das Angelegentlichste.«

»Wahrscheinlich weil er merkte, daß Du ihn bechorchtest,« warf Madame St. Clare ein.

»Wenn er es aus dem Grunde gethan hätte, so würde er sehr thöricht gehandelt haben,« entgegnete Herr St. Clare; »denn er beklagte meinen sündhaften Zustand und flehte zu Gott um meine Bekehrung.«

Tom hatte nämlich sehr wohl erkannt, daß sein Herr bei aller natürlicher Gutmüthigkeit von acht christlichen Tugenden gar wenig besitze, oder doch einen Wandel führe, womit er vor Gott nicht bestehen könne. Besonders aber hatte es ihn tief betrübt, ihn eines Abends stark berauscht von einem Bechgelage heimkehren sehen zu müssen. Denn der arme St. Clare war zwar weit entfernt, über Religionsachen leichtfertig zu denken; vielmehr achtete er das Christenthum überall, wo er es vorfand; nur waren die Gedanken daran seit seiner Zerfallenheit mit sich selbst bei ihm völlig in den Hintergrund getreten; er hatte, um den Schmerz über das verschmerzte Lebensglück zu übertäuben, immerwährend äußere Zerstreungen gesucht, und bei der dadurch schwächer werdenden Selbstbeherrschung war es bisweilen zu Extravaganzen gekommen, an denen er selbst so wenig Gefallen fand, daß er sogar die bescheidenen Vorstellungen, welche Tom ihm dieserhalb zu machen gewagt, dankbar aufgenommen und ihnen Folge zu leisten versprochen hatte. Er hatte Tom seitdem nur um so mehr schätzen gelernt, und Eva durfte sonach frei mit ihm verkehren.

»Onkel Tom,« sagte sie eines Tages zu ihm, nachdem sie ihm wieder aus der Bibel vorgelesen hatte, »seht begreife ich, wie Jesus für uns hat den Tod erleiden können.«

»Und aus welchem Grunde, Fräulein Eva?«

»Weil ich etwas Aehnliches empfunden habe,« gab sie zur Antwort.

»Wie soll ich das verstehen, liebes Fräulein?«

»Ich kann es selbst nicht recht sagen. Aber ich meine, daß wenn ich an jene armen Menschen auf dem Dampfboote denke, wie sie gefesselt waren und in die weite Ferne gebracht wurden, und ihre Mütter, oder Männer, oder ihre Kinder hatten zurücklassen müssen, ohne sie je wieder zu sehen; oder wenn ich an die schreckliche Behandlung denke, welche so manche Sklaven auf benachbarten Pflanzungen erdulden müssen, so habe ich immer das Gefühl, daß ich gern sterben möchte, wenn ich dadurch all' diesem Elende ein Ende machen könnte. Ja, Tom, ich stürbe gern für sie, wenn es sein müßte und ihnen damit geholfen wäre,« setzte das Engelskind mit ernster Miene hinzu, indem sie ihre kleine Hand auf die seinige legte.

Tom traten vor Rührung die Thränen in die Augen und er war im Begriff, etwas zu erwiedern, als Evangeline von ihrer Tante abgerufen wurde.

Tom verlebte auf solche Weise wahrhaft glückliche Tage. Denn sich über das, wovon sein Herz voll war, mittheilen zu können, machte seine größte Freude aus. Und wie hätte er für christliche Wahrheit ein empfänglicheres Gemüth als das der kleinen Evangeline finden können? Sie war ganz Herz und Seele dafür, und bewundernswürdig war zugleich ihr richtiges Gefühl von der Nothwendigkeit, ihnen nicht bloß eine Stelle im Gedächtnisse anzuweisen, sondern sie auch in Anwendung zu bringen. So war sie einst bei ihrer Mutter, als diese grade ihr Schmuckkästchen ordnete. »Sieh hier, Eva,« sprach die Mutter, »diesen Schmuck will ich Dir schenken, wenn Du erwachsen bist und in die Welt trittst. Ich trug ihn auf dem ersten Ball,

dem ich beiwohnte, und ich kann Dir sagen, daß ich großes Aufsehen damit machte.«

Eva nahm den Schmuck in die Hand und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, wie es schien; doch ihre Gedanken weilten bei ganz anderen Dingen.

»Nun, Kind, Du siehst ja so gleichgültig dabei aus!« äußerte die Mutter.

»Sind diese Edelsteine viel Geld werth, Mama?«

»Gewiß sind sie das. Dein Großvater ließ sie aus Frankreich kommen, und es steckt ein kleines Vermögen darin.«

»Ach, dann möchte ich sie schon jetzt haben und damit thun können, was ich wollte,« versetzte Eva.

»Was wolltest Du denn damit thun?«

»Ich würde sie verkaufen und für das Geld einen Platz in den freien Staaten kaufen, dorthin alle unsere Sklaven bringen und sie im Lesen und Schreiben unterrichten lassen,« gab das Kind zur Antwort, verstummte jedoch alsbald bei dem Hohngelächter ihrer Mutter.

»Willst wohl gar auch ein Erziehungsinstitut errichten?« sprach diese spöttisch; »oder Unterricht im Fortepianospiel und in der Sammetmalerei ertheilen lassen?«

»Nein, liebe Mama, ich würde sie ihre Bibel lesen und Briefe schreiben lehren, damit sie an ihre Angehörigen schreiben und die Antworten selbst lesen können,« antwortete Evangeline mit fester Stimme. »Denn ich weiß, wie sehr es sie betrübt, daß sie solche Dinge nicht verstehen. Das ist namentlich bei Tom, wenigstens zum Theil, der Fall und bei so vielen Andern, und es macht mich immer so traurig, wenn ich daran denke.«

»Daß es gut sein, Eva, Du bist noch ein Kind und verstehst davon nichts; zudem verursachst Du mir Kopfschmerzen durch solches Reden,« bemerkte die Mutter, welche stets ihre Kopfschmerzen auf's Tapet brachte, wenn sie Dinge hörte, die ihr nicht zusagten.

Man wird aus diesen wenigen Zügen des liebedürftigen Kindes schon erkennen können, daß sich in ihm ein Sehnen nach einem unbekanntem Etwas regte, ein Sehnen höherer Art, welches sie durch Werke der Liebe am besten stillen zu können glaubte, dem aber, wie der Erfolg zeigte, eine noch tiefere Bedeutung zum Grunde lag. Diese herrliche Pflanze, zu zart für einen irdischen Garten, sollte in einen himmlischen versetzt, die tiefstühlende Kinderseele von Engeln gepflegt und zu einem jenseitigen Wirkungskreise ausgebildet werden. Evangeline's Krankheit, die zu ihrem Tode führte, begann mit einem bedenklichen Husten, dem aber ihre Eltern Anfangs wenig Aufmerksamkeit schenkten, selbst nachdem Ophelia bemerkt gemacht hatte, wie gefährlich er sei. Der Vater wollte eine wirkliche Gefahr bei seinem geliebten Kinde durchaus nicht wahr haben, weil ihn der bloße Gedanke an die Möglichkeit derselben erschreckte; und die Mutter beschäftigte sich mehr mit ihren vermeintlichen Kopfschmerzen und Nervenzufällen, als mit dem wirklichen Husten ihres, ohnehin eigentlich nur pflichtmäßig von ihr geliebten Kindes. Als zuletzt kein Begräbnissen der Gefahr mehr möglich war, wurde freilich augenblicklich alle mögliche ärztliche Hülfe in Anspruch genommen; allein nun war es zu spät, wenn überhaupt der Beistand des Arztes noch von Erfolg hätte sein können. Denn es wies sich aus, daß der Husten der Vorbote einer Auszehrung gewesen war, die bald einen tödlichen Charakter annahm. Evangeline

hatte ein deutliches und bestimmtes Gefühl von der Nähe ihres Todes, während ihr Vater den Gedanken daran noch immer von sich fern zu halten bemüht war und so zu sagen mit Gewalt an der Hoffnung der Genesung festhielt; zumal als die Eigenthümlichkeit der Krankheit mit sich brachte, daß Evangeline nicht immer das Bett zu hüten brachte, sondern häufig auf sein und im Zimmer umhergehen konnte. Daher brachte er ihr eines Tages eine schöne Wachspuppe von einem Gange in der Stadt mit nach Hause und glaubte sie damit recht zu erfreuen. Als er aber ins Zimmer trat, gewahrte er, daß ihre Gesichtszüge wie verklärt ausahen, und obwohl sich dadurch ein um so größerer Liebreiz über ihr Antlitz verbreitet hatte, so drängte sich doch dem besorgten Vaterherzen unwillkürlich die Ahnung auf, daß hierin das Anzeichen eines nahen Todes zu erblicken sein möchte. Doch wollte er sich noch immer das Gegentheil einreden und fragte angelegentlich: »Meine Eva sag' mir, fühlst Du Dich nicht heute wohler?«

»Höre, lieber Papa,« sprach Evangeline mit einer gewissen Feierlichkeit, »ich habe Dir schon längst etwas sagen wollen, und will es Dir jetzt sagen, bevor es schlimmer mit mir wird.«

St. Clare zitterte in banger Erwartung und Spannung, als Evangeline bei diesen Worten sich ihm auf den Schooß setzte, und zutraulich fortfuhr:

»Ich darf es nicht mehr für mich behalten; denn die Zeit meiner Trennung von Dir ist gekommen. Ja, ich werde Dich bald auf immer verlassen!« setzte sie schluchzend hinzu.

»Ach, herzensliebe Eva, sprich doch so etwas nicht!« rief ihr Vater mit bewegter Stimme aus; »solchen traurigen Gedanken darfst Du nicht nachgehen; und gewiß ist nur

dein Körperzustand Schuld, daß sie in Dir aufgestiegen sind. Sieh hier, welche schöne Wachspuppe ich Dir mitgebracht habe!«

»Rein, lieber Papa,« entgegnete Eva, indem sie die Puppe sanft bei Seite schob, »täusche Dich nicht selbst! Ich bin nicht wohler, sondern fühle es deutlich, daß ich nicht mehr lange leben werde. Mein Körperzustand hat mir diesen Gedanken nicht eingelöst. Wäre es nicht deinetwegen und um Anderer willen, die mich lieb haben, so würde ich mich vollkommen glücklich fühlen; denn ich freue mich auf den Tod und sehne mich nach ihm.«

»Aber, bestes Kind, was hat dein kleines Herz so trübe gestimmt? Hast Du nicht alles gehabt, was Dich erfreuen konnte, und was im Bereiche der Möglichkeit war, Dir zu gewähren?«

»Und doch möchte ich lieber im Himmel sein, und nur deinet- und der Uebrigen wegen noch länger am Leben bleiben. Hier gibt es so viele Dinge, die mich betrübt machen und mir schrecklich sind. Ich möchte lieber dort oben sein, und doch wiederum mich nicht von Dir trennen — denn dies bricht mir fast das Herz.«

»Was macht Dich so betrübt, Eva, und was ist Dir schrecklich?«

»Ach, das sind Dinge, die mir täglich vor Augen stehen, und sich doch nicht so im Einzelnen alle sagen lassen. Ich bin betrübt wegen unserer Sklaven; sie lieben mich herzlich und sie alle sind so gut und freundlich gegen mich. Ich wünschte nun, lieber Papa, daß sie alle frei würden.«

»Wie, mein bestes Kind, meinst Du denn nicht, daß sie es gut bei mir haben?«

»O, das wohl; aber, Herzenspapa, es könnte doch möglich sein, daß Dir irgend etwas zustieße, und was würde dann aus ihnen werden? Nur wenige Menschen sind wie Du gesinnt. Onkel Alfred gleicht Dir nicht, und Mama ebenfalls nicht; und dann bedenke, wie entsetzlich unsere Nachbarn ihre Sklaven behandeln.«

»Ich wollte, Du hättest davon nichts gehört, liebe Eva, dann griffe es Dich nicht so an.«

»Aber, Papa, weshalb sollte es mir verheimlicht werden? Du möchtest mich immer vergnügt sehen, mir nie ein böses Wort sagen, mir nichts Unangenehmes zufügen, mich nicht einmal etwas Unangenehmes hören lassen, und mittlerweile haben andere arme Geschöpfe ihr ganzes Leben hindurch nichts als Jammer und Elend zu ertragen. Das scheint mir unrecht, und ich begreife nicht, weshalb ich fremde Leiden nicht wenigstens in so weit mittragen sollte, daß ich sie mir zu Herzen nehme, wie ich immer gethan habe? Sollte es denn gar nicht möglich sein, lieber Papa, daß alle Sklaven ihre Freiheit erhalten?«

»Das würde sehr schwer halten, theures Kind. Ich selbst gestehe, daß ich das ganze Sklavenwesen als ein arges Uebel betrachte, und viele Andere sind mit mir derselben Ansicht; daher wünschte ich von Herzen, daß es keinen einzigen Sklaven mehr im Lande gäbe: aber bei alle dem wüßte ich nicht, wie das möglich gemacht werden könnte.«

»Papa, Du bist so gut und so edel und so großmüthig, und Du weißt immer Dinge zu sagen, die so angenehm sind: könntest Du denn nicht überall umhergehen und die Leute zur Freigebung ihrer Sklaven bereden? Wenn ich todt bin, lieber Papa, dann wirfst Du Dich dieser Bitte erinnern und

sie gewiß erfüllen. Nicht wahr? Ich thäte es gern selbst, wenn ich könnte.“

»Wenn Du todt bist, Eva?“ rief St. Clare in verzweifelungsvollem Ton. »Ach, Kind, sprich doch dieses schreckliche Wort nicht aus! Du bist ja mein Ein und Alles auf Erden!“

»Der armen, alten Brue's Kind war ebenfalls ihr Alles, was sie auf der Welt hatte, und doch mußte sie es schreien und jammern hören, ohne ihm helfen zu können. Siehst Du, Papa, diese armen Menschen lieben ihre Kinder eben so sehr, wie Du mich liebst. Ach, thue doch etwas für sie! Eben so sehnt sich die arme Mammy so unbeschreiblich nach ihren Kindern, von denen sie getrennt ist, und weint jedesmal, wenn auf sie die Rede kommt. Und wie ungemein liebt nicht Tom seine Kinder! Ist es nicht entsetzlich, Papa, daß solche Dinge vorkommen können und Kinder gewaltsam von ihren Eltern getrennt werden?“

»Ach, Herzenskind, beruhige Dich und sprich nur nicht mehr vom Sterben, und ich will gern alles thun, was Du wünschest.“

»Und vor Allem, bester Vater, versprich mir auch, daß Tom seine Freiheit erhalten soll, wenn ich,“ — sie stockte, und setzte dann leise hinzu, — »nicht mehr bin.“

»Ja, gern will ich das thun, und überhaupt Alles, was Du von mir verlangst, — nur stirb mir nicht!“

»Lieber Papa,“ sprach das Kind, indem es die brennende Wange an die seinige legte, »wie sehr wünschte ich, wir könnten zusammen gehen!“

»Wohin denn, liebe Eva?“

»Zu unserem Heilande! O, bei dem ist es so schön,

so lieblich, so anmuthig!« Das Kind sprach davon wie von einem Orte, wo es schon oftmals gewesen. »Möchtest Du nicht mit mir dahin, Papa?« setzte sie hinzu.

St. Clare preßte sie mit Innigkeit an sich, und schwieg.

»Du wirst zu mir kommen, ich weiß es,« sprach das Kind in einem ruhigen, aber bestimmten Tone, als hätte es ein Vorgefühl von dem gehabt, was nur zu bald erfolgen sollte.

Denn Evangeline weilte nicht lange mehr hier auf Erden. Ihr Vater war seitdem wie ein Träumender und der Schmerz über den Verlust des geliebten Kindes machte ihn unempfindlich für alle andere Eindrücke und für Alles, was um ihn her vorging. Nur das dem Kinde gegebene Versprechen blieb ihm heilig, und er that alsbald die erforderlichen Schritte zu Tom's Freilassung. Schon war der Tag hierzu festgesetzt, und es fehlte nur noch die gerichtliche Form, als am Abend zuvor St. Clare halbtodt nach Hause getragen wurde. Er war, um seinen Notar zu sprechen, in ein Kaffeehaus gegangen; dort war zwischen zwei Gästen Streit entstanden, der, wie solches in Louisiana häufig der Fall ist, in blutige Thätlichkeiten ausartete, und St. Clare, der mit mehreren Anderen die Streitenden auseinander zu bringen gesucht, hatte von einem derselben einen Stich in den Leib erhalten. Die Wunde war tödtlich, St. Clare lag die ganze Nacht bewusstlos, und that am folgenden Morgen seinen letzten Athemzug!

Seine nunmehrige Witwe blieb sich auch jetzt ihrem Charakter treu. Sie zollte ihrem Gatten einige Thränen, und legte augenblicklich die tiefste Trauer an; aber die Leiche stand noch über der Erde, als sie bereits eine junge Scla-

davon wie von
»Möchtest Du
zu.

sch, und schwieg.
es, « sprach das
Tone, als hätte
zu bald erfolgen

mehr hier auf
Träumender und
n Kindes machte
rückte und für Al-
dem Kinde gege-
that alsbald die
Schon war der
noch die gericht-
are Halbtocht nach
en Notar zu spre-
war zwischen zwei
in Louisiana häu-
n ausartete, und
Streitenden aus-
einem derselben
unde war tödtlich
und that am sel-

auch jetzt ihrem
einige Thränen,
an; aber die Leiche
eine junge Scla-

vin, welche bei ihr die Dienste eines Kammermädchens ver-
sah, wegen eines unbedeutenden Vergehens zum Sclaven-
auspeitscher schickte, und ihr fünfzehn Peitschenhiebe geben
ließ! Auf Tom's Freigebung ließ sie sich nicht ein, sondern
benutzte den Mangel der noch fehlenden geringen Höflich-
keit, um den ihr wohlbekannten Entschluß ihres verstorbe-
nen Gatten rückgängig zu machen. Gleich am Tage nach Be-
stattung der Leiche ließ sie ihres verstorbenen Mannes Ge-
richtsanwalt kommen, und bevollmächtigte ihn zur Verwal-
tung der St. Clareschen Plantagen und zum Verlaufe der
im Hause befindlichen Sclaven. Sie selbst war nach ihrem
elterlichen Hause sich zurückzuziehen entschlossen.

Damit hatten Tom's heitere Tage ein Ende, und es
begannen nunmehr für ihn sehr schlimme, die erst jenseits
wieder in freundliche sich umgestalten sollten. Fräulein
Dyphelia's Fürsprache für ihn bei Madame St. Clare war
völlig fruchtlos geblieben, und ob ihr an Madame Shelby
wegen seiner Loskaufung gerichtetes Schreiben Erfolg haben
werde, konnte nicht mehr abgewartet werden. Denn schon
an einem der nächsten Tage wurde das ganze St. Claresche
Sclavenpersonal (mit Ausnahme von zwei Sclavinnen, welche
Madame St. Clare bei sich behielt) nach dem in Neuorleans
befindlichen großen Sclaven-Verkaufslokale gebracht, und
dort bis zur nächsten Auction eingesperrt.

Neuntes Capitel.

Die schlimmen Tage.

Unter den am Auctionstage zum Verkaufe ausgestellten Slaven befand sich auch eine Quaterone *) mit ihrer achtzehnjährigen Tochter. Beide hatten einer höchst achtbaren, frommen Dame in Neuorleans gehört, und bei derselben nicht nur der liebevollsten Behandlung, sondern auch einer angemessenen Ausbildung in weiblichen Handarbeiten, Lesen, Schreiben und Religionswahrheiten sich zu erfreuen gehabt. Jedoch der einzige Sohn und Erbe der Dame hatte das mütterliche Vermögen in kurzer Zeit durchgebracht, worauf der Conkurs eröffnet und das Slavenpersonal mit den liegenden Gründen zum öffentlichen Verkaufe gestellt worden war.

Emmeline, so hieß die Tochter der Quaterone, war in dem Hause jener Dame geboren und von ihr in eben der Art, als wäre sie eine Freie gewesen, erzogen worden. Sie wußte demnach kaum, was ein Slavenverhältniß sei, und auch ihre Mutter Susanna hatte wenigstens die schlimme Seite desselben nie erfahren. Um so schrecklicher war Beiden das ihnen gewordene traurige Loos des Verkaufes in öffentlicher Auction, und noch schrecklicher die Wahrscheinlichkeit, abgesondert verkauft, und so, wie gewöhnlich, auf immer von einander getrennt zu werden.

Und so geschah es. Susanna wurde zuerst ausgerufen,

*) Ueber die Bedeutung dieses Ausdruckses s. Cap. 1.

und von einem freundlichen, schon etwas bejahrten Herrn erstanden, der ihre flehentliche Bitte g.r.n erfüllt, und auch ihre Tochter gekauft haben würde, wenn diese, ein sehr schönes Mädchen, nicht von mehreren Wüßlingen zu einem so hohen Angebote hinauf getrieben worden wäre, daß seine Geldmittel dazu lange nicht ausreichten. Endlich wurde Emmeline einem Pflanze zugeschlagen, der außer ihr Tom und zwei andere Neger in dieser Auction erstand. Nur die früh- und lebendig aufgefassten Lehren des Christenthums bewahrten Mutter und Tochter vor der Verzweiflung, obwohl ihnen bei dem Abschiede, den sie von einander nahmen, fast das Herz brechen wollte.

Der Pflanze, ein Mann von gigantischem Körperbau, und in seinen Manieren die personifizierte Rohheit, nannte sich *Legree*, und hatte seine Plantage im Innern von Louisiana, unweit des Rothen Flusses. Er stammte aus Neu-England, und war in seiner Jugend von seiner frommen Mutter zur Gottseligkeit angeleitet worden; die guten Eindrücke, die er damals erhalten, hatten aber ihre Kraft bei ihm verloren, seitdem er sich einem unordentlichen Lebenswandel ergeben, und zuletzt sogar, zur Zeit des Kampfes zwischen Spanien und dessen seeländisch-amerikanischen Colonien, Seeräuberei getrieben, und die ganze Wildheit und Brutalität der Piraten sich angeeignet hatte. Selbst seine Mutter hatte er darüber vergessen, und als ihm die Nachricht von ihrem Tode, nebst einer Locke von ihrem Haar, überbracht worden war, hatte er das Andenken an Die, die ihn geboren, und trotz seiner Verirrungen stets mit größter Bärtlichkeit geliebt hatte, verhöhnt, und die mütterliche Haarlocke ins Feuer geworfen! Durch sein Seeräubergewerbe in den Besitz beträchtlicher Geldmittel gelangt, hatte er jene

Pflanzung in Louisiana angekauft, wo er fern von allen gebildeten Kreisen auf die Erzielung reicher Baumwollenernten, und auf die Befriedigung seiner wilden Lüste und Begierden bedacht war. In der Behandlung seiner Sklaven zeigte er sich als einen der furchtbarsten Tyrannen der ganzen Umgegend; von früh Morgens bis spät Abends mußten sie fast ununterbrochen arbeiten, selbst den Sonntag nicht ausgenommen; dabei waren die Nahrungsmittel ihnen sehr spärlich zugemessen; fehlte Abends das Geringste an dem bestimmten Lagerwerke, so erfolgte augenblicklich eine Auspeitschung bis auf's Blut; eben so streng wurde ein schüchternes Wort, welches irgend als Gegenrede gedeutet werden konnte, bestraft, und ruhte auf einem Sklaven gar der Verdacht eines Fluchtversuches, so warteten noch andere Strafen auf ihn. Zu diesen gehörten unter anderen, daß er an einen Baum festgebunden und rund um ihn her ein Feuer angezündet wurde, so daß er die entsetzlichsten Qualen auszustehen hatte, von denen er erst, nachdem er halb gebraten war, befreit wurde. Denn einen Sklaven völlig zu Tode martern zu lassen, davon wurde Legree durch den Eigennutz zurückgehalten; es sei denn, daß der Sklave den Kaufpreis, Kapital und Zinsen zusammengerechnet, durch den Ertrag seiner Arbeit bereits reichlich wieder eingebracht hatte. In solchen Fällen ließ der Unmensch ihn ohne Bedenken daraufgehen, und verwendete das Kapital auf den Ankauf eines neuen Sklaven, von dem er eine bessere Verzinsung erwarten konnte. Die von den Gesetzen auf die absichtliche Tödtung eines Sklaven gesetzte Strafe fürchtete er nicht, weil er sehr wohl wußte, daß die Gerichte nur dann einschreiten würden, wenn Beweise gegen ihn vorlägen; und an diesen eben fehlte es immer. Denn außer ihm befand sich

fein freier
Sklaven ha-
felt. Das
Erden vorfa-
ten, und au-
eine Klucht
liche. Legree
dem einen
zu täuschen
kommen, f
sehr einget
ren. Und
Legree auf
zwei Sklav
aber wo w
dem sie w
schmelzsch
ten, und
teiten, bloß
So of
ihnen seine
sie die harte
einen ungefä
und der Beh
keit sich an
lich seiner
ihn für sehr
er hatte Ke
auf Redlich
ichigen Auf
recht, grade
Dafel Tom

kein freier Weiser auf der Plantage, und das Zeugniß eines
 Sklaven hat nach nordamerikanischen Gesezen keine Gültig-
 keit. Daß den Sklaven seine Plantage wie eine Hölle auf
 Erden vorkam, und daß sie sich stündlich von dort fortseh-
 ten, und auf ein Entkommen sann, ist begreiflich. Allein
 eine Flucht von diesem Qualorte grenzte fast an Unmög-
 liche. Legree paßte ihnen zu scharf auf, und selbst wenn es
 dem einen oder andern gelungen wäre, seine Wachsamkeit
 zu täuschen und für den ersten Augenblick glücklich zu ent-
 kommen, so waren doch seine Hunde auf die Sklavensagd zu
 sehr eingeübt, um den Flüchtling nicht alsbald aufzuspü-
 ren. Und dann harrte seiner ein schreckliches Loos! War
 Legree auf einige Zeit abwesend, so vertraten seine Stelle
 zwei Sklavenaufseher, welche freilich ebenfalls Sklaven,
 aber wo möglich noch schlimmer als ihr Herr waren, vor
 dem sie wie im Staube krochen, und um sich bei ihm einzu-
 schmeln, die übrigen Sklaven auf's Aergste mißhandel-
 ten, und ihnen obendrein nicht selten Vergewaltigungen andich-
 teten, bloß um ihr Strafsamt ausüben zu können.

So oft Legree Sklaven gekauft hatte, war sein Erstes,
 ihnen seine schweren Häufte zu zeigen, bisweilen auch wohl
 sie die harten Knöchel derselben fühlen zu lassen, damit sie
 einen ungefähren Begriff bekämen von seiner Körperstärke
 und der Behandlung, der sie bei der mindesten Widersegh-
 keit sich aussetzen würden. Unsern Tom hatte er hauptfäch-
 lich seiner stattlichen Figur wegen gekauft und weil er
 ihn für sehr geeignet zu einem Sklavenaufseher hielt. Denn
 er hatte Kennerblick genug, um aus Tom's Gesichtszügen
 auf Redlichkeit und Treue zu schließen; und den beiden
 jetzigen Aufsehern, Sambo und Quimbo, traute er nicht
 recht, grade ihrer Augenbrenerei wegen. Nur wurde er

Duſel Tom's Hütte.

in seinem Entschlus, ihn an deren Stelle sogleich zu sehen, wandend, als er unter Tom's Sachen ein Andachtsbuch fand. Vom Christenthum nämlich wollte er nichts wissen, seitdem er sich, so zu sagen, dem Teufel übergeben hatte; und es erging ihm, wie überhaupt den Gottesläugnern, welche Alles hassen, was sie irgend daran erinnert, daß es zahlreiche Menschen gibt, die an Gottes Dasein fest glauben und ihm treu zu dienen bemüht sind. Legree machte die Entdeckung mit dem Buche am Bord des Dampfsschiffes, welches ihn mit den eingekauften Slaven den Rothen Fluß hinauf brachte. Er hatte gesehen, daß Tom einen Koffer bei sich hatte, mit Kleidungsstücken angefüllt, die ihm von Herrn St. Clare nach und nach geschenkt worden waren; und dies war für ihn, der seinen Slaven kaum das Allernothwendigste gönnte, etwas Unerhörtes. Die saubern Kleider und die gewichsten Stiefel, welche Tom trug, mußte er sofort ablegen und dafür einen alten Kittel und plumpe Holzschuhe anziehen; und mit jenen und Tom's übrigen Kleidungsstücken, namentlich auch mit seinen reinlichen Hemden hielt Legree dann eine förmliche Auction und ließ nicht eher nach, als bis jedes Stück an die Schiffsmannschaft verkauft war. Das Andachtsbuch warf er über Bord. Tom ließ sich dies alles, wie auch das Hohngelächter seines Herrn, in stiller Demuth gefallen, und war nur froh, daß seine liebe Bibel ihm geblieben war, welche Legree zum Glück übersehen hatte.

Es bedurfte für Tom nur kurzer Zeit, um sich mit seinen Arbeiten und Verrichtungen auf der Plantage vertraut zu machen. Er war geschickt und tüchtig in Allem, was er vornahm, und sowohl aus Gewohnheit wie aus Grundsatz pünktlich und thätig. Ruhig und still in seinem ganzen

Wesen
Theil
Zam
zubew
da rech
hatte,
higer
häng

halb
züglic
unge
zunäch
sobann
jeder
hart
über
Witt
venau
allen
da Leg
licher
zuverl
köunte
se in
und
passen
zum
seinem
Frauen

Wesen, hoffte er durch rastlosen Fleiß wenigstens einen Theil der Uebel seiner Lage von sich abzuwenden. Er sah Jammer und Elend genug um sich her, die ihn tief niederzubeugen geeignet waren; allein sein Glaube an Den, der da recht richtet und ihn bisher nicht verlassen noch versäumt hatte, hielt ihn aufrecht, und er war entschlossen, mit ruhiger Ergebung Alles zu tragen, was Gott über ihn verhängen würde.

Legree, der Tom im Stillen beobachtete, erkannte bald seine ganze Brauchbarkeit und daß er einer der vorzüglichsten Arbeiter war, die er je gesehen hatte. Dessenungeachtet hegte er einen geheimen Widerwillen gegen ihn, zunächst und vornehmlich, weil Tom ein Christ war, und sodann weil derselbe seine christlichen Gesinnungen auch bei jeder Gelegenheit bethätigte. Wenn Legree einen der Sklaven hart anfuhr oder ihm gar mit seiner Reitpeitsche einen Hieb über's Gesicht gab, so merkte er recht gut, daß Tom vom Mitleid tief ergriffen wurde; und einen mitleidigen Sklavenaufseher konnte er nicht brauchen. Ein solcher mußte vor allen Dingen gefühllos und unerbittlich streng sein; und da Legree andererseits überzeugt war, daß er bei gelegentlicher Abwesenheit von der Plantage keinen treueren und zuverlässigern Wächter und Verwalter als Tom zurücklassen könnte, so beschloß er, durch alle mögliche Mittel, Tom nach seinem Sinn zuzustutzen und zu diesem Ende Christenthum und Mitleid von ihm auszutreiben. Schon bei der nächsten passenden Gelegenheit wollte er damit den Anfang machen.

Wenige Tage darauf, als die Sklaven früh Morgens zum Einsammeln der Baumwolle gingen, bemerkte Tom zu seinem Erstaunen darunter ein sehr anständig gekleidetes Frauenzimmer, welches gleich den übrigen den Korb auf

dem Rücken trug und also offenbar mitarbeiten wollte. Sie hatte eine hohe, stattliche Figur, kleine Füße, zarte Hände und einen höchst ausdrucksvollen Blick. Sie schien hoch in den Dreißigern zu sein; ihre Gesichtszüge verriethen Spuren großer Schönheit und auf ihrer hohen Stirn prägten sich Stolz und Selbstgefühl aus, obwohl die tiefen Runzeln auf derselben auf mannichfaltige Schicksale und Wechselfälle in ihrem Leben schließen ließen. Tom hatte sie zuvor noch nicht gesehen, aber da er immer in der Umgebung gebildeter Menschen gewesen war, so erkannte er bald, daß auch sie zu dieser Klasse gehören müsse. Wir werden ihre Lebensgeschichte bald erfahren und hier vorläufig nur bemerken, daß sie Cassy hieß und schon mehrere Jahre auf der Plantage gewesen war. Ueber Legree übte sie eine Herrschaft aus, die Jeden, der ihn kannte, in Verwunderung setzen mußte, und doch bei ihrem gebieterischen und imponirenden Wesen leicht zu erklären war. Fälle der Art sind ja ohnehin nicht selten. Denn wie viele, selbst hochgestellte Männer gibt es nicht, welche als arge Tyrannen und Wütheriche gegen ihre Untergebenen sich bezeigen und dagegen mit slavischer Unterwürfigkeit vor einem Weibe sich beugen, welches die Kunst zu herrschen und zu imponiren versteht. Legree, obwohl ein Barbar gegen seine Sklaven, wagte dennoch nie in ähnlicher Art gegen Cassy zu verfahren, obwohl auch sie in äußerem Sklavenverhältniß zu ihm stand und sie ihn obendrein oft bis zur Wuth reizte. Nur dieses eine Mal hatte er die Kraft über sich zu gewinnen vermocht, um ihr die Mitarbeit beim Baumwollen-Pflücken als Strafe aufzuerlegen, würde aber augenblicklich seinen Ausspruch zurückgenommen haben, wenn sie ihm nur ein einziges gutes Wort gegeben hätte. Allein dazu war sie zu stolz.

Sie stellte sich neben Tom auf und verrichtete ihre Arbeit mit einer Behendigkeit, als wenn sie ihr Lebenlang stets nur Baumwolle gepflückt hätte und Tom sich nicht genug darüber wundern konnte. Die zur Aufnahme der Baumwolle bestimmten Körbe waren sehr groß und jeder derselben mußte Abends nicht nur bis an den Rand gefüllt sein, sondern auch ein festgesetztes Gewicht haben. Legree selbst überwachte das Wiegen, und bei weissen Korb das Geringste fehlte, erhielt Peitschenhiebe.

Tom wußte dies, und da er bemerkte, daß eine alte Negerin, Namens Lucie, bei ihrer Kränklichkeit mit dem Einsammeln nur langsam vorschritt und demnach vorauszu-sehen war, daß sie am Abend das erforderliche Gewicht nicht beisammen haben werde, so that er aus Mitleid mehrmals Baumwolle aus seinem Korbe in den ihrigen. Sie staunte über diesen, ihr noch nie vorgekommenen Liebedienst, und wehrte ihm Anfangs, weil sie meinte, er könne sich dadurch selbst Unannehmlichkeiten bereiten. Allein Tom versicherte, er werde dessenungeachtet schon sein Tagewerk zu Stande bringen. Dies würde jedoch kaum gelungen sein, wenn Cassy, welche die Scene beobachtet hatte, ihm die fortgegebene Baumwolle nicht vollständig wieder ersetzt hätte. »Ihr wißt nicht, wie es hier zugeht,« sagte sie zu ihm, »sonst würdet Ihr das nicht gethan haben. Seid nur erst einen Monat hier, und dann werdet Ihr sicher Niemandem mehr helfen, sondern froh sein, wenn Ihr selbst mit heiler Haut davon kommt.«

Uebrigens war dies alles dem einen Clavenaufseher, Sambo, nicht entgangen. Stürmisch kam er heran, gab Tom einen Hieb ins Gesicht, weil er an der armen Lucie

Mitleid geübt, und gab dieser einen Fußtritt, weil sie nicht schnell genug arbeitete. Die Unglückliche, die schon vorher vor Schwäche kaum hatte aufrecht stehen können, fiel jetzt vollends in Ohnmacht. Allein Sambo wußte sie bald wieder zu sich selbst zu bringen. Er nahm eine große Stecknadel und stieß ihr dieselbe bis an den Knopf ins Fleisch. Sie schrie laut auf und richtete sich vor Schmerz unwillkürlich empor. »Siehst du, du altes Vieh, daß das besser hilft als Salmiakgeist!« schrie Sambo sie an, der hierauf sein Strafrecht auch an Cassy ausüben wollte. Allein mit funkelnden Blicken, aus denen Stolz und Born gleich furchtbar leuchteten, und in einer majestätischen Haltung trat sie ihm entgegen mit den Worten: »Hund! wage es nur, mich anzurühren! Ich habe noch Macht genug, dich von den Hunden zerreißen, lebendig verbrennen, in Stücke zerhauen zu lassen: es kostet mir nur ein einziges Wort!« Der feige Slave stotterte einige Worte der Entschuldigung und schlich sich furchtsam fort.

Um sich für diese Demüthigung einigermaßen zu entschädigen, unterließ er nicht, seinen Herrn von Lucie's langsamer Arbeit und der Hülfe, die sie von Tom erhalten, zu benachrichtigen. Legree freute sich, nunmehr eine Gelegenheit zu haben, um an Tom zu kommen und seinen Bearbeitungsplan bei ihm in Ausführung bringen zu können. Als daher Abends in seiner Gegenwart die Körbe gewogen wurden, fand er allerdings zu seinem Aerger, daß auch Lucie's Korb volles Gewicht hatte; allein er erklärte geradezu, das sei nicht der Fall, und befahl ihr zu bleiben, um ihre Strafe zu empfangen. Hierauf wendete er sich an Tom mit den Worten: »Du weißt, Tom, daß ich dich nicht für die gewöhnliche Arbeit gekauft, sondern zum Scla-

verausseher ba
an und peinig
»Ach,
mich damit,
gehen und
rein unmögl

»Wer
die ich dir
hättest!«
griff und
hervorbräu

»Du
auch nun m

»Ja,
Tom, ind

»Ich will
so lange
Sie jetzt
und werde

Die a
in ihren
Legree vor
Werte finde

»Wie
ich dir
von euch
Unrecht den
mal einen
du seist? G
ner Verweg

venaufseher bestimmt habe. Also fange jetzt gleich dein Amt an und peitsche diese Person aus.“

„Ach, lieber Herr, ich bitte dringend, verschonen Sie mich damit,“ erwiderte Tom: „ich habe so etwas nie gethan und kann es beim besten Willen nicht; es ist mir rein unmöglich!“

„Warte, ich will dich bald lehren, Dinge zu thun, die ich dir befehle, und wenn du sie auch nie zuvor gethan hättest!“ sprach Legree, indem er einen Ochsenziemer ergriff und Tom damit über das Gesicht hieb, daß das Blut hervorräufelte.

„Da hast du dein Theil!“ fügte er hinzu. „Willst du auch nun noch sagen, daß du es nicht thun könntest?“

„Ja, Herr, ich kann es wirklich nicht,“ antwortete Tom, indem er sich das Blut aus dem Gesichte wischte.

„Ich will freudig und gern Tag und Nacht arbeiten, und so lange noch ein Lebensfunken in mir ist: allein das, was Sie jetzt von mir verlangen, halte ich für unrecht und kann und werde es daher nimmermehr thun.“

Die anwesenden übrigen Sklaven erschrakten über diese, in ihren Augen unerhört verwegene Sprache. Auch konnte Legree vor Born und Staunen eine geraume Weile keine Worte finden, um seiner Wuth Lust zu machen.

„Wie! du schwarzer Hund, erfrest dich, das, was ich dir befehle, für unrecht zu erklären! wie kann einer von euch Viehzeug auch nur im Entferntesten an Recht oder Unrecht denken wollen! Ich werde aber dem ein für allemal einen Kiesel vorschieben. Was denkst du denn, was du seilst? Hältst du dich vielleicht für meines Gleichen in deiner Verwegenheit, um deinem eigenen Herrn zu sagen, was

recht und was nicht recht sei? Also du hältst es für unrecht, das Mensch da zu peitschen?»

»Ja, Herr!« sprach Tom mit unerschütterlicher Beständigkeit, obwohl in sanftem Ton, »die arme Person ist krank und schwach, und es wäre ja wahrhaft grausam, sie dieserhalb zu züchtigen, zumal sie ja ihre volle Arbeit geliefert hat. Lieber Herr, wollen Sie mich tödten, so tödten Sie mich; aber irgend einen meiner Mitsklaven züchtigen, das werde ich nie thun; lieber will ich sterben!«

Jetzt erreichte Legree's Wuth den höchsten Grad, und in ein krampfhaftes Hohngelächter ausbrechend, befahl er alsbald seinen beiden Henkersknechten, Tom so lange zu peitschen, bis er auf Wochen genug haben werde. Mit teuflischer Schadenfreude vollzogen sie seinen Befehl.

Es war spät in der Nacht. Tom lag ächzend und blutend auf seinem elenden Lager. Er litt entsetzliche Schmerzen, die noch obendrein durch Moskitostiche und einen brennenden Durst ungemein vermehrt wurden. Niemand war um ihn, der ihm hätte Beistand leisten können, und er selbst war außer Stande, auch nur einen Schritt weit sich fortzubewegen, um wenigstens den peinigenden Durst zu stillen.

»O, barmherziger Gott! Siehe gnädiglich herab auf mich Glenden und hilf mir! Hilf mir siegreich kämpfen auch wider dieses Ungemach!« betete er in seinem Körperleiden.

Da öffnete sich plötzlich die Thür und eine weibliche Gestalt mit einer brennenden Laterne in der Hand trat herein.

»Wer bist du?« rief Tom mit schwacher Stimme.

»Um
fürch

Waffen
empor
fieberh

»
schon
Mal,
in ei

dem a

eine e
könnt
hingz
feuch
verfu

war,
aber a
Binder

Masse
solcher
Mittel
Baum

neben
theilne
Worte

»
hilft zu

»Um Gottes Barmherzigkeit willen gib mir Wasser, meinen fürchtbaren Durst zu löschen.«

Es war Cassy. Sie setzte ihre Laterne nieder, goß Wasser aus einer Flasche in ein Glas, richtete Tom's Haupt empor und gab ihm zu trinken. Tom trank drei Gläser mit fieberhafter Hast.

»Trinkt so viel Ihr wollt,« sprach sie; »ich wußte schon, wie es kommen würde. Denn es ist nicht das erste Mal, daß ich in der Nacht aufgestanden bin und Leuten in eurem Zustande zu trinken gebracht habe.«

»Danke bestens, liebes Fräulein,« sagte Tom, nachdem er sich gelabt hatte.

»Nenn mich nicht Fräulein: ich bin nichts weiter als eine elende Sclavin, und stehe noch tiefer als Ihr je stehen könnt,« versetzte sie mit Bitterkeit. »Aber jetzt,« fügte sie hinzu, indem sie zur Thür ging und einen mit kalt angefeuchteter Leinwand bedeckten Strohsack hereinzog, »jetzt versucht, armer Mann, Euch hierauf zu wälzen.«

Es währte eine geraume Weile, bevor Tom im Stande war, der freundlichen Weisung Folge zu leisten; sobald er aber auf dem Strohsack lag, fühlte er alsbald eine große Linderung in seinen brennenden Wunden durch die kühle Mäße; und noch mehr spürte er sie, nachdem Cassy, die in solchen Fällen Erfahrung besaß, noch einige andere kühlende Mittel angewendet hatte. Sie legte dann noch ein Bündel Baumwolle als Kopfkissen ihm unter, und setzte sich hierauf neben ihn. Eine Zeitlang betrachtete sie ihn schweigend, mit theilnehmenden Blicken, bis sie endlich ihren Gedanken Worte verlieh.

»Es hilft zu nichts, armer Mann,« sprach sie, »es hilft zu nichts, daß Ihr thut, was Ihr heute gethan habt.

Ihr habt als ein braver Mann gehandelt, und Ihr hattet das Recht auf eurer Seite. Allein das alles ist vergebens, und Ihr richtet damit nie etwas aus. Ihr seid in des Teufels Krallen; er ist der stärkste Theil, und Ihr müßt nachgeben.»

Nachgeben! hatte nicht vorhin mitten in seinen Körperschmerzen und in Augenblicken der Schwachheit des Versuchers Stimme ihm Aehnliches zugerufen? Tom erschrak; denn Cassy kam ihm in diesem Momente wie eine Abgeordnete eben dieses Versuchers vor.

»O, Herr, Herr!« seufzte er, »wie kann ich nachgeben?«

»Den Herrn anzurufen, fruchtet nichts — er erhört kein Gebet,« äußerte Cassy mit eisiger Kälte. »Ich glaube überhaupt nicht, daß es einen Gott gibt, und wenn auch, so nimmt er doch Partei gegen uns. Alles ist gegen uns, Himmel und Erde. Alles treibt uns fort in die Hölle. Und was sollte uns auch davon zurückhalten?«

Tom schloß seine Augen und schauderte zusammen bei diesen gotteslästerlichen Worten.

»Ich sehe,« fuhr sie fort, »Ihr wißt nichts von dem was hier vorgeht: ich aber weiß es. Ich bin hier fünf Jahre gewesen und Beibes, Leib und Seele, unter der Gewalt dieses Mannes. Ich hasse ihn wie den Teufel selbst. Ihr seid hier auf einer einsamen Plantage, mehrere Meilen von jeder andern entfernt und mitten zwischen öden Sümpfen; außer jenem ist kein Weißer hier, folglich könnte Niemand bezeugen, ob Ihr lebendig verbrannt, ob ihr geschunden, in Stücke gehauen, von den Hunden zerrissen oder aufgehängt und zu Tode gepeitscht worden wäret. Hier gibt es kein göttliches oder menschliches Gesetz, welches Euch oder irgend einem unter uns vom geringsten Nutzen sein könnte.

Und dieser
Erden,
das, was
zählen woll
und die B
hilft nichts
eine sorgfä
Himmel,
diese fünf
meines Leb
hat er ein
den Kinder
sie sagt, ih
und sie hat
ihr!« Und
daß es in

Tom
den Augen

»Und
eure Misseth
bei der ersten
Sie alle sind
nur irgend
geringsten,
bleiben.«

»Die at
so grausam
Umständen an
werden! Mein
— Weib, Ki
und er würde

Und dieser Mensch! ha, es läßt sich nichts erdenken auf Erden, was er nicht zu thun fähig wäre! Wenn ich alles das, was ich hier mit angesehen und erfahren habe, erzählen wollte, so würden Euch die Haare zu Berge steigen und die Zähne klappern vor Entsetzen. Aber Widerstand hilft nichts. Habe ich verlangt, bei ihm zu sein? Ich habe eine sorgfältige Erziehung genossen, — aber er? Gott im Himmel, was war er und was ist er? Und doch habe ich diese fünf Jahre bei ihm zugebracht und jeden Augenblick meines Lebens verflucht, bei Tage und bei Nacht! Und jetzt hat er eine neue mitgebracht, — ein junges Ding, kaum den Kinderjahren entwachsen. Sie ist fromm erzogen, wie sie sagt, ihre gute Herrin hat sie die Bibel zu lesen gelehrt, und sie hat auch ihre Bibel bei sich, — zum Teufel mit ihr!« Und dabei schlug Cassy ein wildes Hohngelächter auf, daß es in der einsamen Hütte unheimlich widerhallte.

Tom faltete die Hände; es wurde ihm wie schwarz vor den Augen. Sie dagegen fuhr ruhig fort:

»Und verdienen etwa diese niederträchtigen Geschöpfe, eure Mitselaven, daß Ihr ihretwegen leidet? Jeder würde bei der ersten Gelegenheit, wo es gälte, sich gegen Euch kehren, Sie alle sind so abscheulich und grausam zu einander, wie nur irgend möglich, folglich verdienen sie es nicht im Geringsten, daß Ihr leidet, damit sie vor Schaden bewahrt bleiben.«

»Die armen Geschöpfe!« sprach Tom; »was hat sie so grausam gemacht? Und ich sollte nachgeben, mich den Umständen anbequemen und so mit der Zeit eben so wie sie werden! Nein, nein, Fräulein! Ich habe Alles verloren, — Weib, Kinder, Heimath und einen gütigen Herrn — und er würde mich in Freiheit gesetzt haben, hätte er noch

einen Tag länger gelebt. In dieser Welt habe ich Alles verloren; es ist auf immer dahin. Jetzt bleibt mir also noch der Himmel, und den will ich nicht auch verlieren und demnach in keine Sünde willigen.«

»Aber Gott kann uns keine Sünde anrechnen, und nicht deshalb zur Rechenschaft ziehen, wenn wir zum Sündigen gezwungen werden,« entgegnete sie; »er kann nur den dafür verantwortlich machen, der uns dazu angetrieben.«

»Das freilich wohl,« versetzte Tom; »aber unsere Schuld würde darum nicht geringer sein. Wenn ich eben so hartherzig wie Sambo würde und eben so gottlos, so käme es wenig darauf an, wie ich so geworden wäre; genug, ich wäre es; und so zu werden, davor behüte mich Gott!«

Cassy starrte ihn betroffen an, seufzte dann schwer auf und brach in die Worte aus: »Ja, ja, Ihr sprecht leider die Wahrheit! Ja wahrlich, Ihr habt Recht! O Gott, wie soll das werden!« Sie schluchzte und wälzte sich in einem Zustande innerer Zerknirschung auf dem Boden.

Es erfolgte eine lange Pause und gegenseitige Stille. Endlich rief Tom mit leiser Stimme: »Ach, bitte, Fräulein!« Sie richtete sich auf und blinkte ihn fragend an. »Bitte, Fräulein, sehen Sie doch gefälligst in jener Rocktasche nach, darin wird meine Bibel stecken; ich möchte sie gern haben.« Sie holte sie und gab sie ihm. Tom blätterte darin, bis er im Evangelium Lucä zu der Leidensgeschichte Desjenigen kam, durch dessen Wunden wir geheilet sind.

»Wenn Fräulein nur so gut sein wollte, und das hier lesen, — das ist besser als Wasser!«

Cassy nahm das Buch mit vornehm-stolzer Miene hin

und blie
und mi
nung, d
fen Ein
Worten
was sie
Buch a
und br
F
Weile:
über mi
armen
nehme
büßen
der Herr
stets ar
einer v
hat un
werden
uns auch
alle, der
sägt, zer
Biegenfel
Dulden
von un
fall, w
Sünde ni
»Ab
wir nicht
»Dad
Tom zur

und blickte die Stelle flüchtig über. Dann aber las sie laut und mit eigenthümlicher, dabei vollkommen richtiger Betonung, die Leidensgeschichte vor, die augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf sie machte. Als sie zu den rührenden Worten kam. »Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun,« konnte sie nicht weiter lesen; sie legte das Buch aus der Hand, barg ihr Gesicht in das Taschentuch und brach in ein convulsivisches Schluchzen aus.

Tom weinte mit ihr und äußerte dann nach einer Weile: »Ich sehe, daß das Fräulein in allen Stücken weit über mir steht; aber Eins ist doch, was es auch von dem armen Tom lernen könnte. Das Fräulein sagt, der Herr nehme Partei gegen uns, weil er uns mißhandeln und mit Füßen treten lasse; aber wie ist denn sein eigener Sohn, der Herr der Herrlichkeit, behandelt worden? War er nicht stets arm, als er hier auf Erden wandelte? und ist irgend einer von uns je so erniedrigt worden, wie er? Der Herr hat unserer nicht vergessen, das ist gewiß. Dulden wir, so werden wir mit herrschen; aber verläugnen wir, so wird Er uns auch verläugnen, sagt die Schrift. Duldeten sie nicht alle, der Herr und die Seinigen? Sie sind gesteinigt, zerstückt, zerstoßen; sie sind umhergegangen in Schaafspelzen und Biegenfellen, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach. Dulden ist kein Grund, um zu glauben, der Herr habe sich von uns abgewendet, sondern grade das Gegentheil ist der Fall, wenn wir uns nur zu Ihm halten und uns der Sünde nicht hingeben.«

»Aber weshalb versetzt er uns in eine Lage, in der wir nicht umhin können zu sündigen?« warf Cassy ein.

»Das Sündigen können wir dennoch unterlassen,« gab Tom zur Antwort.

»Aber,« fuhr Cassy fort, »was wollt Ihr machen, wenn er Euch morgen mit Drohungen und Züchtigungen wieder zusetzt? Ich kenne ihn mit seinen Schlichen und Kniffen durch und durch, und ich schaudere, wenn ich daran denke, was er Alles bei Euch anwenden wird, um Euch zu sich heranzuholen; und Ihr werdet zuletzt nachgeben müssen.«

»Herr Jesus, Du wirst Dich meiner Seele annehmen und mich vor aller Schwachheit bewahren!« rief Tom aus.

»Ach, guter Mann,« entgegnete Cassy, »ganz eben solches Jammern und Flehen habe ich schon mehrmals gehört, und es hat dann doch mit Nachgeben geendigt. Da ist Emmeline: sie bemüht sich Stand zu halten, und das Nämliche thut Ihr, — aber was wird es helfen? Ihr werdet nachgeben müssen oder in Stücke gehauen werden.«

»Wohlan, dann will ich sterben!« sprach Tom. »Wögen sie es hinziehen, so lange sie wollen, so können sie doch nicht verhindern, daß ich zu irgend einer Zeit sterbe, und dann können sie mir nichts mehr anhaben. Ich bin bereit, ich bin gefaßt auf alles! Ich weiß, der Herr wird mir beistehen und durch die Prüfung glücklich hindurchhelfen.«

Cassy schwieg und blickte starr und nachdenkend auf den Boden.

»Das mag allerdings der richtige Weg sein,« murmelte sie endlich vor sich hin; »aber die, welche nachgegeben haben, für die ist keine Hoffnung mehr — keine! Wir leben in Schmutz und Verachtung dahin, bis wir zuletzt uns selbst verachten! Wir sehnen uns nach dem Tode und wagen nicht, uns selbst zu tödten. Keine Hoffnung! keine Hoffnung! keine Hoffnung! Dieses junge Mädchen, — es ist grade so alt wie ich war. Ihr seht,« sprach sie, indem sie

sich plö
Aber w
erinnere
mädchen
vornehm
Die hin
dort spi
Geschwi
bracht,
sonst be
kam ich
plötzlich
wurde, s
hinreichte
Vermöge
Meine M
beabsichti
gethan,
mit aufge
mich nie
jundheit
kann. S
vier Stun
fälle in
grüßliche
ters Pla
artig, a
einen zur
Newortea
kam und
tebteft.

sich plötzlich an Tom wendete, »Ihr seht was ich jetzt bin. Aber wisset, ich bin in Glanz und Pracht aufgewachsen. Ich erinnere mich noch, wie ich als Kind in schimmernden Gemächern spielte, herausgeputzt wurde wie eine Puppe und vornehme Gäste des Hauses mich lobten und liebkoften. Die hintere Salonthür führte nach dem Garten hinaus und dort spielte ich unter Orangenbäumen versteckt mit meinen Geschwistern. Ich wurde in ein Kloster zur Erziehung gebracht, und lernte hier Musik, Französisch, Sticken und sonst dergleichen mehr, und als ich fünfzehn Jahre alt war, kam ich heraus zu meines Vaters Leichenbegängniß. Er war plötzlich gestorben, und als seine Hinterlassenschaft geordnet wurde, fand es sich, daß sie zur Deckung der Schulden kaum hinreichte; und als die Gläubiger ein Inventar von dem Vermögen aufnehmen ließen, wurde ich mit aufgezeichnet. Meine Mutter war eine Sclavin, und mein Vater hatte stets beabsichtigt mich in Freiheit zu setzen; er hatte es aber nicht gethan, und so wurde ich unter den Inventur-Gegenständen mit aufgeführt. Ich hatte immer gewußt, wer ich sei, aber mich nie viel darum bekümmert. Wer sich einer guten Gesundheit zu erfreuen hat, denkt nie, daß er plötzlich sterben kann. So war auch mein Vater wohl und gesund, und vier Stunden darauf eine Leiche. Einer der ersten Cholerafälle in Neuorleans raffte ihn hin. Den Tag nach dem Begräbniß zog seine Frau mit ihren Kindern nach ihres Vaters Plantage. Es schien mir, als behandle sie mich fremdartig, aber weiter dachte ich mir nichts dabei. Sie hatte einen jungen Rechtsgelehrten als ihren Bevollmächtigten in Neuorleans zurückgelassen, welcher daher täglich ins Haus kam und sich immer sehr freundlich und artig mit mir unterhielt. Eines Tages brachte er einen andern jungen

Mann mit, der mir als der schönste erschien, den ich je gesehen. Ich werde den Tag nie vergessen. Er ging mit mir in den Garten; ich war niedergeschlagen, weil ich mich so einsam und verlassen fühlte; er suchte mich zu trösten und unterhielt mich auf das Angenehmste. Er sagte mir, er habe mich schon gesehen, bevor ich ins Kloster gegangen sei, und gleich Anfangs große Zuneigung zu mir gefühlt; darum wolle er fortan mein Freund und Beschützer sein. Daß er zweitausend Dollars für mich bezahlt hatte und ich daher sein Eigenthum war, sagte er mir freilich nicht. Das würde auch meine Gesinnung gegen ihn nicht geändert haben, denn ich liebte ihn. Ja, wahrlich ich liebte ihn! Und ich liebe ihn noch und werde ihn bis zu meinem letzten Athemzuge lieben. Er war so liebenswürdig, so hochherzig, so edel! Er brachte mich in ein schönes Haus, reich ausmöblirt und mit Allem versehen, was zur Bequemlichkeit dienen kann, Dienerschaft, Equipage u. s. w. Was für Geld nur irgend zu haben war, schenkte er mir; doch ich legte wenig oder keinen Werth darauf, da er selbst mir über Alles ging. Ich liebte ihn mehr als meinen Gott und meine eigene Seele; und wenn ich es auch versuchte, so war ich doch nie im Stande, etwas anderes zu thun, als was er verlangte.

»Ich meinerseits verlangte nur eins von ihm, nämlich daß er mich heirathete. Ich glaubte, wenn er mich so liebe, wie er stets hehfeuer, und wenn ich ihm das sei, wofür er mich zu halten schien, so werde er auch keinen Anstand nehmen, mich zu heirathen und zu einer Freien zu machen. Aber er setzte mir auseinander, daß das unmöglich sei, und meinte, daß wenn wir nur einander treu wären, wir vor Gott als Eheleute gälten. Wenn das wahr ist, war ich dann nicht dieses Mannes Frau? War ich ihm

nicht ein
jeden
Wünsche
athmete n
zig Tage
Ich reichte
ihm. Er
Schutzeng
tet habe.

»W
ein Knabe
bild er wa
hohe Stirn
wohnte gar
zweite Kin
ähnlich seb
das schönf
sagen, au
res Gesalle
Pug und o
fülligen Kei
was andere
gewähren ha
Tage! Ich
mand sey

»Wer
sam Besuch
freundel wa
Wir gestel e
ein dunkles
bringen wür
Dahel Tom's

nicht etwa treu? Sieben Jahre hindurch lauschte ich ihm jeden Blick, jede Bewegung ab, um den leisesten seiner Wünsche zu errathen und zu erfüllen; kurz, ich lebte, ich athmete nur für ihn. Er bekam das gelbe Fieber, und zwanzig Tage und Nächte wachte ich bei ihm, — ich ganz allein. Ich reichte ihm die Arznei und besorgte überhaupt alles bei ihm. Er wußte dies auch zu würdigen, nannte mich seinen Schutzengel und gestand, daß ich ihm das Leben gerettet habe.

»Wir hatten zwei allerliebste Kinder. Das älteste war ein Knabe und hieß Henry, wie sein Vater, dessen Ebenbild er war: er hatte eben solche schöne Augen, eben solche hohe Stirn und ein wunderhübsches Lockenköpfchen; auch wohnte ganz des Vaters Geist und Talent in ihm. Das zweite Kind, die kleine Elisabeth, sollte auf's Haar mir ähnlich sehen, nach der Meinung des Vaters, welcher mich für das schönste Weib in Louisiana erklärte und, ich kann wohl sagen, auch stolz auf mich und die Kinder war. Besonders Gefallen fand er daran, mit ihnen und mir in vollem Puz und offenem Wagen spazieren zu fahren und die beifälligen Aeußerungen der Vorübergehenden anzuhören. Auch was andere Leute Angenehmes über mich und die Kinder geäußert hatten, theilte er mir stets mit. Das waren schöne Tage! Ich hielt mich für so glücklich, wie nur irgend Jemand seyn könne.

»Aber es sollten bald böse Tage kommen. Henry bekam Besuch von einem Vetter, mit dem er sehr genau befreundet war und auf den er überhaupt große Stücke hielt. Mir gefiel er jedoch vom ersten Augenblicke an nicht, und ein dunkles Vorgefühl sagte mir, daß er Unglück über uns bringen würde. Er verleitete Henry zu allerhand Zer-

streuungen und oft kamen sie vor zwei oder drei Uhr in der Nacht nicht nach Hause. Ich wagte kein Wort darein zu reden, denn ich wußte, daß Henry sich in solchen Fällen nichts sagen ließ. Bald ward er von dem Vetter auch nach den Spielhäusern geführt, und seitdem ließ er sich vollends nicht mehr zurückhalten. Endlich leitete sein Vetter eine neue Liebshafft für ihn ein, und ich merkte, daß sein Herz sich mir mehr und mehr entfremdete. Es kam zwischen uns Beiden nie zur Sprache, aber ich sah und fühlte die Abnahme seiner Liebe mit jedem Tage. Der Schmerz darüber drückte mich fast zu Boden, jedoch ich vermochte kein Wort zu sagen. Jener Glende machte dann Henry das Anerbieten, mich und die Kinder ihm zu verkaufen zur Tilgung seiner Spielschulden an ihn, und damit er zugleich freie Hand bekomme, eine anderweitige Verbindung einzugehen, — und wirklich Henry verkauften uns! Wenige Tage darauf sagte er mir, er müsse eines Geschäftes wegen über Land reisen und werde einige Wochen ausbleiben. Er war diesmal freundlicher und zärtlicher, als er in langer Zeit gewesen war; allein ich ließ mich hierdurch so wenig wie durch sein Versprechen baldiger Rückkehr täuschen; ich wußte, daß meine Zeit gekommen war; ich war empfindungslos geworden wie ein Stein, und konnte weder ein Wort reden, noch eine Thräne vergießen. Er küßte mich und die Kinder zu wiederholten Malen und ging fort. Ich sah ihn zu Pferde steigen und blickte ihm nach, bis er mir aus dem Gesichte war; da verließ mich meine Fassungs und ich sank in Ohnmacht.

Der Bösewicht kam nunmehr, um Besitz von uns zu ergreifen. Er sagte mir mit dürrn Worten, er habe mich und meine Kinder gekauft, und zeigte mir die darüber spre-

henden Papiere
und erklärte ih
ten. Das steh
ig, aber wenn
wende er beide
wende, wofür
Henry abschließ
zu machen, mich
blicke, wo er mi
habe; auch habe
sich anderweit
Seite her nicht
aber soll nicht
noch so sehr jam

»Was kle
übrig, als nich
den durch mein
Handverfugung,
mußte ich ihm
ich, weils ein
leben, wo ich h
finden an einem
beziehen gegen ein
fürchte ich mich,
Kinder behandel
sah er in dem
mit Scheltworten
sagen lassen woll
Eins wie sein Bal
würde in schließ
ist wie möglich

henden Papiere. Ich verfluchte ihn bis in die Hölle hinein und erklärte ihm, ich wolle lieber sterben als mit ihm leben. Das steh in meinem Belieben, erwiederte er kaltblütig, aber wenn ich nicht Vernunft annehmen wolle, so werde er beide Kinder verkaufen, so daß ich nie erfahren werde, wohin. Er erzählte mir dann ohne Scheu, wie er Henry absichtlich in Schulden gestürzt habe, um ihn süßsam zu machen, mich zu verkaufen, da er seit dem ersten Augenblicke, wo er mich gesehen, nach meinem Besitze getrachtet habe; auch habe Henry, auf seine Veranstaltung sein Herz schon anderweitig verschenkt, und es sei demnach von dieser Seite her nichts mehr für mich zu hoffen. Er seinerseits sei aber fest entschlossen, mich nicht fahren zu lassen, möge ich noch so sehr jammern und klagen, weinen und seufzen.

Was blieb mir unter den obwaltenden Umständen übrig, als mich zu fügen? Mir waren die Hände gebunden durch meine geliebten Kinder, die er bei jedem Widerstandsversuche, den ich machte, zu verkaufen drohte. So mußte ich ihm denn wohl in allen Stücken zu Willen sein. Ach, welch ein Leben war das! Mit gebrochenem Herzen leben, wo ich hätte todt sein mögen, scheinbar Gefallen finden an einem Zustande, der mir zur Qual war, Liebe heucheln gegen einen Menschen, den ich haßte! Und doch fürchtete ich mich, sein Mißfallen zu erregen. Die armen Kinder behandelte er sehr gebieterisch und barsch. Besonders fand er an Henry stets etwas auszusetzen und überhäufte ihn mit Scheltworten; wogegen der Knabe wiederum sich nichts sagen lassen wollte; denn er hatte denselben hochfahrenden Sinn wie sein Vater und war nie zu bändigen gewesen. Ich schwebte in täglicher Angst und Furcht. Ich suchte Beide so viel wie möglich von einander entfernt zu halten; ich be-

mühte mich, Henry süßsam zu machen; kurz, ich bot Alles auf, um eine auf diese Weise zu befürchtende Katastrophe mit meinen Kindern abzuwenden. Allein meine Bemühungen waren vergebens. Der Unmensch verkaufte wirklich beide Kinder. Eines Tages lud er mich zu einer Spazierfahrt ein, und als wir zurückkamen, waren die Kinder fort. Er sagte mir ganz trocken, er habe sie verkauft, und hatte sogar die Frechheit, mir die für sie erhaltene Summe, den Preis ihres Blutes, zu zeigen. Ich tobte, ich ras'te, ich suchte Gott und den Menschen, und eine Weile, glaube ich, fürchtete er sich ernstlich vor mir. Aber er gab sein Spiel so leicht nicht verloren, sondern erklärte mir, daß es nur von meinem Betragen abhängen werde, meine verkauften Kinder je wieder zu sehen zu bekommen oder nicht, und wenn ich nicht ruhig sei, so werde er sie dafür büßen lassen. Nun, mit einer Mutter, deren Kinder man zum Unterpfande hat, läßt sich bekanntlich alles anfangen. Er machte mich gefügig, er machte mich ruhig, er schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß er die Kinder vielleicht zurückkaufen werde; nun gingen die Sachen wieder ihren Gang eine oder zwei Wochen. Da ging ich einst aus und kam an dem Slavengefängnisse vorbei; vor der Thür desselben sah ich ein Gedränge von Menschen und hörte die Stimme eines Kindes. Plötzlich gewahrte ich meinen Henry, wie er sich von mehreren Männern, die ihn festgehalten hatten, losmachte, schreiend auf mich zu lief und mich umklammerte. Die Männer eilten ihm gräßlich fluchend nach, und einer derselben, dessen Gesichtszüge ich nie vergessen werde, sagte ihm, er komme so nicht weg, sondern solle im Gefängnisse eine Lection erhalten, an die er noch lange denken werde. Ich bat und flehte auf's Inständigste, aber sie

ichem mich nur
er und hielt sich
mäßig befehlen,
so hätten ihn da
man nach seiner
er mich zu bemitlei
daß ich bei mir hätte
Allein er schaltete
der Schule ist, ist
nicht und ungehörig
eine derbe Scheltung
lori wie gelag nach
nach mir nicht mit
Wohem trat ich ind
geschallen sei, und
jedoch nur und
Buckel.

Seine übergen
mich dieser Augenblicke
ich mit in Wahn
hoyndes großes und
mit viel Scherz und
ging, daß ich nicht m
und ich wußte viele Sag
„Al! ich rühm m
ich mich in einem
weinigern. Eine die
er auch befehlen mich
von mir alle Sorgfalt
den Herrn hervor; i
belehrt gefucht.

lachten mich nur aus; das arme Kind schrie und blickte mich an und hielt sich an meinem Kleide fest, so daß, als sie ihn endlich losriß, ein Stück von meinem Kleide mitfolgte; sie schleppten ihn dann fort, während er weinend und wimmernd nach seiner Mutter rief. Es stand ein Mann da, der mich zu bemitleiden schien. Ich bot ihm alles Geld, das ich bei mir hatte, damit er sich ins Mittel legen möchte. Allein er schüttelte den Kopf und sagte, er habe gehört, der Knabe sei, seit er gekauft worden, immerwährend störrisch und ungehorsam gewesen, und deshalb sollte er nun eine derbe Züchtigung erhalten. Ich eilte oder vielmehr lief wie gejagt nach Hause und der Angestrich meines Kindes nach mir tönte mir unaufhörlich in den Ohren. Ganz außer Athem trat ich ins Zimmer zu Butler, sagte ihm was vorgefallen sei, und bat um seine Vermittelung. Er lachte jedoch nur und sagte spöttisch, der Knabe bekomme jetzt Zuckerwerk.

»Seine übrigen Bemerkungen hörte ich nicht und weiß mich dieser Augenblicke auch nur in so weit zu erinnern, daß ich wie in Wahnsinn gerieth, ein zufällig auf dem Tisch liegendes großes und scharfes Jagdmesser ergriff und damit auf das Scheusal losstürzte. Was aber dann weiter vorging, weiß ich nicht mehr; denn die Sinne vergingen mir und ich wußte viele Tage nichts von mir selbst.

»Als ich endlich wieder zum Bewußtseyn kam, erblickte ich mich in einem saubern Zimmer — aber nicht in dem meinigen. Eine alte Negerin war zu meiner Aufwartung da; auch besuchte mich ein Arzt, und überhaupt bewies man mir alle Sorgfalt. Ich erfuhr jedoch bald den eigentlichen Grund hiervon; denn Butler hatte mich hierher zum Verkaufe gebracht.

Ich glaubte nicht, daß ich wieder genesen würde und wünschte es auch durchaus nicht; allein es kam leider anders; das Fieber verließ mich und meine Gesundheit kehrte wieder. Ich mußte mich dann täglich pugen, und es kamen ab und zu Herren, rauchten ihre Cigarren, besahen mich, richteten Fragen an mich und handelten um den Kaufpreis. Ich war jedoch so niedergeschlagen und schweigsam, daß Allen die Lust verging, mich zu kaufen. Hierauf drohte man mir mit Auspeitschen, so fern ich nicht aufgeweckt sein und mir nicht einige Mühe geben würde, liebenswürdig zu erscheinen. Endlich kam eines Tages ein Herr, Namens Stuart. Er schien einiges Gefühl für mich zu haben; er sah, daß schwerer Kummer auf meinem Herzen lastete, daher redete er mir freundlich und tröstend zu, und ich mußte ihm meine Geschichte erzählen. Er kaufte mich dann und versprach, alles anzuwenden, um meine Kinder ausfindig zu machen und zurückzukaufen. Er begab sich auch wirklich nach dem Hause, wo mein Henry zuletzt gewesen war; allein er war, wie ihm hier berichtet wurde, bereits an einen Pflanzer, der am obern Verflusse *) wohnte, verkauft worden. Meine Tochter, die kleine Elisabeth, entdeckte Stuart bei einer alten Frau, welche sie in Verwahrung hatte. Er bot eine ungeheure Summe für sie, allein umsonst; denn der Schurke Butler hatte zufällig erfahren, für wen sie bestimmt sei, und ließ mir sagen, ich würde sie um keinen Preis bekommen. Herr Stuart war sehr gütig gegen mich; er hatte in der Nähe von Neuorleans eine herrliche Plantage, und dorthin zog er mit mir. Nach Verlauf eines Jahres gebar ich ihm einen Sohn. Ach, dieses Kind, wie sehr liebte

*) In dem, an der Dügrenze von Louisiana liegenden Sloate Mississipi.

ich es! denn
Henry. Aber
nie und nicht
meinem Herz
das Kind zu
Arms, herzu
nen; dann
meinen Be
war. Jeden
das Kind v
tig bekam
Neue über
ich mich die
fünftigen J
hätte ich al
den Tod?
storb, —
wollen, s
wünschte,
ging aus
und Runz
und hierh
Gast
leidenschaft
sächlich y
als habe
send war
rende For
ner B
alles mit
hatte.

ich es! denn das kleine Wesen glich ganz meinem armen Henry. Aber ich hatte meinen Entschluß bereits gefaßt: — nie und nimmermehr wollte ich ein Kind, das ich unter meinem Herzen getragen, wieder heranwachsen lassen! Als das Kind zwei Wochen alt war, nahm ich es auf meinen Arm, herzte und küßte es und benegte es mit meinen Thränen; dann gab ich ihm Laudanum ein und hielt es an meinen Busen gepreßt, bis es zum Tode entschlummert war. Jedermann glaubte mir, daß ich nur aus Versehen das Kind vergiftet habe, zumal ich des Kindes Tod aufrichtig bejammerte und beklagte. Doch lag hier nicht etwa Reue über meine That zum Grunde; denn noch jetzt freue ich mich dieser That, weil das Kind dadurch vor allem künftigen Jammer und Elend bewahrt worden ist. Was hätte ich also dem armen Wurm Besseres schenken können, als den Tod? Nicht lange nachher kam die Cholera und Stuart starb, — Jeder, der noch gern hätte am Leben bleiben wollen, starb; nur ich, die ich sehnlichst den Tod herbeiwünschte, ich blieb am Leben! Ich ward nunmehr verkauft, ging aus einer Hand in die andere, bis ich verblüht war und Runzeln bekommen hatte, und dieser Legree mich kaufte und hierher brachte.“

Cassy hielt inne. Sie hatte ihre Geschichte in wilder, leidenschaftlicher Aufregung vorgetragen, und zwar hauptsächlich zu Tom gewendet, aber bisweilen mit dem Anschein, als habe sie sich dieselbe selbst erzählt. So lebendig und ergreifend war der Fluß ihrer Rede, daß der aufmerksam zuhörende Tom darüber sogar eine Zeitlang die Schmerzen seiner Wunden vergaß und gewissermaßen im Geiste alles mit durchmachte, was sie in ihrem Leben durchgemacht hatte.

»Ihr sagt mir,« fuhr sie nach einer Pause fort, »daß ein Gott sei, — ein Gott, der herabschaue auf das Thun der Menschen und alle Dinge sehe. Mag sein, daß dem so ist. Die Schwestern im Kloster sagten mir auch von einem Tage des Gerichts, wo Alles ans Licht komme: wird dann aber auch nicht Rache genommen werden?«

»Sie, die Freien, unsere Peiniger, halten das, was wir leiden, was unsere Kinder leiden, für nichts. Ich will dagegen nur etwas anführen, was an sich freilich unbedeutend ist. Ich bin durch die Straßen gewandert mit Jammer in meinem Herzen, der mir schwer genug schien, um die ganze Stadt zu versenken, und ich habe gewünscht, die Häuser möchten über mir zusammenbrechen oder die Steine unter mir in den Abgrund stürzen. So waren meine Gefühle, und mit diesen will ich dereinst an dem großen Gerichtstage vor Gott treten, ein Zeuge wider Die, welche mich und meine Kinder dem Leibe und der Seele nach zu Grunde gerichtet haben!«

»Als ich noch ein junges Mädchen war, hielt ich mich in meiner Art für fromm; ich durfte mir wenigstens bewußt sein, Gott zu lieben und gern zu beten. Jetzt aber bin ich eine verlorne Seele und eine Beute der Teufel, die mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen und mich zu einer That anstacheln, die ich denn auch wahrlich an einem dieser Tage vollbringen werde!« Bei diesen Worten erhob sie ihre Hand wie zum Schwur und ein wildes Feuer leuchtete aus ihren Augen. »Ja, ich will ihn in die Hölle senden, wohin er gehört und nicht weit hat, — und sollte ich lebendig verbrannt werden dieserhalb!« Ein schreckliches Höllengelächter erschallte in dem öden Raum, dem ein heftiges

Schlüßgen f
wollte sie sich
Jede
von tieferen
und schon so
»Kann

»Kann?«
»Guch noch et
Der m
bildete einen
schaft, mit
hatte.

Tom tr
leidvoll ind

»Ach,
der den Dr
Wassers!

»Zu
fragte Gaff

»Es is
der Herr.«

»Als
über dem

»Bekannt
jener fre

»gingu,«
und eine l

die Hand
eine schwer

Tom
Handbewegu

Schluchzen folgte, und unter krampfhaften Bewegungen wälzte sie sich auf dem Boden.

Jedoch nur wenige Augenblicke dauerte dieser Anfall von Fieberwahnsinn; Cassy stand nunmehr langsam auf und schien völlig wieder zu sich selbst zu kommen.

»Kann ich noch etwas mehr für Euch thun, armer Mann?« fragte sie, Tom's Lager sich nähernd; »soll ich Euch noch etwas Wasser zu trinken geben?«

Der milde und sanfte Ton, in welchem sie dies sprach, bildete einen auffallenden Contrast gegen die tobende Leidenschaft, mit der sie wenige Secunden zuvor sich geberdet hatte.

Tom trank das Wasser und blickte ihr ernst und mit-leidsvoll ins Antlitz.

»Ach, wenn doch Fräulein nur zu Dem gehen wollte, der den Durstigen gibt von dem Brunnen des lebendigen Wassers!«

»Zu ihm gehen? Zu wem? Wer und wo ist er?« fragte Cassy.

»Es ist der, von dem Fräulein vorhin gelesen hat, — der Herr.«

»Als junges Mädchen sah ich häufig das Bild von ihm über dem Altar,« äußerte Cassy mit dem Ausdruck bitterer Wehmuth in ihren Blicken und wie zurück sich sehnend nach jener freundlichen Jugendzeit; »aber,« setzte sie sogleich hinzu, »er ist nicht hier! Hier wohnt nur die Sünde und eine lange, lange Verzweiflung! Ach! ach!« Sie legte die Hand an ihre Brust und holte tief Athem, als ob sie eine schwere Bürde höbe.

Tom wollte reden, allein sie wehrte ihm mit einer Handbewegung.

»Sprecht nicht, armer Mann, suchet vielmehr zu schlafen, wenn Ihr könnt.« Sie stellte hierauf die Wasserflasche in seine Nähe, ordnete noch einmal sein Lager bestmöglichst und begab sich fort.

Während dieser merkwürdigen, obwohl im Ganzen ruhigen Scenen an Tom's Schmerzenslager ging es in Legree's Wohnzimmer lärmender zu.

Legree hatte nach Tom's schmähtlicher Auspeitschung sich über sich selbst geärgert, oder vielmehr er war verdrießlich über Sambo's Angeberei gewesen, wodurch er verleitet worden war, einen tüchtigen Arbeiter grade in der dringendsten Zeit der Baumwollernte arbeitsunfähig zu machen. Um seinen Unmuth zu vertreiben, begab er sich in sein Zimmer, bereitete sich einen starken Punsch, setzte sich in einen bequemen Lehnstuhl am Kaminfeuer und begann das Getränk behaglich einzuschlürfen.

Es währte nicht lange, so trat Sambo herein mit einer geheimnißvollen Miene, als wollte er andeuten, daß er etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Zugleich hielt er ein zusammengelegtes Papier hoch empor.

»Was hast du da?« fragte Legree barsch.

»Ein Zauberding, Herr,« gab Sambo zur Antwort.

»Was für ein Ding?«

»Etwas was die Neger von Heren bekommen und sie unempfindlich macht gegen Peitschenhiebe. Tom hatte es an einem schwarzen Bande um seinen Hals hängen.«

Legree war wie alle Gotteslästerer sehr abergläubisch. Er nahm das Papier und öffnete es mit einer gewissen Heugleichheit. Es enthielt einen Silberdollar und eine Haarlocke. Jenen hatte Tom, wie bereits erzählt, von

George S
fang vor
Der S
sch als w
Buch
füßen, sch
wals verg
berre für in
»Wo
schrie er d
Wunde ver
was ihm pl
noch einmal
Beröten be
als er glü
Sam
und so
nicht wisse
mögen erkl
die mit der
sündte Lock
schleuder
von diese
ihm züh
Weiße
glaubte
nun auch
sich's los,
sch lange
Er stü
um seine Gr

George Shelby und die Locke von Evangeline St. Clare kurz vor deren Tode zum Andenken erhalten.

Der Thaler fiel zur Erde, aber die Haarlocke wand sich, als wäre sie lebendig gewesen, um Legree's Finger.

Wuth und Entsetzen im Blick stampfte er mit den Füßen, schrie auf, geberdete sich wie rasend, griff mehrmals vergebens nach der Locke, erfaßte sie endlich und schleuderte sie ins Feuer.

„Wo kommt sie her, weshalb brachtest du sie mir?“ schrie er den Neger an, der ganz bestürzt und mit offenem Munde vor seinem Herrn stand und nicht begreifen konnte, was ihm plötzlich gekommen war. „Unterstehe dich nicht, mir noch einmal dergleichen Teufelsdinge zu bringen!“ Mit diesen Worten bekam Sambo einen Fußtritt und war hoch erfreut, als er glücklich das Freie wieder erreicht hatte.

Sambo konnte freilich die Ursache zu der so plötzlichen und so leidenschaftlichen Gemüthsaufrregung seines Herrn nicht wissen. Dem Leser wird sie jedoch wohl schon einigermaßen erklärlich sein, wenn er sich erinnert, daß Legree die mit der Nachricht von dem Tode seiner Mutter ihm übersandte Locke von ihrem Haar mit frevelndem Hohn ins Feuer geschleudert hatte. Die ihm jetzt überbrachte Haarlocke rief ihm diese That lebhaft ins Gedächtniß zurück, und als sie ihm zufällig um den Finger sich wand, was seltsamer Weise bei der mütterlichen Locke ebenso der Fall gewesen war, glaubte er im ersten Schreck, es sei die nämliche. Daß er sie nun auch ebenfalls ins Feuer warf, geschah eigentlich absichtslos, denn es war ihm gewesen, als hätte ihn eine Sch lang gestochen.

Er stürzte ein Glas Punsch nach dem andern hinunter, um seine Gewissensbisse zu übertäuben und eine innere Stim-

me zum Schweigen zu bringen, die ihm fortwährend zurief, er habe die Locke seiner Mutter zum zweiten Mal den Flammen übergeben, und um so gewisser treffe ihn nun der mütterliche Fluch und werde ihn den Flammen der Hölle überliefern. Allein je mehr er trank, um so lebhafter traten die Schrecken seiner Phantasie hervor, die noch vermehrt wurden durch die Todtenstille, die rings um ihn her herrschte.

Endlich vermochte er es nicht mehr auszuhalten. Er mußte Gesellschaft um sich haben und zwar eine lärmende und aus Personen bestehend, wie sie für ihn am besten sich eigneten. Es waren Sambo und Quimbo, die er mitten in der Nacht zu sich berief durch den Ton eines Jagdhorns, der ihnen ein wohlbekanntes Zeichen war. Sie stellten sich bald ein, und nachdem ihnen Legree reichlich Branntwein gespendet hatte, mußten sie bald singen, bald tanzen, bald zum Schein sich boren, überhaupt so viel Lärm wie möglich machen und alles thun, was ihrem Herrn nur irgend geeignet schien, ihn zu zerstreuen und die Schreckbilder von ihm zu verschrecken.

Um diese Zeit war es, wo Cassy von Tom zurückkehrte. Sie schlich zu einer Hinterthür ins Haus und begab sich auf ihr Zimmer, welches sie seit Emmeline's Ankunft mit dieser hatte theilen müssen. Unter anderen Verhältnissen würde sie sehr ungehalten darüber gewesen sein; allein ihr Haß gegen Legree war zu groß, als daß sie neben diesem Hauptgefühl noch kleinlichen Empfindlichkeiten hätte Raum geben können. Zudem hatte sie Mitleid mit Emmeline, von der sie fürchtete, daß sie auf die Länge nicht im Stande sein werde, dem ungeflümmen Andrängen Legree's mit Erfolg sich zu widersetzen, und dann früher oder später ein

hüthliches Bes
trag sie sich
brenn: sie w
den, aber, se
So ihr Blau
und horren sch
Jedeoh reich ihr
sagen sie em
schweigend un
hätte. Vor de
Emmeline.

Emmeline
und, unbekannt
standen. Sie
Cassy berein
glaubte Legre
ein und sie
mand bei sich
es ihr höchst
tet denn aber
»Ich w
ist genug
»Ach,
von diesem
glück; ob
das ist ein
von hier
»Mi
»Gef
»Ich
gen davon,

ähnliches Loos, wie ihr eigenes, haben würde. Endlich trug sie sich seit einiger Zeit mit einem doppelten Plane herum: sie wollte nämlich entweder Legree gradezu ermor- den, oder, sofern dies nicht ausführbar wäre, entfliehen. Zu der Flucht aber bedurfte sie einer zuverlässigen Gehülfin, und hierzu schien ihr Niemand geeigneter als Emmeline. Jedoch rieth ihr die Vorsicht, von dem Fluchtplan nicht eher gegen sie etwas verlauten zu lassen, als bis sie von ihrer Verschwiegenheit und Treue die volle Ueberzeugung gewonnen hatte. Vor der Hand spielte sie die Gleichgültige gegen Emmeline.

Emmeline war von dem Lärm unter ihr aufgewacht und, unbekannt mit der Ursache desselben, erschreckt aufgestanden. Sie saß auf einem Stuhl im Hintergrunde, als Cassy hereintrat, und fuhr ängstlich zusammen, weil sie glaubte Legree sei es. Sie sah indeß bald ihren Irrthum ein und freute sich darüber um so mehr, da sie jetzt Je- mand bei sich hatte. Denn während ihres Alleinselns war es ihr höchst unheimlich im Zimmer gewesen. »Was bedeu- tet denn aber der entsetzliche Lärm da unten?« fragte sie.

»Ich möchte es selbst wissen, obwohl ich dergleichen oft genug gehört habe,« gab Cassy trocken zur Antwort.

»Ach, Cassy, sage mir, gibt es denn gar kein Mittel von diesem Orte wegzukommen? Wohin, das gilt mir gleich; ob in die Sümpfe bei den Schlangen, oder sonstwo, das ist einerlei. Könnten wir nicht irgendwo hinflüchten von hier?«

»Nirgend als in unser Grab,« sprach Cassy.

»Hast Du je einen Versuch damit gemacht?«

»Ich habe Versuche genug gesehen und auch die Folgen davon,« war Cassy's Erwiederung.

»Gern wollte ich in den Sümpfen leben und die Rinde von den Bäumen nagen. Vor Schlangen fürchte ich mich nicht. Lieber eine Schlange in meiner Nähe als ihn!« sprach Emmeline lebhaft.

»Schon viele Andere hier sind deiner Meinung gewesen,« versetzte Cassy. »Aber in den Sümpfen könntest du nicht verborgen bleiben: du würdest von den Hunden aufgespürt und zurückgebracht werden, und dann —«

»Nun, und dann?« fragte Emmeline gespannt. »Was würde oder könnte er mir denn thun?«

»Frage lieber, was würde oder könnte er nicht thun,« entgegnete Cassy. »Er hat bei den Seeräubern in Westindien seine Schule nicht umsonst durchgemacht, und es gibt keine That, vor der er zurückschrecken könnte. Du würdest wenig Nachtruhe mehr haben, wenn ich dir alle Dinge erzählen wollte, die ich mit angesehen, — Dinge, die er bisweilen selbst erzählt mit lachendem Munde und wenn er bei guter Laune ist. Das Angstgeschrei oder vielmehr Angstgebrüll seiner Schlachtopfer, das ich zu Zeiten habe hören müssen, hat oft Wochen lang in meinen Ohren nachgetönt. Da ist eine Stelle, eben über das Gehößt hinaus, wo du einen geschwärzten, halbabgestorbenen Baum, mit Aschenhaufen rund umher, sehen kannst: frage nur irgend einen nach der Bedeutung und du wirst sehen, ob er es dir zu sagen wagt.«

»Du machst mich neugierig, es zu erfahren.«

»Nein, ich mag ebenfalls nicht davon sprechen, nicht einmal weiter daran denken. Weiß Gott, was wir ohnehin schon morgen zu sehen bekommen werden, wenn der arme Tom nicht nachgibt, sondern in seinem festen Sinne beharrt.«

»Schrecklich!« rief Emmeline aus, indem ihr die Angst das Blut aus den Wangen trieb. »Ach, Cassy, sage mir, was soll ich thun?«

»Was ich gethan habe. Tüge dich so gut du kannst; thue was du mußt, und entschädige dich durch Haß und Verwünschungen.«

»Ich soll durchaus von seinem abscheulichen Branntwein trinken,« sagte Emmeline, »und vor dem habe ich einen so großen Widerwillen.«

»Trinke ihn aber dennoch,« versetzte Cassy. »Auch ich hatte einen Abscheu davor, und jetzt ist er mir zum Bedürfniß geworden. Etwas muß der Mensch haben; und du wirst das Schlimme deiner Lage weniger empfinden, wenn du meinem Rathe folgst.«

»Mutter warnte mich immer, je dergleichen über meine Lippen zu bringen.«

»Mutter warnte dich!« entgegnete Cassy mit bitterem Hohn. »Ha! was haben wohl Mütter daren noch zu reden? Du bist gekauft und deine Seele gehört, wie bei allen anderen Slaven, dem, der das baare Geld für dich gezahlt hat! Trink' Branntwein, sage ich dir; trinke so viel du kannst, und es wird dir alles leichter vorkommen.«

»Ach, Cassy, habe Mitleid mit mir!«

»Mitleid mit dir! habe ich das nicht etwa? Habe ich nicht auch eine Tochter? Gott weiß wo sie ist und wessen sie jetzt ist! Sie wird wohl auf demselben Wege sein, den ihre Mutter gewandelt hat, und auf dem auch ihre Kinder wandeln werden! Da ist kein Ziel und Ende für den Fluch, der darauf lastet!«

»Ich wünschte, ich wäre nie geboren!« rief Emmeline händeringend aus.

»Ein solcher Wunsch ist mir nichts neues,« bemerkte Cassy. »Ich selbst habe ihn oft genug gehegt, und gern wollte ich mir den Tod geben, wenn ich es nur wagen könnte.«

»Das wäre aber sündhaft,« wendete Emmeline ein.

»Sündhaft wohl eben nicht, wenigstens nicht sündhafter als die Dinge, die wir hier tagtäglich erleben. Aber in dem Kloster, wo ich war, hörte ich von Dingen reden, die mir eine Furcht vor dem Zustande nach dem Tode eingeflößt haben. Ja, wenn es mit dem Tode ein für allemal vorbei wäre, dann freilich —.«

Cassy hielt inne und versank in düsteres Nachsinnen. Emmeline barg ihr Gesicht in ihre Hände und schluchzte laut.

Im untern Zimmer war es mittlerweile still geworden, und Legree, zuletzt völlig berauscht, war fest eingeschlafen. Er war sonst eben kein Trunkenbold; und wenn er hitzigen Getränken häufig zusprach, so behielt er doch immer Selbstbeherrschung genug, um sich bei voller Besinnung zu erhalten, wobei ihm freilich seine kräftige Körpernatur sehr zu Hülfe kam. Doch diesen Abend hatten Gewissensbisse und die Schreckbilder seiner aufgeregten Phantasie ihn das gewöhnliche Maß weit überschreiten lassen; und den Zweck, sie auf diese Weise zu vertreiben, hatte er allerdings in so weit erreicht, daß er im wachen Zustande ihrer nicht mehr gedachte. Allein es folgten schwere und beängstigende Träume, und es trat in denselben eine weiße, verschleierte Gestalt feierlich zu ihm heran und berührte ihn mit einer kalten, eisigen Hand. Auch die

Haarlocke fan
den Finger.

und um sein

zu und immer

zu holen ver

ein unheimlich

Stimmen raus

Mark und Be

er am Rande

werte er sich

strotzen Gela

Auch erschie

Schleier zuru

drohenden B

schwand. Da

Jubel und C

ten und ang

Die M

in sein Gem

sah es in sel

rigen Abend

volle Gewal

von den vie

ergriff er v

Glas Bran

»Ha

Cassy entg

gestanden r

ausführlich

was er gett

Onkel Tom

Haarlocke kam wieder zum Vorschein und wand sich ihm um den Finger. Auf einmal schien sie sich riesig auszudehnen und um seinen Hals sich zu schlängeln; sie zog sich fester zu und immer fester und fester, so daß er kaum mehr Luft zu holen vermochte. Dann war es ihm als vernähme er ein unheimliches Flüstern unzähliger Stimmen, und die Stimmen raunten ihm Dinge ins Ohr, die ihm durch Mark und Bein drangen. Wiederum war es ihm, als läge er am Rande eines furchtbaren Abgrundes; angstvoll klammerte er sich fest, und Cassy stand hinter ihm mit schadenfrohem Gelächter und bemühte sich ihn hinabzustößen. Auch erschien die weiße Gestalt wieder; sie schlug ihren Schleier zurück, — es war seine Mutter! sie sah ihn mit drohenden Blicken an, wendete sich von ihm ab, und verschwand. Da stürzte er hinab in den Abgrund unter dem Jubel und Gelächter finsterner Dämonen, die ihn verhöhnten und angrinzten. Mit Schrecken erwachte Legree.

Die Morgensonne warf bereits ihre goldenen Strahlen in sein Gemach und es war ein heiterer Tag. Aber düster sah es in seinem Innern aus, und die Schrecknisse des vorigen Abends, die Schrecknisse des Traums übten noch ihre volle Gewalt über ihn aus. Auch war ihm der Kopf schwer von den vielen genossenen Getränken. Gegen dieses alles ergriff er wieder das gestrige Mittel und stürzte ein volles Glas Brantwein hinunter.

»Ha, ich habe eine Höllennacht gehabt!« rief er Cassy entgegen, die, sobald sie gehört hatte, daß er aufgestanden war, ins Zimmer trat. Er erzählte ihr hierauf ausführlich, was ihm gestern Abend begegnet war und was er geträumt hatte. Sie benutzte alsbald diese Gelegen-

heit, um den Voratz auszuführen, mit welchem sie herein-
 gekommen war, nämlich ihn von einem weiteren grausam-
 en Verfahren gegen Tom zurückzuhalten. Sein Mitleid
 rege machen zu wollen, fiel ihr nicht ein; denn sie wußte
 sehr wohl, daß das völlig verlorne Mühe sein, oder viel-
 mehr daß sie sich damit nur lächerlich bei ihm machen würde.
 Sie wußte ein wirksameres Mittel anzuwenden und ihn bei
 seiner schwachen Seite zu fassen. Es war ihr bekannt, daß
 er mit benachbarten Pflanzern um eine beträchtliche Summe
 gewettet hatte, dieses Jahr mit seiner Baumwollernte der
 Erste auf dem Markt in Neuorleans zu sein. Nun sind die
 Nordamerikaner eben so leidenschaftliche Liebhaber von Wet-
 ten wie die Engländer, und die Gewinnung einer Wette
 gilt ihnen als Ehrenpunkt. Bei Legree vereinigte sich damit
 noch ein hoher Grad von Eitelkeit und Gewinnsucht. Cassy
 stellte ihm also vor, wie leicht er seine Wette verlieren
 könne, wenn er mitten in der Baumwollernte grade den
 tüchtigsten Arbeiter völlig arbeitsunfähig mache, und wenn
 er sich dieserhalb von den Gewinnern der Wette obendrein
 noch auslachen lassen müsse. Dies schlug durch, zumal auch
 die bösen Träume bei Legree genugsam nachwirkten, um ihn
 den Entschluß fassen zu lassen, gegen Tom für jetzt gelin-
 dere Saiten aufzuziehen. Nichtsdestoweniger nahm er sich
 vor, ihn, wenn nicht früher, doch nach beendigter Ernte
 seinen ganzen Grimm fühlen zu lassen, dafür, daß Tom
 es gewagt, seinem Befehle nicht zu gehorchen und denselben
 sogar noch für ungerecht zu erklären. Denn das konnte er
 ihm nun und nimmermehr vergessen und verzeihen.

Tom hatte, nachdem Cassy ihm eine so wesentliche
 Linderung seiner Schmerzen verschafft hatte, einen sanftern

Schimmer um
 Er sah sich ver-
 bewohrer,
 Schönheit ihn
 durch ihre hol-
 die raube Seite
 hofes mehr fr
 Nachdem
 kaum rühren
 sungen zum
 schen Ton vo
 und ihn wege
 an Ehrfürcht

Tom re-
 »Nieder-
 dennerte Leg-
 hieb mit den

»Das
 »Ich that,
 Hüllen stets
 Handlung s

»Ost
 kann, Herr
 sei etwas
 ganz und
 Baum gel-
 rund um
 Wie?»

»Herr
 liche Ding

Schlummer und angenehmere Träume als sein Herr gehabt. Er sah sich versetzt unter glänzende Schaaren seliger Himmelsbewohner, aus deren Mitte Evangeline in überirdischer Schönheit ihm entgegentrat, ihm tröstend zusprach und durch ihre holdselige Rede ihn so stärkte und erquickte, daß die rauhe Stimme Legree's, die ihn weckte, nichts Schreckhaftes mehr für ihn hatte.

Nachdem Legree den armen Tom, der sich noch immer kaum rühren konnte, durch Fußtritte und andere Mißhandlungen zum Aufstehen gebracht hatte, verlangte er in barschem Ton von ihm, augenblicklich vor ihm nieder zu knien und ihn wegen seines gestrigen Ungehorsams und Mangels an Ehrfurcht um Verzeihung zu bitten.

Tom regte sich nicht.

„Nieder mit dir, du Hund, sage ich noch einmal!“ dennerte Legree ihn an und versetzte ihm zugleich einen Hieb mit der Reitpeitsche.

„Das kann ich nicht, Herr Legree,“ entgegnete Tom. „Ich that, was ich für recht hielt, und werde in ähnlichen Fällen stets so handeln. Nie werde ich mich einer grausamen Handlung schuldig machen, es komme auch was da wolle.“

„Gut; aber du weißt nicht, was da alles noch kommen kann, Herr Tom. Du meinst vielleicht, das was du erhalten, sei etwas? Aber ich will dir zeigen, daß das noch nichts, — ganz und gar nichts ist. Was meinst du dazu, an einen Baum gebunden zu werden, mit einem hübschen Feuerlein rund umher? He? Wäre das nicht ein Spaß, Tom? Wie?“

„Herr,“ sprach Tom, „ich weiß, Sie können schreckliche Dinge thun; aber mehr als den Leib tödten können.“

Sie dennoch nicht. Und nach alle dem kommt die Ewigkeit!⁴

Ewigkeit — dieses Wort erfüllte des armen Negers Seele mit Licht und Kraft, und drang durch des ihm gegenüberstehenden Wütherichs Seele wie ein zweischneidiges Schwert. Vegree knirschte mit den Zähnen, aber die Wuth lähmte ihm die Zunge. Tom fuhr in sanftem mildem Tone fort:

»Herr Vegree, wie Sie mich gekauft zu haben geglaubt, will ich auch in Wirklichkeit Ihnen stets ein redlicher und treuer Diener sein. Ich will Ihnen meiner Hände Werk, meine Zeit, meine Kraft — Alles will ich Ihnen darbringen; allein meine Seele gebe ich keinem Sterblichen hin. Die gehört Gott, meinem Herrn im Himmel: an Seine Gebote will ich mich halten, Ihm will ich leben und sterben, dessen können Sie sich versichert halten. Zu sterben fürchte ich mich nicht im Geringsten, sogar wenn es sein muß, lieber heute als morgen. Sie können mich zu Tode peitschen, den Hungertod erleiden oder mich verbrennen lassen, — ich werde dann nur um so früher dahin gelangen, wohin mein Herz sich sehnt.«

»Und dennoch werde ich dich zur Nachgiebigkeit bringen, bevor es so weit kommt!« rief Vegree im heftigsten Zorn.

»Das werden Sie nimmer im Stande sein, denn ich werde Beistand haben,« versetzte Tom.

»Welcher Teufel sollte dir beistehen wollen?« sprach Vegree verächtlich.

»Kein Teufel, sondern Gott der Allmächtige!« sagte Tom.

»Du verd
indem er Tom
fügte.

In diesen
alten Hand
Gaff's Hand.
seinen Traum
wieder alle Sch
mit Grauen.

»Wollen
zu ihm auf Fre
überlassen Sie
zu machen. S
nicht nachgebe

Vegree s
sprach er zu
hinzuz: »Für
ringend ist u
sage ich dir:
Du behältst
jünger heimg
mich?«

Damit
»Gehe
deutung über
kommen! M
»Gott
des Löwen
Antwort.

»Du verdammter Hund!« schnauzte Legree ihn an, indem er Tom einen Faustschlag gab, daß er zu Boden stürzte.

In diesem Augenblicke fühlte sich Legree von einer kalten Hand berührt. Er drehte sich um, — es war Cassy's Hand. Aber die kalte Berührung erinnerte ihn an seinen Traum, und damit vergegenwärtigten sich ihm wieder alle Schreckbilder der vorigen Nacht und erfüllten ihn mit Grauen.

»Wollen Sie denn völlig ein Thor sein?« sagte Cassy zu ihm auf Französisch. »Lassen Sie ihn doch zufrieden, und überlassen Sie mir die Sorge, ihn wieder zur Arbeit fähig zu machen. Sagte ich es Ihnen nicht im Voraus, daß er nicht nachgeben würde?«

Legree gab ihr wirklich Gehör. »Nun meinnetwegen!« sprach er zu ihr, und setzte dann, zu Tom gewendet, hinzu: »Für jetzt will ich dich lassen, weil die Arbeit dringend ist und ich Keinen dabei entbehren kann; aber das sage ich dir: vergessen und vergeben, das thue ich nie! Du behältst es also bei mir zu gut, und ich werde es dir später heimzahlen auf deine schwarze Haut. Verstehst du mich?«

Damit kehrte er ihm den Rücken und ging fort.

»Gehe du nur,« sprach Cassy, indem sie ihm bedeutungsvoll nachblickte, »aber deine Zeit wird bald kommen! Nun, armer Mann, wie steht es mit Euch?«

»Gott der Herr hat seinen Engel gesandt und aus des Löwen Rachen mich erlöst,« gab Tom zur Antwort.

»Nun ja, für diesmal,« bemerkte Cassy; »allein Ihr habt jetzt seinen ganzen Zorn auf Euch geladen, und damit wird er Euch unablässig nachgehen, und nicht eher von Euch ablassen, als bis er seine Rache vollständig befriedigt hat. Ich kenne den Menschen!«

Sie hatte wahr gesprochen. Lange bevor seine Wunden ganz geheilt waren, mußte Tom auf Legree's gemessenen Befehl wieder die volle schwere Arbeit verrichten und wurde dabei von seinem Herrn auf die raffinirteste Weise täglich geplagt und mit unzähligen Kleinigkeiten gequält. Dies war für Tom unerträglicher als selbst eine harte Leibesstrafe. Als er die Züchtigung des Auspeitschens zu erdulden gehabt und sich auf eine noch größere Marter gefaßt gemacht hatte, hatte die Aussicht auf einen nahen Tod ihn gestärkt und ihm auch volle Standhaftigkeit seinem Peiniger gegenüber verliehen. Den raschen, selbst qualvollen Tod scheute er nicht, denn die frohe Ewigkeit lag unmittelbar dahinter, und sein ganzes Sehnen war darauf gerichtet. Allein auf ein langsames Abmartern war er weit weniger gefaßt und dieses tägliche berechnete Gezen und Zagen, dieses unbläßige Zupfen und Berren an ihm war für ihn die härteste Prüfung. Alles erschien ihm im düstersten Lichte; kein Trost wollte in sein Herz kommen; wendete er sich zum Gebet, so vermochte er nicht durchzudringen; las er in der Schrift, so schöpfte er keine Belebung daraus; er war mit einem Worte in einem Zustande gänzlicher innerer Verlassenheit. Eines Abends saß er aufs Tiefste betrübt und verzagend an sich selbst in seiner einsamen Hütte; und lange nachsinnend und nach Trost schmachtend, zog er endlich seine Bibel hervor und suchte die besten Kernsprüche auf, die ihm sonst

stets zur Stärkung und Anfrischung gewesen waren. Allein so oft er sie auch überlas, sie hatten doch diesmal keine Kraft für ihn, und traurig legte er das Buch wieder zur Seite. Ein schadenfrohes Gelächter schreckte ihn auf; — Legree stand vor ihm.

»Nun, alter Knabe,« sprach dieser höhnlisch, »es scheint, dein Christenthum läßt dich im Stich! Ich wußte wohl, daß es so kommen, und ich meinen Zweck mit dir erreichen würde!«

Dieser grausame Spott war für Tom mehr als Hunger und Durst, Kälte oder Körperpein. Er schwieg.

»Du warst ein Thor,« fuhr Legree fort; »denn ich meinte es gut mit dir, als ich dich kaufte. Du hättest es weit besser haben können als Sambo oder Quimbo, und gute Tage gehabt. Statt geplackt und geplagt zu werden, hättest du frei umhergehen und die andern Neger für dich arbeiten lassen können, würdest auch dann und wann ein gutes Glas Punsch zur Stärkung bekommen haben. Also komm, nimm Vernunft an, denn noch ist es Zeit. Nimm das einfältige Buch da und wirf es ins Feuer, und schließe dich meinem Glauben an, der, wie du siehst, dir mehr Vortheil bringt, als deine Kopfhängerei.«

In dem Zustande innerer Dede und Verlassenheit, worin Tom noch eben sich gefühlt hatte, war dies allerdings eine schwere Versuchung für ihn. Allein er blieb standhaft und erklärte fest, daß er seinen Glauben mit keinem andern vertauschen werde. »Dafür behüte mich Gott!« sprach er.

»Aber du siehst, Gott hilft dir nicht; denn sonst würde er nicht zugegeben haben, daß ich dich kaufte,« ent-

gegnete Legree. »Dein Christenthum ist nichts als Lug und Trug. Ich kenne das aus dem Grunde. Du thätest also, wie gesagt, besser, dich zu mir zu halten, denn ich bin etwas und kann etwas thun.«

»Nein, Herr, ich bleibe fest wo ich bin,« erwiderte Tom. »Gott mag mir helfen oder nicht helfen, so will ich doch nicht von Ihm lassen und über alles Vermögen an Ihn glauben.«

»Ein um so größerer Thor!« sprach Legree, indem er ihn anspie und verächtlich mit dem Fuße nach ihm stieß. »Meinetwegen bleibe bei deiner Verrücktheit; aber du sollst sehen, ich breche deinen Starrsinn dennoch und zwinge dich zum Nachgeben!« Damit begab sich Legree fort.

Mit diesem Siege über die Versuchung bekam Tom auf einmal wieder neues Leben: ein Strom süßer Erquickung ergoß sich über sein ganzes Inneres; alle Angst des Herzens war verschwunden; der Glaube hatte seine volle Stärke wieder gewonnen; sein Vertrauen auf Gottes Beistand und Hülfe war wieder unerschütterlich, und ein unbeschreiblich beseligender Friede erfüllte sein Herz. Auch die Kernsprüche der Schrift, die vorhin wie todt für ihn gewesen waren, bewährten aufs Neue ihre Kraft an ihm. Die Verheißung: »Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben,« schien ihn ganz besonders anzugehen; und da sie ihm unwillkürlich gegenwärtig blieb, so eignete er sie sich im Glauben an und deutete sie auf seine nahe Vollendung. Hocherfreut darüber und doch wieder alles Gott anheimstellend, sang er noch mit großer Rührung:

Gott hab ich mich ergeben,
 Zu sterben und zu leben,
 Sobald Er mir gebeut.
 Es sei heut oder morgen,
 Dafür laß ich Ihn sorgen;
 Er weiß allein die rechte Zeit.

Er war nunmehr bereit auf Alles, auf große oder kleine Qualen, auf lange oder kurze Marter.

Seitdem war Tom wie gänzlich umgewandelt und voll Freude; so daß er die täglichen Plackereien, denen er nach wie vor ausgesetzt war, jetzt mit der größten Leichtigkeit ertrug. Seinem Herrn war diese plötzliche Veränderung unerklärlich, und er befragte einst Sambo um seine Meinung darüber. Dieser rieth auf einen geheimen Fluchtversuch, und Begree, der es nicht für unwahrscheinlich hielt, daß Tom dergleichen im Sinne haben möchte, freute sich schon im Voraus darauf; denn die Wiedereinholung des Flüchtlings war außer allem Zweifel, und dann hatte er die schönste Gelegenheit, so recht nach Herzenslust seine Wuth an Tom auszulassen. Mittlerweile machte er noch mehrmals den vergeblichen Versuch, Tom heranzuholen und zur Verläugnung seines Glaubens zu bewegen; und es fehlte bei dieser Gelegenheit nicht an Mißhandlungen und einzelnen Peitschenhieben; allein diese trafen jetzt bloß den äußern Menschen, innerlich wurde Tom nicht im Geringsten mehr davon berührt.

Eines Abends spät, als auf der ganzen Plantage Alles schon im Schlafe lag, und Tom noch mit stillen Betrachtungen beschäftigt war, sah er draußen vor der Hütte im Mondschein eine weibliche Gestalt behutsam sich bewegen.

Er trat hinaus und erkannte in ihr Cassy, welche ihn aber mit einem befremdenden, eigenthümlichen Blick ansah und ihn aufforderte, ihr zu folgen.

»Kommt, Vater Tom,« sprach sie, »kommt mit mir, ich habe Euch etwas Wichtiges mitzutheilen.«

»Was denn, Fräulein Cassy?« fragte Tom bedenklich.

»Möchtet Ihr nicht eure Freiheit erlangen, Tom?«

»Ich werde sie erlangen, sobald es Gottes Wille ist,« versetzte er.

»Ja, aber Ihr könnt sie noch diese Nacht erhalten; darum kommt,« sprach Cassy mit drängender Hast.

Tom zauderte,

»Kommt doch mit!« flüsterte sie ihm zu; »kommt mit! Er liegt in festem Schlafe. Ich habe ihn in seinem Branntwein hinreichend dazu eingemischt, und hätte ich mehr gehabt, so brauchte ich Euch nicht. Aber nun zögert nicht länger; die Hinterthür ist unverschlossen: es liegt da eine Art, ich habe sie dahin gelegt; die Thür zu seinem Schlafzimmer ist offen: ich will Euch den Weg zeigen. Ich würde es selbst gethan haben, wenn meine Arme stark genug dazu wären. Also macht, macht!«

»Nein, nicht um Millionen thäte ich das!« sprach Tom und hielt sie mit Gewalt zurück, als sie ihn noch immer mit sich fortziehen wollte.

»Aber bedenkt alle diese armen Geschöpfe,« machte Cassy bemerklich. »Wir könnten sie sammt und sonders in Freiheit setzen, uns irgendwo hin in eine Wildniß begeben, und dort für uns in voller Freiheit leben; ich habe bereits von Fällen der Art gehört. Jede andere Lebensweise ist unter allen Umständen besser als das Leben hier.«

»Nein!« wiederholte Tom in festem Ton. »Aus Gottlosigkeit und Verbrechen kann nie Gutes hervorgehen. Lieber wollte ich mir ja die rechte Hand abhauen, als so etwas thun!«

»Dann thue ich es,« sprach Cassy, indem sie sich zum Fortgehen anschickte.

»O, Fräulein Cassy,« bat Tom, indem er sich vor ihr niederwarf, »um des theuren Erlösers willen, der für Sie starb, verkaufen Sie Ihre kostbare Seele nicht dem Teufel auf diese Weise! Nichts als Unglück wird daraus entstehen. Der Herr verbietet uns Rache zu üben. Wir sollen geduldig abwarten, bis Er vergilt.«

»Abwarten!« entgegnete Cassy. »Habe ich es nicht gethan? Habe ich nicht geharrt und gewartet, bis mir der Kopf wirr geworden und das Herz erkrankt ist? Hat er mich nicht schon genug erdulden lassen? Und wie hat er nicht überhaupt schon Hunderte von armen Geschöpfen gequält und gemartert! Bapst er nicht Euch das Lebensblut tropfenweise ab? Ich werde demnach nichts als gerechte Rache üben, und ich fühle den Beruf dazu in mir! Seine Zeit ist gekommen, und ich lechze nach seinem Herzblute!«

»Nein, nein, nein!« rief Tom aus, indem er ihre krampfhaft geballten Hände festhielt. »Nein, arme, verlorne Seele, das darf nimmer geschehen! Der theure, liebe Heiland vergoß kein anderes Blut als das seinige, und das vergoß er für uns, da wir Feinde waren. Der Herr verbiete uns dazu, daß wir seinen Fußstapfen nachfolgen und unsere Feinde lieben!«

»Lieben?« fragte Cassy bestremmend; »solche Feinde

lieben? Nein, das ist unmöglich! Fleisch und Blut geben das nimmer zu!»

»Im Fleisch und Blut liegt das allerdings nicht,« entgegnete Tom; »aber wir haben einen mächtigen Helfer, der schenkt uns Kraft dazu und hilft uns siegen. Denn wenn wir dahin gelangt sind, daß wir Alle lieben können, auch unsere ärgsten Feinde; daß wir für Alle beten können mit gleicher Inbrunst, — dann haben wir einen glorreichen Sieg errungen wider Fleisch und Blut, wider Hölle und Teufel, und sind zur Kinderschaft Gottes gelangt!«

Der feierliche Ernst und doch zugleich die Innigkeit des Gefühls, womit Tom diese Worte sprach, seine sanfte Stimme und seine Thränen waren wie ein milder Thau für das wild aufgeregte, irre geleitete Gemüth des armen beklagenswerthen Weibes. Der Sturm in ihrem Innern ließ nach mit seinem Toben; die Heftigkeit ihrer Leidenschaften minderte sich, und in der Tiefe ihres Herzens begannen Empfindungen wieder aufzukeimen, die bisher gewaltsam niedergehalten waren, aber ihr wohl thaten. In einem beruhigteren Tone sprach sie nach einer Weile:

»Sagte ich Euch nicht, daß böse Geister mich verfolgten? Ach, Vater Tom, ich kann nicht beten! Ich wollte, ich könnte es. Seit meine Kinder verkauft wurden, habe ich nie mehr gebetet. Was Ihr sagt, muß wahr sein; ich fühle es; aber wenn ich zu beten versuche, so kann ich nur haßen und fluchen. Ich kann nicht beten.«

»Arme Seele!« rief Tom mittheilsvoll aus. »Der Satan hat Euer begehrt, daß er Euch möchte sichten, wie den Weizen! O, Bräulein Cassy, ich will für Sie beten, aber wenden Sie sich vor allen Dingen an den Herrn Je-

fuß: Er ist gekommen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, und zu trösten alle Traurigen!«

Cassy stand schweigend da, und Thränen tropften von ihren zur Erde gesenkten Augen

»Fräulein Cassy,« sprach Tom, nachdem er sie eine Weile im Stillen betrachtet hatte, »ich will Ihnen etwas sagen; nämlich wenn Sie von hier fortkommen könnten, wenn das auf irgend eine Weise möglich wäre, so möchte ich wirklich Ihnen dazu rathen, Ihnen wie auch Emmelinen; das heißt aber ohne die geringste Blutschuld, sonst durchaus nicht.«

»Wolltet Ihr es mit uns versuchen, Vater Tom?«

»Nein,« erwiederte Tom; »es hat allerdings einen Zeitpunkt gegeben, wo ich dazu geneigt hätte sein können; allein ich habe erkannt, daß der Herr mir meinen Beruf hier angewiesen hat, für das Seelenheil des einen oder andern der armen Geschöpfe um uns her noch zu wirken; daher will ich bei ihnen bleiben, und mein Kreuz mit ihnen tragen in Geduld. Mit Ihnen ist es aber etwas anderes; für Sie ist der hiesige Aufenthalt ein Fallstrick, und früher oder später werden Sie der schweren Versuchung erliegen; darum ist es besser, Sie gehen von hier fort, wenn es möglich ist.«

»So lange er am Leben ist, weiß ich keinen sichern Zufluchtsort von hier als das Grab,« wendete Cassy ein. »Es gibt kein wildes Thier, keinen Vogel, der nicht irgendwo einen Vergungsort finden könnte, selbst die Schlangen und Alligators haben ihre Schlupfwinkel zum Ruhen und Stillliegen; aber für uns gibt es keinen solchen Ort. In den

fernsten, finstersten Gründen der Sümpfe spüren die Hunde uns nach und finden uns auf. Jedermann ist gegen uns, Alles ist gegen uns, selbst die Thiere nehmen Partei gegen uns, wohin also sollen wir entfliehen?»

Tom stand nachsinnend, und sprach endlich:

»Er, der Daniel in der Löwengrube beschützte und die drei Männer im feurigen Ofen bewahrte, — Er, der auf dem Meere wandelte, und den Winden gebot, daß sie ihm gehorsam waren, — Er lebt noch, und ich habe den Glauben, Er werde Euch erretten. Versucht es, und ich will mit aller Kraft für Euch beten.«

Wie wunderbar ist es doch, und wie mag es wohl kommen, daß ein lange unbeachtet gebliebener Gedanke oft plötzlich aufblüht, als der allein richtige unter tausend anderen? Cassy hatte oft stundenlang über Fluchtpläne nachgedenkt; sie hatte unzählige Entwürfe zu diesem Ende gemacht, aber sie immer wieder verworfen als unausführbar; und jetzt auf einmal fiel ihr ein Plan ein, der so einfach und leicht ausführbar war, daß sie an einem glücklichen Erfolge durchaus nicht zweifelte.

»Vater Tom, ich will es versuchen!« sprach sie rasch, jedoch ohne von dem Plane etwas zu sagen.

»Amen! Der Herr gebe seinen Segen dazu!« war seine Antwort.

Legree's Wohnhaus war ein altes solides Gebäude, welches mehr einer Burg aus dem Mittelalter glich, als den einförmigen, leichtgebauten Häusern, die man in Nordamerika sonst gewöhnlich antrifft. Denn es stammte noch aus den früheren Zeiten der Ansiedlung Louisiana's durch die Franzosen her. Legree hatte es mit der ganzen Plantage von den Erben eines reichen französischen Pflanzers gekauft, die

ihm, der leichtern Erbtheilung wegen, gleichzeitig das zwar altnordische, aber gediegen-prachtvolle Mobiliar zu einem billigen Preise überlassen hatten. Als roher, ungebildeter Mensch machte er jedoch wenig Gebrauch davon, oder vielmehr er vernachlässigte es auf's Aeußerste; manches davon wurde auch bei den wüsten Zechgelagen, die er mit benachbarten gleichgesinnten Pflanzern bisweilen hielt, muthwillig zertrümmert, und zuletzt ließ er einen großen Theil oben auf den Boden schaffen, und behielt in den Wohn- und Schlazimmern nur das Nöthigste zurück.

Der Boden dehnte sich über die ganze Länge des Hauses aus, war indeß sehr winkelig, und nur schwach erhellt durch einige kleine Dachfenster. Ueberhaupt hatte er etwas Unheimliches, und unwillkürlich wurde man daselbst von einem Grauen beschlichen. Vollends aber gerieth der Ort in Verruf, seitdem daselbst eine unglückliche Negerclavin, welche Legree's Mißfallen auf sich gezogen, eingesperrt worden, und auf eine geheimnißvolle Weise ums Leben gekommen war. Welchen Tod sie erlitten, erfuhr man nie, und man wußte nur, daß ihre Leiche eines Abends heruntergebracht, und in der Stille begraben worden war; aber man raunte sich ins Ohr, daß sie keine Ruhe im Grabe habe, sondern auf dem Boden umgehe, und über die dort angehanen Martern und Qualen ein schauerliches Wehklagen erhebe. Legree war, wie gesagt, sehr abergläubisch; sein Gewissen sagte ihm, daß er das arme schuldlose Negerweib frevelhaft zu Tode gemartert habe, und vergebens suchte er die ihn anklagende innere Stimme zum Schweigen zu bringen; das Gerücht von ihrem vermeintlichen Umherspuken blieb ihm natürlich nicht verborgen, und jagte ihm eine na-

menlose Furcht ein; da er sich indeß theils ihrer vor den Leuten schämte, theils die dadurch in ihn gesteigerte Gewissensmarter nicht zu ertragen vermochte, so schwor er, daß der Erste, der von dem Spuke noch ein einziges Wort über seine Lippen kommen lassen werde, oben auf dem Boden eingesperrt werden sollte. Diese Drohung reichte allerdings hin, um das Gerücht zum Verstummen zu bringen; allein dessenungeachtet erhielt es sich unter dem ganzen Sklavenpersonale im Geheimen, und Jeder, der irgend im Hause etwas zu thun hatte, hütete sich, selbst der Treppe, die nach dem Boden führte, zu nahe zu kommen, oder auch nur einen scheuen Blick auf sie zu werfen. Auch Legree hielt sich stets in gehöriger Entfernung von ihr, und wäre um keinen Preis zu bewegen gewesen, gar auf den Boden zu gehen.

Auf diesen Umstand baute Cassy ihren Plan. Ihr Schlafzimmer befand sich unmittelbar unter dem Boden, was ihr dabei sehr zu statten kam. Sie ließ nämlich eines Tages ohne Weiteres ihr Zimmer ausräumen, und alle Sachen in ein anderes im untern Stockwerke bringen. Hierzu wählte sie absichtlich einen Zeitpunkt, wo, wie sie wußte, Legree von einem Spazierritte wieder nach Hause kommen würde.

Als Legree den Umzug sah, fragte er erstaunt nach der Ursache. Cassy gab kurz zur Antwort, sie wünsche endlich einmal einige Nachtruhe zu haben.

»Wer, zum Henker, stört denn deine Nachtruhe?« fragte er weiter.

»Das könnte ich Ihnen allerdings sagen, wenn Sie wirklich Verlangen tragen sollten, es zu wissen,« gab Cassy zur Antwort.

Man, was ist
 Si, was sollte
 kann auf dem B
 schlugen umher w
 die dampfe Schläg
 vernahmen, und
 von der Wittern
 bogen stand bestü
 schachte er sich
 um den Verdach
 schweigen, das G
 das Geräusch von
 herorgebracht
 er anders, un
 so glau
 die Bett
 oder dabei nic
 selbigenheit, un
 einwurgen zu
 schichten, I
 der Wite
 auch wo
 Legrees wu
 Boden sch
 einander
 durch ei
 Schlafraum
 Zeit nur da
 zu bent
 sein.

»Nun, was ist es denn? ich will es wissen.«

»Ei, was sollte es anders sein, als ein Aechzen und Söhnen auf dem Boden gerade über mir, und dabei geht es langsam umher wie in Schlarfen; auch lassen sich bisweilen dumpfe Schläge und schauerliche Töne wie Angstgeschrei vernehmen, und das alles währt die halbe Nacht hindurch, von der Mitternachtstunde bis gegen Morgen.«

Legree stand bestürzt da, und hörte mit offenem Munde zu. Doch suchte er sich möglichst wieder zu fassen, und erklärte, um den Verdacht, als glaube er an dergleichen, von sich abzuwälzen, das Ganze für leere Einbildung. Ratten würden das Geräusch verursacht, und der Wind die seltsamen Töne hervorgebracht haben, meinte er; jedoch im Stillen dachte er anders, und hatte er vorher an dem Spuk nicht gezweifelt, so glaubte er jetzt vollends steif und fest daran.

Cassy hatte nunmehr ihr Spiel schon halb gewonnen. Sie blieb aber dabei nicht stehen, sondern benutzte jede passende Gelegenheit, um die Gespensterfurcht bei Legree immer tiefer einzuwurzeln zu lassen. Sie erzählte ihm Abends schauerliche Geschichten, ließ ein geheimnißvolles Grauen beim Herannahen der Mitternachtstunde blicken, und beim Eintritt derselben auch wohl ein arges Gepolter auf dem Boden erregen. Letzteres wurde dadurch bewirkt, daß sie unbemerkt auf den Boden schlich, dort Stühle oder andere Geräthschaften aufeinander stellte, einen Bindfaden daran befestigte und diesen durch ein, im Fußboden gebohrtes Loch in die verlassene Schlafkammer leitete, wo Emmeline dann zur verabredeten Zeit nur daran zu ziehen brauchte, um sofort jenes Gepolter zu bewirken. In einem der Dachfenster

hatte Cassy außerdem den engen Hals einer zerbrochenen Flasche so geschickt anzubringen gewußt, daß der Wind beim Durchstreichen seltsame Töne verursachte, die, zumal wenn er heftig wehte, wahrhaft schauerlich klangen. Da dies natürlich auch bei Tage häufig geschah, so hörten, außer Legree, noch viele Andere diese Töne, und bald hatte sich auf der ganzen Plantage die Gespensterfurcht stärker als je in den Gemüthern festgesetzt. Von jetzt an war Cassy vollkommen sicher, daß, was auch vorkommen möge, Niemand es wagen werde, dem Boden sich zu nahen oder ihn gar zu betreten. Sie traf demnach unverweilt die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung ihres Planes.

Zunächst trug sie Nachts, sobald Alles in tiefem Schlafe lag, Schinken, Brot und andere Lebensmittel, nebst einem Vorrath von Kerzen, in ein Versteck auf den Boden; eben so brachte sie nach und nach den größten Theil ihrer und Emmelinens Kleidungsstücke hinauf. Sodann wußte sie sich bei Legree so einzuschmeicheln und beliebt zu machen, daß er sie eines Tages nach einer, unmittelbar am Nothen Fluß liegenden benachbarten Stadt mitnahm. Unterwegs merkte sie sich genau alle Merkmale, an denen sie den Weg wieder erkennen konnte, und eben so berechnete sie, wie viel Zeit der Fußgänger auf demselben brauchen werde.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, setzte sie Emmeline vorläufig von allem in Kenntniß, und wartete nur noch den passenden Augenblick ab, um zur That zu schreiten.

Es war schon in der Abenddämmerung und Legree zum Besuch auf der nächsten Plantage, Cassy und Emme-

line waren in ihrem Zimmer mit dem Zusammenlegen einiger ihrer Kleider beschäftigt, die sie in zwei Bündel banden.

»So,« sprach Cassy; »sie werden groß genug sein. Jetzt setze deinen Hut auf und laß uns gehen: es ist grade die passendste Zeit.«

»Aber, mein Gott, sie können uns ja noch fortgehen sehen!« wendete Emmeline ein.

»Das eben sollen sie,« bemerkte Cassy. »Begreiffst Du denn nicht, daß sie uns unter allen Umständen außer dem Hause wissen und uns nachsehen müssen? Die Sache ist nämlich die: Wir schleichen uns zur Hintertür hinaus und eilen bei den Hofgebäuden vorbei. Sambo und Quimbo werden uns sicher gewahren und uns nachrennen. Aber dann sind wir schon zwischen dem Erlengebüsch in den Sümpfen, und dahin können sie uns nicht folgen, ohne zuvor Lärm gemacht und die Hunde losgelassen zu haben. Ehe es aber zum wirklichen Verfolgen kommt, ist es finster geworden; wir machen dann einen kurzen Umweg, gehen in den breiten, mit Röhricht und Gebüsch besetzten Bach, der an dem Hause vorbeifließt, und waten in demselben entlang, bis wir der Hintertür wieder gegenüber sind. Auf diese Weise gerathen die Hunde auf eine falsche Spur, da der Geruch von uns auf dem Wasser natürlich nicht haften bleibt. Im Hause wird kein Mensch mehr zu finden, sondern Alles, was Beine hat, uns nachgerannt sein. Wir schlüpfen daher unbemerkt durch die Hintertür und hinauf auf den Boden, wo ich in einer der dort befindlichen großen Kisten ein vortreffliches Bett zurecht gemacht habe. Wir werden freilich auf dem Boden wohl eine geraume Weile ausharren müssen; denn

Legree wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, um uns wieder einzufangen. Er wird von den benachbarten Plantagen eingübte Sklavenjäger kommen lassen und ein großes Treibjagen anstellen, wobei gewiß kein Fleck Erde in den Sümpfen ununtersucht gelassen werden wird. Schon oft hat er sich dessen gerühmt, daß ihm noch nie ein Sklave entkommen sei. Auf uns mag er indes nach Herzenslust Jagd machen. Jetzt aber folge mir,“ sprach sie, indem sie Emmeline bei der Hand faßte.

Die beiden Flüchtlinge traten geräuschlos zur Hintertür hinaus und eilten an den Wirthschaftsgebäuden vorbei, auf das Sumpfdickicht zu. Als sie dasselbe beinahe erreicht hatten, hörten sie eine Stimme hinter sich erschallen, welche ihnen Halt gebot. Es war jedoch weder Sambo's, noch Quimbo's Stimme, sondern diejenige Legree's, der ihnen unter fürchterlichen Verwünschungen nachrannte. Bei dieser drohenden Gefahr vergingen der schüchternen Emmeline fast die Sinne und sie war einer Ohnmacht nahe. Allein entschlossen zog Cassy einen Dolch, den sie zu sich gesteckt hatte, und erklärte ihr kaltblütig, sie augenblicklich zu tödten, sofern sie sich nicht zusammenehme und ihr unverweilt folge. Dies wirkte, und Emmelinens Lebensgeister wurden durch den Schreck so aufgeregt, daß sie nunmehr rüstig voranschritt. Beide verloren sich alsbald in den Irrgängen der Sümpfe, worauf Legree es für rathsam hielt, umzukehren und Beistand zu holen.

„Verwünscht!“ rief er zähneknirschend aus. „Doch wartet nur, ihr Weibsmenschen, ich werde euch schon erfassen! Ihr seid in der Falle und mir sicher genug! Ha, ihr sollt mir büßen!“

...olla! Sambo
...ter Stimme,
...tage in den Sü
...f Dollars
...fart und die in
...beilsten sich,
...aus Gewinn
...ber auch um ihr
...heimlich zu
...herbeig
...auf sie schließ
...fragte
...gab Legree ihm
...zur Hölle
...voran Alle, fr
...zgreife, und a
...weinen!“
...igte sich in Bei
...mehr zu
...der Lauer stan
...tür, woran
...in Legree's
...über in voller
...schnell wie m
...hen.
...damit keine so
...sie sind alle an
...Wend. Wir werd
...wille will ich
...heile sie aus der

»Holla! Sambo! Quimbo! Alle heraus!« rief er mit lauter Stimme, als er auf dem Hofe war. »Zwei Blüchtlinge in den Sümpfen, und wer sie wieder einfängt, erhält fünf Dollars Belohnung! Die Hunde heraus! Macht Tiger, Fury und die übrigen los!«

Alle beeilten sich, der Aufforderung Folge zu leisten, die meisten aus Gewinnsucht oder aus blindem Gehorsam, manche aber auch um ihren Dienstleister bei dieser Gelegenheit recht augenscheinlich zu machen. Die Hunde wurden losgelassen, Pechfackeln herbeigebracht und Feuerwaffen vertheilt. »Soll ich auf sie schießen, wenn sie nicht anders wieder zu bekommen sind?« fragte Sambo. »Nicht auf das junge Mädchen,« gab Legree ihm zur Antwort, »wohl aber auf Cassy, damit sie zur Hölle fahre, wofür sie längst reis ist. Doch nun voran Alle, frisch darauf! Fünf Dollars für den, der sie ergreift, und außerdem Jedem ohne Unterschied ein Glas Brantwein!«

Alles setzte sich in Bewegung und bald war im Hause und Hofe Niemand mehr zu sehen. Cassy und Emmeline, die bereits auf der Lauer standen, schlüpfen nun behende durch die Hinterthür, worauf jene, statt sofort auf den Boden zu gehen, in Legree's Wohnzimmer sich begab. Emmeline war darüber in voller Angst und bat flehentlich, daß sie doch jetzt so schnell wie möglich in ihrem Versteck sich verbergen möchten.

»Es hat damit keine so große Eile,« sagte Cassy im ruhigsten Ton; »sie sind alle auf der Jagd und vertreiben sich damit den Abend. Wir werden schon zeitig genug hinauf gehen. Mittlerweile will ich für Reisegeld sorgen.« Mit diesen Worten holte sie aus der Tasche von Legree's Rock,

»Doch
hon er
g! Ha,

den er in der Hast abgeworfen hatte, einen Schlüssel hervor, schloß damit ein Schreibpult auf und nahm eine beträchtliche Anzahl Banknoten heraus, welche sie rasch durchzählte.

»Ach, das laß uns doch nicht thun!« äußerte Emmeline.

»Weßhalb nicht?« entgegnete Cassy. »Möchtest Du denn lieber in Wildnissen verhungern, statt etwas zu haben, womit wir die Reise nach Canada bestreiten können? Mit Geld läßt sich alles ausrichten.« Damit steckte sie ruhig die Banknoten zu sich.

»Geißt das aber nicht stehlen?« bemerkte Emmeline schüchtern.

»Stehlen!« rief Cassy mit schneidendem Gelächter aus. »Jede dieser Banknoten ist gestohlen! nicht durch mich, sondern durch den, der Leib und Seele zugleich stiehlt, — gestohlen durch ihn von armen, hungernden, verschmachtenden Geschöpfen, die sich obendrein noch für ihn dem Teufel übergeben müssen! Nein, dies ihm wieder zu nehmen, als Mittel zur Flucht aus seinen Krallen, kann weder Stehlen noch überhaupt eine Sünde genannt werden! Doch jetzt laß uns auf den Boden gehen; ich habe dort Kerzen, daß wir sehen, und einige Bücher, daß wir uns die Zeit vertreiben können. An Lebensmitteln fehlt es uns gleichfalls nicht, und so werden wir es dort schon eine Weile mit ansehen können.«

Emmeline fand wirklich den Umständen nach alles aufs Zweckmäßigste eingerichtet. In einem abgelegenen geräumigen Winkel war ein Tisch nebst zwei Stühlen aufgestellt, wo

bestimmt werden konnte, ohne
durch die Dachfenster die
Theil des Bodens wahrzu
Fisches lag, mit der offen
die große Kiste mit dem
Platz hatte.

nach einigen Stunden
begree nach
vergeblichen Treibjagen wie
über den mißlungenen Ver
Aerietb
besonders weil sie befürchtete,
auf dem Boden ihnen
beruhigte sie darüber ba

den nämlichen Abend ritt Leg
erbat sich für den so
neuen Treibjagen. In der
Kisten, um die Klüchtlings
wurden so sorgfältig durchsucht
Emmeline sich dort aufgehalte
wäre, unentdeckt zu ble
weite mißlungene Versuch st
höchsten Grad und er richt
gegen den armen Tom. Irge
Stimm auslassen konnte, mu
natürlicher, als daß er Tom
ste, nicht bloß, weil er ihm
zum Werkzeuge seiner Grausa
lassen wollen, sondern besa
Behaltens am Glauben un

Licht gebrannt werden konnte, ohne daß der geringste Schimmer davon durch die Dachfenster drang oder auch nur im übrigen Theil des Bodens wahrzunehmen war. In der Nähe des Tisches lag, mit der offenen Seite gegen das Dach gekehrt, die große Kiste mit dem Bette, welches für Beide hinreichend Platz hatte.

Als Legree nach einigen Stunden mit seinen Begleitern von dem vergeblichen Treibjagen wieder zurück kehrte und seine Wuth über den mißlungenen Versuch durch Loben und Verwünschungen kundgab, gerieth Emmeline in fürchtbare Angst, besonders weil sie befürchtete, Legree werde nunmehr dennoch auf dem Boden ihnen nachspüren lassen. Allein Cassy beruhigte sie darüber bald auf's Vollkommenste.

Noch den nämlichen Abend ritt Legree nach den nächsten Plantagen und erbat sich für den folgenden Tag Beistand zu einem neuen Treibjagen. In der That wurde hierbei Alles aufgeboten, um die Flüchtlinge aufzufinden, und die Sümpfe wurden so sorgfältig durchsucht, daß es hätten Cassy und Emmeline sich dort aufgehalten, für sie völlig unmöglich gewesen wäre, unentdeckt zu bleiben.

Dieser zweite mißlungene Versuch steigerte Legree's Wuth auf den höchsten Grad und er richtete sie nunmehr ganz und gar gegen den armen Tom. Irgend Jemand, an dem er seinen Grimm auslassen konnte, mußte er haben, und was war natürlicher, als daß er Tom dazu wählte, den er tödtlich haßte, nicht blos, weil er ihm widersprochen hatte und sich zum Werkzeuge seiner Grausamkeiten nicht hatte gebrauchen lassen wollen, sondern besonders wegen seines beharrlichen Festhaltens am Glauben und wegen sei-

nes eben so treuen christlichen Wandels? Dadurch war er für ihn gewissermaßen ein immerwährender stiller Vorwurf, und zugleich der Einzige, dem er die religiösen Grillen — wie er sie nannte — nicht auszutreiben, den er zu Schlichkeiten nicht zu verführen vermocht hatte. Hierzu kam noch, daß er gestern Abend an Tom ein Aufblitzen von Freude bei der Nachricht von Cassy's und Emmelinens Flucht bemerkt zu haben glaubte. Tom hatte sich allerdings dem Treibjagen nicht angeschlossen, sondern war mit Lucie und einigen anderen Negern zurück geblieben, mit denen er dann, wie er schon seit einiger Zeit gepflegt, eine gemeinschaftliche Abendandacht gehalten und erbauliche Gespräche zur Förderung ihres Seelenheils gehalten hatte. Allein Legree hatte ihm keinen Befehl zum Mitgehen erteilt, weil er seine Gesinnungen in dieser Beziehung kannte, und zu sehr in der Eile gewesen war, um sich noch in Erörterungen mit ihm einzulassen; und freiwillig einer Sclavenjagd sich anzuschließen, war an sich schon für Tom eine Unmöglichkeit. Zudem waren Verfolger genug auf den Weinen; und Legree hätte füglich schon mit seinen Hunden den Zweck vollständig erreichen können. Welche List Cassy und Emmeline bei ihrer Flucht angewendet hatten, und daß sie nicht thörichter Weise in den Sümpfen, sondern auf dem Boden des Wohnhauses sich aufhielten, davon wußte Tom nichts; vielmehr glaubte er nicht anders, als Cassy habe den ihr erteilten Rath befolgt und den kühnen Entschluß gefaßt, die Flucht durch die Sümpfe, trotz aller Gefahren zu versuchen. Daher fürchtete er ernstlich, daß bei den von Legree getroffenen Anstalten die Flüchtlinge wieder eingeholt werden würden, und freute sich freilich sehr, als der Erfolg lehrte, daß

seine Furcht ungegründet gewesen war. Der jetzige Aufenthalt der Flüchtlinge war ihm aber, wie gesagt, unbekannt; denn Cassy hatte ihm von ihrem eigentlichen Plane absichtlich nichts gesagt; um ihm, sofern er darüber von Legree befragt werden sollte, einen harten Kampf zwischen Gewissenspflicht und Mitleid zu ersparen und ihn überhaupt vor der Strafe einer Mitwisserschaft zu bewahren.

Legree war indeß überzeugt, daß Tom um den Aufenthaltsort der Flüchtlinge wisse, und fest entschlossen, ihn erforderlichen Falls durch die grausamsten Martern zum Geständnisse zu bringen. Als er daher gegen Mittag von der zweiten fruchtlosen Jagd zurückgekehrt war, befahl er seinen Sclavenaufsehern, Tom herbeizuholen. »Der alte Spießbube,« sprach er, »steckt jedenfalls mit hinter der ganzen Geschichte; und ich will es aus seiner schwarzen Haut herausbringen, wie es sich damit verhält, und sollte er auch vor meinen Augen verenden!« Sambo und Quimbo gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; denn obwohl sie sich gegenseitig haßten, so war doch ihr gemeinschaftlicher Haß gegen Tom, seitdem sie erfahren hatten, daß er zum Sclavenaufseher an ihrer statt bestimmt gewesen war, noch größer.

»Ich haße ihn!« sprach Legree bei sich selbst, als sie fortgegangen waren, Tom zu holen; »ja, er ist mir im höchsten Grade verhaßt durch sein Frommthun! Gleichsam, als wäre ich ein armer Sünder gegen ihn! Und was hindert mich, meinen Haß an ihm abzukühlen? Ist er nicht mein Eigenthum? Kann ich nicht mit ihm machen, was ich will? Wer wollte mir es wehren?« Und Legree ballte in voller Wuth seine Faust und schüttelte sie, als hätte er etwas in Händen, das er in Stücke zerreißen könnte.

Dann bedachte er wieder, wie treu und redlich, und welch' tüchtiger, unverdrossener Arbeiter Tom sei; und er war nahe daran, in seinem Entschlusse wankend zu werden, als ihm alle seine vergeblichen Versuche, Tom zu sich eben so herumzuholen, wie es ihm bei allen anderen gelungen war, ins Gedächtniß zurückkamen und ihn auf seinem starren Sinn beharren ließen.

Unter den Vertheidigungsgründen für das Slavenwesen in Nordamerika hört man gewöhnlich auch die Behauptung aufstellen, daß schon das eigene Interesse des Slaveneygenthümers eine Schutzwehr für den Slaven sei und jenen immer verhindern werde, Züchtigungen ausüben zu lassen, die das Leben oder die Gesundheit des Slaven gefährden könnten. Allein wer so spricht, zeigt, daß er theils das Slavenwesen in seiner Wirklichkeit nicht kennt, und theils nicht weiß, wessen ein roher, leidenschaftlicher Mensch alles fähig ist. Wenn Slaveneygenthümer für die Wiedereinbringung flüchtiger Slaven eine Belohnung aussetzen, so kann man das immerhin in der Ordnung finden. Allein wenn sie, wie wir in mehreren Fällen gesehen haben, für die Einlieferung der Köpfe dieser Flüchtlinge ebenfalls Belohnungen, und zwar bis zu mehreren hundert Dollars, so kann man unmöglich sagen, daß ihr eigenes Interesse dabei im Spiele wäre. Vielmehr liegt hier nur gemeine Nachsicht, oder vielmehr eine Nachsicht schrecklicher Art, zum Grunde. Und wie wenig nun vollends bei Legree das eigene Interesse eine Schutzwehr für seine Slaven war, bedarf nach dem Erzählten keiner weiteren Ausföhrung.

Als Tom zu Legree geföhrt wurde, hatte er ein be-

himantes Vorgefühl von dem, was ihm bevorstehen, und daß dies sein Todesgang sein würde. Allein er war freudig zum Tode und hatte schon längst sich gesehnt, aufgelöst und bei Christo zu sein. Alle Wünsche, die er für diese Erde noch hätte haben können und die sich wesentlich auf das Wiedersehen seiner Familie beschränkten, hatte er ebenfalls schon vor längerer Zeit daran gegeben und bereitwillig dem Herrn geopfert. So fesselte ihn denn nichts mehr an das irdische Dasein, und er trat getrost und gefaßt vor seinen Peiniger.

»Weißt du, Tom,« redete dieser ihn an, »daß ich entschlossen bin, dich zu tödten?«

»Das ist leicht möglich, Herr,« gab Tom ruhig zur Antwort.

»Ja, ich habe in Wahrheit und Wirklichkeit diesen Entschluß gefaßt,« sprach Legree in einem Ton, der an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln ließ, »und du kannst dessen gewiß sein, sofern du mir nicht sagst, was du von den beiden Flüchtlingen weißt!«

»Ich weiß nichts von ihnen,« war die Antwort.

»Wie! du verdammter schwarzer Christ, du wagst mir zu sagen, du wüßtest nichts von ihnen?« schrie Legree mit einer Donnerstimme ihm zu.

»Nein, ich weiß in der That nichts von ihnen, und wenn ich sterben sollte,« betheuerte Tom.

»Höre, Tom,« sagte Legree zu ihm, indem er ihn an dem Arm faßte und scharf ins Auge blickte, »du glaubst vielleicht, daß weil ich dir es neulich habe durchgehen lassen, ich auch jetzt nicht Ernst machen würde; aber diesmal sollst du mir nicht so durchschlüpfen; denn mein Entschluß steht

unerschütterlich fest und die Kosten sind mit in Anschlag gebracht! Du hast mir stets das Widerspiel gehalten, — jetzt aber will ich dich beugen oder tödten, entweder oder! Jeden Tropfen Blutes in dir will ich zählen und dir abzapsen, bis du nachgibst!«

Tom blickte seinen Herrn unerschrocken an und erwiderte: »Herr, wenn Sie krank, oder in Noth, oder im Sterben wären, und ich könnte Sie retten, so würde ich mit Freuden mein Herzblut hingeben; und wenn das Blut tropfenweise von mir rinnen würde zur Rettung Ihrer Seele, so würde ich es eben so bereitwillig hingeben, wie der Heiland das seinige für mich geopfert hat. O, lieber Herr, belasten Sie Ihre Seele nicht mit dieser großen Sünde! Es wird Ihnen mehr schaden als mir! Wenn Sie auch das Schlimmste mit mir vornehmen, so sind doch meine Qualen bald vorbei; aber die Ihrigen werden nie endigen, wenn Sie sich nicht bekehren und sich zu Gott wenden!«

Diese Worte drangen wie Feuerpfeile in Legree's verhärtetes und verstocktes Herz und brachten ihn zum Verstummen. Doch nur auf Augenblicke; der böse Geist gewann die Oberhand und zehrte ihn der Schwäche; die Wuth in ihm kehrte mit verdoppelter Stärke zurück — und Tom war geopfert!

Wir werfen einen Schleier über den Act der Auspeitschung bis zum Tode, und bemerken nur, daß jene letzten Worte und die beispiellose Geduld, mit der Tom seine Martern erduldet, selbst die Herzen der beiden rohen Hentesknechte erweichte und den Haß, den sie gegen Tom gehegt hatten, in Mitleid und Reue umwandelten. Sie trugen ihn nach seiner Hütte, wuschen seine Wunden, betteten

... so gut sie
... aber s
... ich geben
... unter
... Brantwe
...
... Tom!
... händlich und
... Ich verzeih
... mit schwache
... O — Tom
... ich so oft ha
... befestandem
... dieses Wort
... auf. Tom g
... Worten
... Wahrheit u
... Sänder selig
... Ende.
... beide weinten,
...
... warum h
... aus; »ab
... der Herr J
... armen Wes
... mehr als Ein Bel
... bringen könnte!
... daß sie theilh
... sein Gebet ward

ihn so gut sie konnten, und, da sie noch Leben in ihm spürten; aber gewahrten, daß er vor Schwäche keinen Laut von sich geben konnte, eilte einer von ihnen zu Legree, erbat sich unter dem Vorwande, dessen bedürftig zu sein, ein Glas Brantwein und goß es dem Ohnmächtigen in den Mund.

»O Tom!« rief Quimbo schmerzlich aus, »wir haben schändlich und abscheulich an dir gehandelt!«

»Ich verzeihe euch von ganzem Herzen,« erwiderte Tom mit schwacher Stimme.

»D — Tom! erzähle uns doch von Jesus, von dem wir dich so oft haben reden hören, und der dir den ganzen Abend beigestanden hat: wer ist das?« bat Sambo.

Dieses Wort richtete den schwachen, hinsterbenden Geist wieder auf. Tom gewann Kraft, mit wenigen, aber eindringenden Worten zu zeugen von Dem, der da ist der Weg und die Wahrheit und das Leben; der in die Welt kommen ist, die Sünder selig zu machen, und bei uns bleibt bis an der Welt Ende.

Beide weinten, — diese bisher so rohen, gefühllosen Menschen.

»Ach, warum habe ich davon nicht schon eher gehört!« rief Sambo aus; »aber ich glaube, — ich kann nicht anders, — der Herr Jesus sei mir gnädig!«

»Ihr armen Wesen!« sprach Tom. »Ich wollte gern noch mehr als Ein Leben opfern, wenn ich euch nur zu Christo bringen könnte! O Herr, schenke mir auch diese Seelen noch, daß sie theilhaftig werden deiner ewigen Gnade!« Sein Gebet ward erhört.

Tom lag seitdem fast immer in einem bewußtlosen Zustande, der wenigstens das Gute für ihn hatte, daß er die furchtbaren Körperschmerzen in einem weit geringeren Grade empfand, als der Fall gewesen sein würde, wenn er bei voller Besinnung geblieben wäre.

Am nächstfolgenden Tage fuhr ein leichter, aber eleganter Wagen auf den Hof, und heraus sprang ein junger Mann, der sogleich nach dem Hausherrn fragte.

Es war George Shelby. Das am Schlusse des vorigen Kapitels erwähnte Schreiben Ophelia's an Madame Shelby wegen Tom's Verkaufung war durch einen unglücklichen Zufall auf einer Zwischenstation liegen geblieben und erst nach Verlauf von zwei Monaten nach dem Orte seiner Bestimmung gelangt. Kurz zuvor war aber Herr Shelby plötzlich gestorben, und das Ordnen seines Nachlasses hatte alle Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so daß wiederum eine geraume Weile verging, bevor an Tom's Verkaufung ernstlich gedacht werden konnte. Denn die dazu erforderliche Summe fehlte gleichfalls, und erst der Umsicht, dem praktischen Blick und der weisen Sparsamkeit der Madame Shelby gelang es, die Angelegenheiten vollständig zu ordnen, die Schulden abzutragen und ein geregelter Einkommen für die Zukunft zu sichern. Jetzt konnte jene Summe bequem entbehrt werden, und George eilte unverweilt nach Neuorleans, um sich bei dem St. Clareschen Bevollmächtigten, von dem Ophelia ebenfalls geschrieben hatte, zu erkundigen, wohin Tom verkauft worden sei. Dieser wußte es zwar nicht, jedoch gelang es seinen und des jungen Shelby's angestregten Bemühungen, in Erfahrung zu bringen, daß Tom's jetziger Herr am Rothen Flusse wohne

...hete heiß. S
...wurde zu P
...Klocht, und
...gegen Tom
...den Fremd
...höre, Sie
...Tom, gekauf
...auf meines
...rückzukaufen
...ich habe alle
...Legree mit
...bitter bereu
...trotzigste
...meine Regen
...Blauen, von
...erch war, scha
...nun um ih
...schämtheit mir
...ich ihn auspeit
...denken soll.
...
...jungen Manne
...hielt er an
...in jener Hütte
...Nähe stand.
...weil er die
...gern verbo
...nicht irre machen
...Hütte.

und Legree heiße. So erklärte sich Shelby's plöglige Hien-
herkunft.

Er wurde zu Legree geführt, der seit Cassy's und Em-
melins Flucht, und besonders auch seit dem barbarischen
Verfahren gegen Tom immerwährend bei übler Laune war,
und daher den Fremden eben nicht sehr freundlich empfing.

»Ich höre, Sie haben in Neuorleans einen Neger,
Namens Tom, gekauft,« rebete Herr Shelby ihn an, »er
war früher auf meines Vaters Plantage, und ich wünschte
ihn wohl zurückzukaufen.«

»Ja, ich habe allerdings einen solchen Kerl gekauft,«
erwiderte Legree mit leidenschaftlicher Hitze, »aber diesen
Kauf längst bitter bereut und verwünscht. Er ist der wi-
derspänstigste, trozigste und frechste Mensch, der sich denken
läßt! Sucht meine Neger zum Fortlaufen zu verleiten, und
ist zwei Slavinnen, von denen jede achthundert bis tausend
Dollars werth war, schon zur Flucht behülflich gewesen.
Als ich ihn nun um ihren Aufenthaltsort befragte, hatte
er die Unverschämtheit mir zu sagen, er wisse es nicht, und
daher habe ich ihn auspeitschen lassen auf eine Weise, daß
er ewig daran denken soll. Auch liegt er, glaube ich, schon
im Sterben.«

Dem jungen Manne trat die Bornröthe schon in das
Gesicht; jedoch hielt er an sich und fragte bloß, wo Tom sei.

»Dort in jener Hütte,« sagte ein Negerknabe, der zu-
fällig in der Nähe stand. Legree gab dem Knaben wüthend
einen Fußtritt, weil er die Einzelheiten seiner Schandthat
vor dem Fremden gern verborgen gehalten hätte. Aber die-
ser ließ sich nicht irre machen, sondern ging geradesweges
in die bezeichnete Hütte.

Die kurze Unterredung zwischen dem jungen Shelby und Legree hatte auf dem Hofe stattgefunden, und Cassy, welche bei der Ankunft des Wagens aus Neugierde ans Dachfenster getreten war, hatte jedes Wort gehört und hierdurch erst erfahren, daß Tom ihretwegen dem Tode geweiht worden war. Dies erschütterte sie aufs Tiefste, und was alle selbsterduldete Leiden und Drangsale, was Tom's Ermahnungen, Bitten und Tröstungen nicht vermocht hatten, das bewirkte dieses Opfer christlicher Liebe. Die Eisdinde um ihr Herz zerschmolz, die kalte Verzweiflung wich vor der Wärme sanfter Gefühle, und zum ersten Male konnte sie milde Thränen der Reue und bußfertiger Gesinnung vergießen, und mit Inbrunst beten.

George Shelby erschrak, als er den Zustand sah, in welchem Tom sich befand.

»Ist es möglich? ist es möglich?« rief er wehmüthig, indem er neben dem Schmerzenslager niederkniete. »Onkel Tom, mein armer, armer alter Freund!«

Shelby's Stimme drang halb und halb in das Ohr des Sterbenden. Er bewegte, ohne die Augen zu öffnen, leise das Haupt, lächelte, und wiederholte still für sich den Schluß eines Verses aus einem, früher häufig von ihm gesungenen Liede:

Du kannst durch die Todesthüren
Träumend führen,
Und machst uns auf einmal frei.

»Ach, lieber Onkel Tom, wacht doch auf, sprecht nur noch ein einziges Wort zu mir! Ich bin ja euer

...euer kleine
...sp

»George?« sp
...er die Augen
...war wirr.

Doch allmählig ka

...erheiterte sich

...liefen ihm die

Der Herr sey gep

...! O, lieber

...Ihre Freundlichk

...einmal gesel

...Tom, ihr

...brechen! Ich

...noch nun in ein

Ach, lieber Herr,

...Tom mit feierlichen

...hoffe nun einzugel

...in Kentucky. Der

...Gottes Gnade

...noch eine Bitte, lie

...arme Ehre, w

...Sagen Sie ihr einfach

...sei und daß wir u

...Suchen Sie sie un

...Sie allen auf der Pl

...bittewort von mir. Da

...mit Güte

George, euer kleiner George! Kennt ihr mich denn nicht mehr?»

»George?« sprach Tom mit schwacher Stimme, indem er die Augen aufschlug, »George Shelby?« Sein Blick war wirr.

Doch allmählig kam er zu sich, und als er George erkannte, erheiterte sich sein Antlitz zu namenloser Freude, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter und fröhlich rief er aus:

»Der Herr sey gepriesen für diese große Wohlthat und Erquickung! O, lieber Herr, wie soll ich auch Ihnen danken für Ihre Freundlichkeit! Nun will ich gern sterben, seit ich Sie noch einmal gesehen!«

»Nein, Tom, ihr dürft nicht sterben! Es würde mir das Herz brechen! Ich war gekommen, euch loszukaufen, und muß euch nun in einem solchen schrecklichen Zustande finden!«

»Ach, lieber Herr, beklagen Sie mich nicht!« entgegnete Tom mit feierlichem Ernst. »Ich bin schon losgekauft und hoffe nun einzugehen in den Himmel, wo es besser ist, als in Kentucky. Der Tod ist verschlungen in den Sieg, der mir durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit geworden ist! Aber noch eine Bitte, lieber Herr; erwähnen Sie nichts gegen meine arme Chloe, wie Sie mich gefunden haben, sondern sagen Sie ihr einfach nur, daß ich zur Herrlichkeit eingegangen sei und daß wir uns in der Ewigkeit wiedersehen würden. Suchen Sie sie und meine Kinder zu beruhigen, und sagen Sie allen auf der Plantage, ohne Ausnahme, ein herzlichtes Lebewohl von mir. Daß Ihr Herr Vater mich damals

Entel Tom's Hütte.

verkauft hat, ach! wie sollte ich darüber noch irgend betrübt sein! Vielmehr danke ich ihm dafür, denn ich würde sonst wahrscheinlich nicht so früh das Himmelreich ererbt haben, und die ausgestandenen harten Prüfungen haben ja nur zu meinem wahren ewigen Wohle gedient!«

In diesem Augenblicke ließ sich Legree an der Thür blicken, ging aber gleich wieder fort.

»Der eingefleischte-Satan!« rief Shelby entrüstet ihm nach. »Es ist ein Trost für mich zu denken, daß er bald reif sein wird für die Hölle!«

»Ach, sprechen Sie so nicht!« sagte Tom, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff, »er ist im höchsten Grade zu beklagen, und der Gedanke an sein Loos ist schrecklich. Wenn er nur noch umwenden und sich bekehren wollte, so könnte er Gnade finden, aber ich fürchte, es wird mit ihm nicht dahin kommen!«

»Und ich hoffe es, denn es wäre mir nicht lieb, ihn im Himmel vorzufinden,« versetzte George.

»Nicht so! nicht so! Das thut mir wehe. Auch den ärgsten Feind sollen wir lieben. Und zudem hat er mir eigentlich Böses nicht gethan, sondern schon jetzt die Thore des Himmels mir geöffnet.«

Jedoch das Reden hatte Tom's letzte Kräfte erschöpft; er versank auf's Neue in Bewußtlosigkeit, das Lebenslicht flackerte noch einmal auf, und verlösch dann auf immer. Nur wenige Worte hatte Tom noch zu stammeln vermocht, und vernehmbar darunter war ein Halleluja, womit er seinen Geist aushauchte.

George Shelby war tief ergriffen von dieser ganzen

...; jedoch gab
... noch die Leid
...heit wieder,
... gehen, und ih
... Bezahlung ver
... begraben könn
... Ich verkaufe sei
... Antwort, »aber die
... und damit machen
... Shelby ließ
... Schaufel geben
... tragen, wo e
... Ein Neger m
... behüßlich zu
... Bevor er sei
... mit den Worten:
... Grauelthat, d
... durchgehen, und das
... soll gerächt werden
... Meid bei Gericht a
... Ich thun Sie getrost,
... wird Ihnen aber n
... mich aufzubringen
... mich zeugen könnte.
... Shelby sah zu seinen
... diesen Schurken
... zu machen sei, un
... Beschäftigung entgehen
... Anmerkungen daren.

Scene; jedoch gab ihm der Gedanke, daß Legree in seiner Raserei noch die Leiche mißhandeln möchte, die volle Besonnenheit wieder, und er ließ es sein Erstes sein, zu Legree zu gehen, und ihn zu ersuchen, ihm die Leiche gegen angemessene Bezahlung verabsolgen zu lassen, damit er sie anständig begraben könne.

»Ich verkaufe keine todten Neger,« gab Legree barsch zur Antwort, »aber die Leiche mögen Sie meinetwegen nehmen, und damit machen, was Sie wollen.«

Herr Shelby ließ sich hierauf in Legree's Gegenwart Hacke und Schaufel geben, und die Leiche vorsichtig in seinen Wagen tragen, wo er sie sorgfältig mit seinem Mantel umwickelte. Ein Neger mußte mit aufsitzen, um ihm bei der Beerdigung behülfslich zu sein, und die Geräthschaften zurückzubringen. Bevor er selbst einstieg, wendete er sich gegen Legree mit den Worten:

»Die Gräueltthat, die Sie verübt haben, soll Ihnen nicht so durchgehen, und das von Ihnen vergossene unschuldige Blut soll gerächt werden. Gleich im nächsten Ort werde ich diesen Mord bei Gericht anzeigen!«

»Das thun Sie getrost,« gab Legree höhnißlich zur Antwort, »es wird Ihnen aber nur etwas schwer werden, Beize gegen mich aufzubringen, denn kein Weißer ist hier, der wider mich zeugen könnte.«

Herr Shelby sah zu seinem großen Schmerze ein, daß allerdings gegen diesen Schurken unter den obwaltenden Umständen nichts zu machen sei, und derselbe sonach den Händen der Gerechtigkeit entgehen werde. Er fuhr also ohne weitere Bemerkungen davon.

Außerhalb der Grenzen von Legree's Plantage war ein grüner, von hohen Bäumen überschatteter Hügel. Dort ruht Tom im Frieden.

Zehntes Capitel.

Wiedervereinigung und froher Ausgang.

Legree war von jetzt an völlig mit sich selbst zerfallen, und die verschiedenartigsten Gedanken und Empfindungen, die sich in ihm durchkreuzten, ließen ihn nirgends mehr Ruhe finden. Bei Tage erinnerte ihn bald Dieses, bald Jenes an die Vorgänge mit Tom und an Cassy's und Emmeline's Flucht, und bei Nacht ängstigten ihn schwere Träume. Hierzu kam noch, daß die Spukereien auf dem Boden ärger als je wurden, so daß die Scheu und Furcht davor auf den Gesichtern der im Hause beschäftigten Sklaven deutlich zu lesen war, und Legree nothwendig Kunde davon erhalten mußte. Er stellte sich zwar, als glaube er an dergleichen nicht, versäumte aber nie, jedesmal vor dem Schlafengehen die Thür seines Schlafzimmers sorgfältig zu verschließen und sogar ein Paar geladene Pistolen neben sein Bett zu legen. Selbst bei Tage kam es ihm nicht geheuer im Hause vor, und seine Ausflüge in die Umgegend, um Gesellschaft und Zerstreuung zu suchen, wurden immer häufiger; und nie kehrte er anders als in später Nacht und mit einem starken Rausch nach Hause zurück. Morgens, wenn er nach beängstigenden Träumen und mit wüstem Kopf erwachte,

nahm er sogleich zum Branntweinglase seine Zuflucht, um die trüben Gedanken und unangenehmen Empfindungen zu vertreiben; er wurde, mit einem Worte, ein Trunkenbold, und so war es kein Wunder, daß seine Nerven und Sinne bald zerrüttet waren und die Gebilde seiner Phantasie die schreckhaftesten Formen annahmen.

Cassy, die nicht wenig hierzu mitgewirkt und stets Gelegenheit zu finden gewußt hatte, Legree bei Tage wie bei Nacht im Geheimen zu beobachten, hatte nur auf diesen Zeitpunkt gewartet, um dem langweiligen und unbequemen Aufenthalte auf dem Boden ein Ende zu machen und zur Flucht zu schreiten. Mit allen Einrichtungen im Hause vertraut und mit Nachschlüsseln versehen, war es ihr ein Leichtes, selbst wenn Legree im Bette lag, unbemerkt in sein Schlafzimmer zu schleichen und durch unheimliche Töne ihn zu ängstigen. Hierauf that sie den letzten entscheidenden Schritt. Bekleidet wie eine Todte im Sarge, jedoch mit einem langen weißen Schleier vor dem Gesichte, trat sie eines Nachts, als Legree, wie sie wußte, völlig berauscht sich zu Bette gelegt hatte, in sein Schlafzimmer, schritt feierlich an sein Bett, und mit einer kalten Hand (sie hatte sie vorher mit eiskaltem Wasser gewaschen) ihn in der Art berührend, daß er erwachen mußte, winkte sie ihm und rief ihm mit hohler Stimme zu: »Folge mir! Deine Zeit ist um!« Darauf war sie verschwunden, ohne daß Legree gewahren konnte, auf welche Weise; denn das Nachtlicht erlosch in dem nämlichen Augenblicke.

Legree verließ das Lager nicht wieder; ein hitziges Fieber hielt ihn daran gefesselt, und schon nach Verlauf weniger Tage war er todt; er starb, wie sich aus einzelnen

ausgestoßenen Worten entnehmen ließ, unter gräßlichen Phantasien.

Mittlerweile hatten Cassy und Emmeline gefahrlos das Weite suchen können. Cassy war nach der Weise vornehmer spanischer Creolinnen gekleidet, und ein schwarzgestrickter dichter Schleier bedeckte ihr Gesicht. Emmeline spielte die Rolle ihres Kammermädchens. Da Cassy von Kindheit auf sich fast immer nur in höheren Kreisen bewegt und die Manieren derselben sich angeeignet hatte, so zweifelte Niemand daran, daß sie wirklich das sei, wofür sie sich ausgab. Hierzu kam noch, daß sie aus ihren frühern Verhältnissen Manches gerettet hatte, womit sie äußerlich prunken konnte, als Schmucksachen, prächtige Garderobe ic. und dann insbesondere auch, daß sie reichlich mit Gelde versehen war.

Auf der Fahrt bis zum Mississippi hinab stellte sie sich krank, wobei sie von ihrem angeblichen Kammermädchen scheinbar sehr sorgfältig gepflegt wurde; sobald sie aber in Natchez ein Mississippi-Dampfschiff, welches stromaufwärts nach Ohio fuhr, bestiegen und nicht mehr zu befürchten hatte, mit irgend einem von Legree's näheren Bekannten zusammenzutreffen, that sie sich weniger Zwang an, erschien bei der Mittagstafel und nahm dann und wann auch an der Unterhaltung im Gesellschaftszimmer Theil.

Unter den Passagieren des Dampfschiffes befand sich auch der junge Shelby, den Cassy alsbald wieder erkannt hatte. Durch Geschäfte, die er in Louisiana noch zu besorgen gehabt, war seine Rückreise nach Kentucky bis jetzt verzögert worden. Weil ihm Cassy eine auffallende Aehnlichkeit mit Elisabeth (der Gattin von George Harris) zu haben

... hatte er sie me
... entgangen war.
... auf Tom ließ
... und theils a
... theils weil
... in Nothfällen M
... schloß sie, sich ihu
... jungen Mann nic
... mit ihrer Rea
... zu sein, und
... ausbieten werd
... geline. S
... erzählen, was
... über bis zu Thränen g
... neben der
... inne, welche si
... zwölfjährig
... aus Shelby
... er aus Kentucky sei
... zu werden, und erk
... Interesse nach ma
... seiner Heimath. Da
... sich ihm dies freilich
... konnte, daß sie se
... er ihr auf die artigste
... Kunst.
... fragte sie ihn, ob er
... konnte, der Harris heis
... allerdings ein solcher
... Vater, jedoch haben wir
... des Herr Shelby

gräßlichen
 gefahrlos
 Weise vor-
 schwarzge-
 eline spielte
 n Kindheit
 gt und die
 ifelte Nie-
 ie sich aus-
 n Verhält-
 ch prunken
 be ic. und
 Gelde ver-

shien, so hatte er sie mehrmals aufmerksam betrachtet, was ihr nicht entgangen war. Seine edle Handlungsweise mit Beziehung auf Tom ließ sie die günstigste Meinung von ihm hegen; und theils aus Begierde nach seiner näheren Bekanntschaft, theils weil sie voraussetzte, daß zu ihrem Beschützer in Nothfällen Niemand sich besser eignen werde, als er, beschloß sie, sich ihm offen zu entdecken. Sie hatte sich in dem jungen Mann nicht getäuscht. Er wünschte ihr herzlich Glück, mit ihrer Reisegefährtin aus Legree's Bereich entronnen zu sein, und gab die Versicherung, daß er seinerseits Alles anbieten werde, damit auch die Flucht nach Canada vollständig gelinge. Sie mußte ihm dann noch ausführlich Alles erzählen, was sie von Tom wußte, und er war darüber bis zu Thränen gerührt.

Die Privatkajüte neben derjenigen Cassy's hatte eine französische Dame inne, welche sich de Thour nannte, und eine liebenswürdige zwölfjährige Tochter bei sich hatte.

Da diese Dame aus Shelby's Aeußerungen vernommen hatte, daß er aus Kentucky sei, so suchte sie näher bekannt mit ihm zu werden, und erkundigte sich dann alsbald mit großem Interesse nach manchen Umständen und Verhältnissen in seiner Heimath. Da er die Ursache hiervon nicht kannte, so fiel ihm dies freilich etwas auf, indem er nicht voraussetzen konnte, daß sie je in Kentucky gewesen sei; jedoch gab er ihr auf die artigste und verbindlichste Weise über alles Auskunft.

Eines Tages fragte sie ihn, ob er in seiner Nähe nicht einen Outsbesitzer kenne, der Harris heiße?

»Es wohnt allerdings ein solcher Mann nicht sehr weit von unserem Gute, jedoch haben wir nie viel Verkehr mit ihm unterhalten,« gab Herr Shelby zur Antwort.

»Er besitzt, glaube ich, viele Sklaven?« fuhr Madame de Thour fort, und zwar in einem Tone, aus dem man auf mehr als gewöhnliches Interesse zu schließen berechtigt war.

»Allerdings ist das der Fall,« erwiderte Herr Shelby, ein wenig verwundert über diese Frage.

»Haben Sie vielleicht zufällig gehört, ob sich unter seinen Sklaven ein junger Mann, Namens George, befindet?«

»Si freilich! George Harris, den kenne ich sehr gut, denn er hat eine Sklavin meiner Mutter geheirathet; er ist jedoch nach Canada entkommen.«

»Wirklich?« rief Madame de Thour freudig aus. »Gott sei gedankt dafür!«

Herr Shelby sah sie erstaunt an.

Sie brach in Thränen aus. »Wie sollte mich sein Schicksal nicht interessieren? denn George ist mein Bruder!« sprach sie.

»Wie! Ist es möglich?«

»Ja, Herr Shelby, George Harris ist mein Bruder!« wiederholte sie, indem sie ihre Thränen trocknete und den jungen Mann lächelnd ansah. »Ich wurde, als er noch ein Knabe war, nach dem Süden verkauft, und zwar, durch Gottes Fügung, an einen edlen Mann, der mich mit sich nach Westindien nahm, mir die Freiheit schenkte und mich dann heirathete. Erst vor kurzem ist er gestorben, und ich bin nun auf dem Wege nach Kentucky, wo ich meinen Bruder ausfindig zu machen und loszukaufen beabsichtigte.«

»Ich habe ihn allerdings von einer Schwester Emilie, die nach dem Süden verkauft worden sei, sprechen hören,« bemerkte Herr Shelby.

»Eben die bin ich,« versetzte Madame de Thour. »Aber wie hat sich denn mein Bruder in seinem Wesen entwickelt?«

»Er ist ein ausgezeichnete junger Mann,« gab Herr Shelby zur Antwort, »und hat sich, ungeachtet des auf ihm lastenden Slavenjoches, so mannigfaltige Kenntnisse anzueignen gewußt, daß er sogar seinen eigenen Herrn darin weit übertraf. Ich kenne die Verhältnisse deshalb so genau, weil seine Frau bei uns blieb und er daher häufig zu uns kam.«

»Und sie?« fragte Madame de Thour mit reger Theilnahme.

»Sie ist ein wahres Muster,« erwiderte George Shelby, »und nicht nur schön im Neupferen, sondern hat auch einen sehr gediegenen Charakter und ein frommes Herz. Meine Mutter hatte sie erzogen und stets wie eine Tochter behandelt. Daher war Elisabeth nicht bloß in den Elementarwissenschaften, sondern auch in allen weiblichen Handarbeiten unterrichtet worden.«

»Ist sie in Ihrem Hause geboren?«

»Nein. Vater kaufte sie einst auf einer Reise nach Neuorleans und brachte sie Mutter als Geschenk. Sie war damals erst acht oder neun Jahre alt. Der selige Vater wollte nie sagen, wieviel er für sie gegeben habe; aber nach seinem Tode fanden wir unter den hinterlassenen Pa-

pieren die Rechnung vor; und da sahen wir, daß er allerdings eine außerordentlich große Summe für das Kind gezahlt hatte, wahrscheinlich weil es schon damals ein sehr schönes Mädchen zu werden versprach.«!

Der junge Shelby hatte, weil Cassy bei dieser Unterredung etwas seitwärts saß, nicht bemerkt, daß sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jedem seiner Worte gefolgt war. Jetzt plötzlich erfaßte sie seinen Arm und fragte mit lebhafter Hast, ob er des Verkäufers Namen nicht wisse?

»Mich dünkt, er hat Simmons geheißen; wenigstens schwebt mir ein Name dieser Art aus der Verkaufsbuchrechnung vor,« erwiderte er.

»O, mein Gott, dann ist es meine Tochter!« rief Cassy aus, und überwältigt von ihren Gefühlen, sank sie bewußtlos zu Boden und fiel in Ohnmacht. Man eilte ihr augenblicklich zu Hülfe, und es gelang bald, sie wieder zu sich zu bringen. Herr Shelby hatte, um überhaupt die Angelegenheiten seines verstorbenen Vaters in Louisiana zu ordnen, alle darauf bezügliche Papiere mit auf die Reise genommen, und so denn auch jene Verkaufsbuchrechnung. Er holte sie herbei und zeigte sie Cassy, welche nunmehr jeden Zweifel über die Identität des damals verkauften Kindes mit ihrer Elisabeth gehoben sah.

Madame de Thour und Cassy, die auf solche Weise als nahe Verwandte sich begrüßen konnten, traten in Cincinnati unverweilt die Reise nach Canada an. George Shelby begleitete sie bis Sandusky, um etwaige Gefahren von Cassy und Emmeline abzuwenden, und verließ sie nicht

... in dem Augenbl
... nach Cana
... Ambersberg, a
... fächziger Sclaven
... bald die nöthi
... welche sich solcher
... schlugen und wurde
... der George und
... Fortkommen
... wie nahe sie diesen si
... Montreal zu b
... vertheilhaftigen Bedi
... Fabrik gefunden
... hatte mit seiner klei
... ein zweites Kind,
... Namen Elisabeth er
... bereits fünf Jahre den
... ein eheliches Glück
... erzielt worden. Jetzt
... einen neuen Zuwac
... seine Gattin, der z
... reich ausgef
... saßen beim Abendessen
... Elisabeth öffnete und
... Person des Missionärs
... entgegentrat. In
... eine noch größere
... daß der Geistliche die
... stehende Freude zuvörder
... waren stärker als die

ter, als in dem Augenblicke der Abfahrt des Dampfschiffes, welches sie nach Canada brachte.

In Amherstberg, als dem gewöhnlichen ersten Zufluchtsorte flüchtiger Sklaven aus den Vereinigten Staaten, erhielten sie bald die nöthigen Nachweise über diejenigen Personen, welche sich solcher Flüchtlinge am thätigsten annehmen pflegten und wurden sodann auch mit dem Missionär bekannt, der George und Elisabeth aufgenommen und für ihr weiteres Fortkommen in Canada gesorgt hatte. Als er hörte, wie nahe sie diesen ständen, entschloß er sich, sie persönlich nach Montreal zu begleiten, wo George Harris unter sehr vortheilhaften Bedingungen eine Anstellung in einer Maschinenfabrik gefunden hatte.

George hatte mit seiner kleinen Familie, die mittlerweile durch ein zweites Kind, ein Mädchen, welches den mütterlichen Namen Elisabeth erhalten, vermehrt worden war, nun bereits fünf Jahre der Freiheit sich zu erfreuen gehabt, und sein eheliches Glück war in der ganzen Zeit durch nichts getrübt worden. Jetzt sollte es auf die unerwartetste Weise einen neuen Zuwachs erhalten.

George, seine Gattin, der zu einem munteren und mit Schulkenntnissen reich ausgestattete Harry und die kleine Elisabeth saßen beim Abendessen, als an die Thür geklopft wurde. Elisabeth öffnete und war freudig überrascht, als ihr in der Person des Missionärs aus Amherstberg ein alter, lieber Bekannter entgegentrat. Auf diese Ueberraschung folgte jedoch bald eine noch größere. Es war freilich verabredet worden, daß der Geistliche die beiden Eheleute auf die ihnen bevorstehende Freude zuvörderst vorbereiten sollte; allein die Gefühle waren stärker als die Berechnungen des

Verstandes, und mit dem Ausrufe: »George, kennst Du mich nicht mehr? Ich bin deine Schwester Emilie!« schloß sie ihn in ihre Arme. Cassy beherrschte sich noch etwas, jedoch nur auf Augenblicke; denn die kleine Elisabeth erinnerte sie zu lebhaft an deren Mutter, wie dieselbe in ihrer Kindheit ausgesehen hatte, und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments presste sie ihr eigenes Kind, um welches sie so lange getrauert hatte, an ihre Brust.

Nachdem sich der erste Sturm gelegt hatte, und alle dem einhelligen inneren Drange gefolgt waren, Gott für seine wunderbaren und herrlichen Führungen zu danken, kam es zu ausführlichen gegenseitigen Mittheilungen. Madame de Thour erzählte nun auch Näheres von ihren Angelegenheiten. Sie hatte von ihrem verstorbenen Manne ein beträchtliches Vermögen geerbt, welches sie mit der Familie bereitwillig zu theilen sich erbot. Als sie hierauf ihren Bruder fragte, was sie zunächst für ihn thun könne, gab er ihr zur Antwort: »Laß mich eine vollständige, wissenschaftliche Ausbildung genießen, Emilie: darnach habe ich mich stets gesehnt; und habe ich sie erlangt, so habe ich damit meinen höchsten Wunsch erreicht und werde mir dann jederzeit selbst helfen können.«

Nach reiflicher Ueberlegung wurde der Entschluß gefaßt, auf einige Jahre nach Frankreich überzusiedeln. Demzufolge schiffte sich bald nachher die ganze Familie in Duesbeck nach Havre de Grace ein. Emmeline gewann durch ihr schönes Aeußere und ihr bescheidenes, sanftes Wesen die Zuneigung des Schiffscapitäns in dem Grade, daß er ihr seine Hand antrug und nach der Ankunft im französischen Hafen sie ehelichte.

George studirte vier
Zeit die vielseitigsten
gebildet er nunmehr auch
ihm doch zugleich vor
angelegenheit bewahrt.
nach er sich in einem B
er in Paris kennen g
fordert hatte, nach de
und dort als numme
Leidensgenossen
folgendermaßen au
Amerika würde ich
andern Ausweg wa
Landsleute dort zu w
im Kaufern von den
vielleicht nicht schwer
bei dem allen we
auch unter den gün
Staaten nicht z
Heimathland meines V
ursprüngliche meiner Mu
war ich im Grunde ni
ein schönes Pferd; m
aber war ich wirklich ein
nach dem grausamen Verk
trennte, nicht wieder
Gewißheit, daß sie mich z
meinem eigenen Herzen
was sie gelitten hat, wen
die Schrecknisse, die mei

George studirte vier Jahre in Paris und eignete sich in dieser Zeit die vielseitigsten Kenntnisse an, und so gründlich gebildet er nunmehr auch war, so hatte sein gesunder Sinn ihn doch zugleich vor unfruchtbarer, unpraktischer Stubengelehrsamkeit bewahrt. Ueber seinen künftigen Lebensplan sprach er sich in einem Briefe an einen Nordamerikaner, den er in Paris kennen gelernt und der ihn wiederholt aufgefordert hatte, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren und dort als nunmehriger Freier für das Wohl seiner ehemaligen Leidensgenossen in der Slaverei zu wirken, unter anderem folgendermaßen aus:

»Nach Amerika würde ich nur dann zurückkehren, wenn ich keinen andern Ausweg wüßte. Zum Besten meiner unglücklichen Landsleute dort zu wirken, würde mir zwar, da ich auch im Außern von den Weißen mich nur wenig unterscheide, vielleicht nicht schwer werden; allein was könnte ich ihnen bei dem allen wesentlich nützen? Zudem sehne ich mich, auch unter den günstigsten Verhältnissen, nach den Vereinigten Staaten nicht zurück. Mein Sehnen ist nicht auf das Heimathland meines Vaters gerichtet, sondern auf das ursprüngliche meiner Mutter. In den Augen meines Vaters war ich im Grunde nichts weiter als ein schöner Hund oder ein schönes Pferd; meiner armen, verstoßenen Mutter aber war ich wirklich ein Kind; und obgleich ich sie nach dem grausamen Verkaufe, der uns auf immer von einander trennte, nicht wieder gesehen habe, so weiß ich doch mit Gewißheit, daß sie mich zärtlich liebte. Ich beurtheile sie nach meinem eigenen Herzen. Wenn ich an alles das denke, was sie gelitten hat, wenn ich an meine eigenen Leiden, an die Schrecknisse, die mein heldenmüthi-

ges Weib zu bestehen gehabt, und an den Umstand, daß meine Schwester auf dem Sklavenmarke im Neuorleans öffentlich verkauft worden ist, denke, so drängt sich mir unwillkürlich ein Gefühl der Empörung auf, welches mir vielleicht zur Entschuldigung dienen wird, wenn ich sage, daß ich keine Neigung in mir spüre, für einen Nordamerikaner zu gelten oder mich mit ihnen auf gleiche Linie zu stellen. Zu der unterdrückten, in Sklaverei gehaltenen afrikanischen Rasse neigt sich mein Sinn, und ich möchte sogar lieber, ich wäre noch um einige Schattirungen schwärzer, als weißer. Mein heißester Wunsch ist eine afrikanische Nationalität, die ich aber z. B. in dem haytischen Negerstaate nicht finde; denn ein Strom kann nicht oberhalb seiner Quelle entspringen, und die Wurzeln der haytischen Nationalität ruhen nicht im ursprünglichen Heimathlande, sondern in fremdem Boden, wo sie entweder verkrüppeln müssen, oder noch lange Jahre zu einem kräftigen Wachsthum und Gedeihen gebrauchen werden. Dagegen ist in Afrika selbst bereits der Grund gelegt zu jener ächten Nationalität, nämlich in dem freien und selbstständigen Negerstaate Liberia*). Hierhin werde ich gehen, jedoch als nach einem Arbeitsfelde, und nicht romantischer oder überspannter Ideen wegen. Denn in Liberia bin ich zugleich in meinem ursprünglichen Vaterlande; und daß dieses nach und nach zur Selbstständigkeit sich erhebe, dafür werde ich nach meinen schwachen Kräften mitzuwirken trachten.“

Dieser Entschluß wurde schon nach einigen Wochen ausgeführt, indem George's Angehörige, denen die Ver-

*) Man sehe darüber Cap. 1.

einigten Staaten ebenfalls zuwider geworden waren, von ganzem Herzen ihm beispflichteten. Kurz vor ihrer Abreise hatten sie noch die Freude, über Cassy's Sohn Henry, der nach dem Staate Mississippi verkauft worden war, günstige Nachrichten zu erhalten. Es war ihm schon mehrere Jahre vor der Befreiung seiner Mutter gelungen zu entkommen und eine freundliche und sichere Aufnahme bei Menschenfreunden im Norden zu erhalten. Er folgte den Seinigen später nach Liberia.

E n d e .

92
je
2
11

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|--|-------|
| Erstes Kapitel. Die Sklaven und die Freien | 5 |
| Zweites Kapitel. Liebe in der Sklaverei | 24 |
| Drittes Kapitel. Die Flucht | 43 |
| Viertes Kapitel. Der Mutter Drangsale und Selbennuth | 59 |
| Fünftes Kapitel. Aus dem Leben eines Sklavenhändlers | 66 |
| Sechstes Kapitel. Der vornehme Herr | 93 |
| Siebentes Kapitel. Die Rettung | 111 |
| Achstes Kapitel. Die heiteren Tage | 130 |
| Neuntes Kapitel. Die schlimmen Tage | 158 |
| Zehntes Kapitel. Wiedervereinigung und froher Aus- gang | 228 |

PS: 5892
U54ge
1852
Spec coll

| | Seite |
|------------|-------|
| | 5 |
| | 24 |
| | 43 |
| elbenmuth | 59 |
| enhandlers | 68 |
| | 93 |
| | 111 |
| | 130 |
| | 155 |
| her Kir- | |
| | 228 |

In demselben Verlage sind erschienen:

Das Buch der Geheimnisse. Die Schwester der Gespenster.

Von Paul Féval.

Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. 2 Thle. 16 Ngr. 48 fr. GM.

Der Verfasser hat sich in diesem Romane die interessante Aufgabe gestellt, die wunderbaren, von der Philosophie bestrittenen, von der Phantasie mit schauernder Vorliebe geglaubten Wechselwirkungen des Menschenlebens mit der Geisterwelt zu entwickeln. Alle Völker haben ihre „Gespenster“, und selbst der Gebildete liebt die unheimlichen Volksagen, die sich im Nebel der Vorwelt verlieren, gerne. Bei der reichen Phantasie, bei der köstlichen Darstellungsgabe Févals, dürfte dieses Buch, wie bereits in Frankreich, eine Lieblingslectüre der Belletristik werden.

Von demselben Verfasser:

Graf Blaubart.

Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. Geh. 12 Ngr. 36 fr. GM.

Dem Leser wird nicht die bekannte Geschichte des Blaubart aufgewärmt, sondern die eines Mannes mitgetheilt, der aus Liebe zu seiner Frau Thaten vollbringt, die ihm einen Blaubart erwarben. Eine große Rolle spielt darin ein berühmter Arzt, der in seiner Jugend Seiltänzer war.

Der Schwarzwald.

(Eine Geschichte aus dem deutschen Volksleben.)

2 Thle. 20 Ngr. 1 fl. GM.

Der Capitain Simon.

Ein Roman aus der Kaiserzeit.

Aus dem Französischen übersetzt. 12 Ngr. 36 fr. GM.

Der Perlenbrunnen.

2 Thle. 16 Ngr. 48 fr. GM.

Der Forst von Rennes.

2 Thle. 12 Ngr. 36 fr. GM.

Der schwarze Bettler.

1 Thl. 4 Ngr. 12 fr. GM.